# Hausen im Wiesental

das Heimatdorf
unseres alemannischen Dichters
Johann Peter Hebel



Von Johann Georg Behringer und Reinhold Zumtobel

# Hausen im Wiesental

## das Heimatdorf unseres alemannischen Dichters Johann Peter Hebel



Von Johann Georg Behringer und Reinhold Zumtobel

Herausgegeben von der Gemeinde Hausen
Hausen 1937

Druck von Gg. Uehlin, Schopfheim.

# Gewidmet

den Ehrengästen der Basler Hebelstiftung,

den 12 „alte Manne" beim Hebelmähle

und den 12 Frauen beim Hebelfestkaffee

In ihrer Art will dieses Buch mit ihnen plaudern, wenn die schöne Heimat, verklärt vom stillen, feierlichen Sonntagszauber, ihnen entgegenlacht, und wenn sie beim gemütlichen Beisammensein unseres alemannischen Heimatdichters, Johann Peter Hebel, und auch der vielen Lieben gedenken, die sie noch gut gekannt haben, die aber jetzt alle über den Sternen wohnen.

„. . . und us der Heimet chunnt der Schii,
's mueß lieblig in der Heimet sy!"

Die Verfasser.

ERSTER TEIL

# Johann Peter Hebel
# und sein Heimatdorf Hausen im Wiesental

*

ZWEITER TEIL

# Des Dorfes wechselvolle Geschichte

Und was me in si'm Früehlig lehrt,
me treit nit schwer, und het's emol;
und was me in si'm Summer spart,
das chunnt eim in si'm Spötlig wohl.

# Einleitende Bemerkungen

Wir leben in einem Zeitalter größter Umwälzungen. Wohl noch nie hat eine solche Umgestaltung aller Verhältnisse stattgefunden, wie im 19. und 20. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Vor wenig mehr als 100 Jahren gab es z. B. in ganz Deutschland noch keine einzige Eisenbahn. Der erste Schienenstrang in unserem Vaterland wurde im Jahr 1835 auf der kurzen Strecke Nürnberg-Fürth angelegt. Die Lokomotive, die dem Zügle vorgespannt war, kann natürlich nicht verglichen werden mit den heutigen Schnellzugslokomotiven, wurde aber von den Menschen der damaligen Zeit mit Recht als ein Wunderwerk der Technik und des Menschengeistes bestaunt. Die erste Lokomotive überhaupt hat der Engländer Stephenson im Jahr 1814 erbaut.

Unser liebliches Heimattal erlebte die erste Fahrt einer Lokomotive am Hebelfest 1862. Sie lief probeweise auf der Teilstrecke Basel-Lörrach und hatte den Namen Johann Peter Hebel erhalten, woraus hervorgeht, welche Liebe und Verehrung schon damals unserem alemannischen Heimatdichter entgegengebracht wurde. Doch die kluge Bahnverwaltung verfolgte vermutlich mit der Benennung der ersten Lokomotive der Wiesentalbahn noch einen andern Zweck. Vielen Bewohnern unseres Heimattals paßte es nämlich ganz und gar nicht, daß die heimischen Fluren durch einen Schienenstrang zerschnitten, das Vieh durch die Eisenbahn von der Weide vertrieben und die Landschaft durch den Steinkohlenrauch eines fauchenden Dampfrosses verqualmt werden sollte. Da wird sich die Bahnverwaltung eben gesagt haben, daß sie es mit einer Lokomotive, die auf den Namen des volkstümlichsten Dichters getauft war, noch am ehesten wagen dürfe, der widerstrebenden Bevölkerung die Vorteile des neuen Verkehrsmittels vor Augen zu führen.

Erst viel später, im Februar 1876, ist dann auch die Bahnstrecke Schopfheim-Zell in Betrieb genommen worden. Die Schmalspurbahn Zell-Todtnau wurde sogar erst im Jahr 1889 fertiggestellt. Es leben gegenwärtig in unserem Heimattal noch viele alten Leute, die sich an die bahnlose Zeit und an die Tage erinnern können, da statt der Eisenbahn noch die Postkutsche lief und auch der Güterverkehr mit Pferdegespannen durchgeführt werden mußte. Sie erinnern sich auch noch an den Lichtspan und das „Aempeli“,

in deren matten Schein sie an den langen Herbst- und Winterabenden oft am Ofentisch saßen, wenn der „Aetti" oder die Großmutter alte Märchen und Volkssagen erzählten.

Dampfmaschinen, Turbinen, Telegraph, Telephon, Elektrizitätswerke, Stromleitungen, Kraftwagen, Flugzeuge, Zeppeline, Rundfunk und viele andere Wunderwerke, die der Menschengeist erschaffen hat, sind Errungenschaften der neueren und neuesten Zeit. Von einer solchen Bereicherung des Lebensspielraums wußten unsere Vorfahren nichts, sie mußten dem Boden in mühsamer Arbeit das Notwendigste zum Leben abringen. Ohne die Pionierarbeit der Vorfahren wäre aber die Losschälung unserer Heimat aus der Wildnis, in der sie unendlich lange Zeiträume hindurch gelegen hat, nicht möglich geworden. Der heutige hohe Kulturstand und die Fortschritte der Technik sind somit nicht das ausschließliche Verdienst der jetzigen Generation, sie sind vorläufige Endgliede einer langen entwicklungsgeschichtlichen Kette, die in Jahrzehnten und Jahrhunderten von vielen Generationen durch Einzel- und Gesamtleistungen Glied um Glied zusammengefügt wurde.

Der verdienstvolle Anteil unserer Vorfahren an der zivilisatorischen Gesamtleistung tritt also in unser Blickfeld, wenn wir die Geschichte der Vergangenheit durchforschen. Indem wir die mühsame Aufbauarbeit unserer Vorfahren überprüfen, gewinnen wir erst den richtigen Maßstab zur Bewertung der großen Errungenschaften der Neuzeit, und je mehr es uns gelingt, das Dunkel der Vergangenheit aufzuhellen, um so mehr wird die Heimat zum Mutterboden, aus dem der Gemeinschaftsgeist, der zum völkischen und nationalen Zusammenleben erforderlich ist, seine beste Triebkraft erhält. Wenn irgend möglich, soll daher die frühere Geschichte eines Gemeinwesens nicht der Vergessenheit anheimfallen, sondern niedergeschrieben zukünftigen Generationen übermittelt werden. Das ist für ein Dorf nicht minder wichtig, wie für eine Stadt; diese Erkenntnis setzt sich erfreulicherweise heute immer mehr in allen Kreisen durch, und auch die kulturpolitischen Behörden fördern alle dahin zielenden Bestrebungen.

Von solchen Beweggründen haben auch wir uns leiten lassen, als wir das Wagnis unternahmen, die Geschichte unseres Heimatdorfes Hausen im Wiesental niederzuschreiben und in Buchform den interessierten Kreisen zugänglich zu machen. Ein Wagnis war es, dessen sind wir uns bewußt, denn es ist für Menschen, deren Bildungsweg nur durch die Volksschule des Heimatdorfes führte, nicht leicht, das weitverstreute Quellenmaterial für die Ortsgeschichte zu sammeln und zu sichten, das weniger wichtige Material auszusondern und das wichtigste zu verarbeiten. Wenn wir trotzdem das Wagnis unternahmen, so waren hierfür noch einige besondere Gründe ausschlaggebend. In der zusammengefaßten und geschriebenen oder gedruckten Geschichte eines Dorfes soll sich, so sagten wir uns, vor allem dessen Eigenart widerspiegeln, sie soll die Züge erkennen lassen, die dem Dorf das besondere Gesicht geben. Um dies zu er-

möglichen, kommt es wohl nicht in erster Linie auf das Allgemeinwissen an, als vielmehr auf das Vertrautsein mit den Menschen und Oertlichkeiten, die im Mittelpunkt der geschichtlichen Ereignisse gestanden haben. Verwurzelung im Heimatboden schien uns am wichtigsten zu sein und diese Voraussetzung glaubten wir als gegeben annehmen zu dürfen.

Die Eigenart des Dorfes soll sich in dessen Geschichte widerspiegeln, das ist bereits betont worden, und da ist von unserem Dorf zu sagen, daß es unter den Dörfern und Städten der gesegneten, weinfrohen alten badischen Markgrafschaft eine Sonderstellung einnimmt.

**Hausen ist das Heimatdorf des gefeiertsten und volkstümlichsten alemannischen Dichters Johann Peter Hebel.**

**Hausen war ferner der Standort eines bedeutenden Eisenwerks der Markgrafschaft, und unser Dorf war bis zur napoleonischen Zeit ein südöstliches Grenzdorf der Markgrafschaft an der vorderösterreichischen Grenze.**

Der Leser durchwandert in unserem Dorf und in der Landschaft, die es umgibt, das Kinderland Hebels. Sein Heimatvölklein hat der Dichter mit einer besonderen Ehre ausgezeichnet, er hat es sozusagen zum Treuhänder seines alemannischen Dichtergutes ernannt; ihm hat er die erste Ausgabe seiner alemannischen Gedichte als „Blumenkranz", dessen schönste Blumensträußchen der Dichter in den heimischen Fluren gesammelt hat, zum Geschenk gemacht. Es hatte eine tiefe Bedeutung, als Hebels bedeutendster Landsmann und Verehrer, der Dichter Hermann Burte, in seiner die Herzen durchglutenden Gedenkrede beim großen Hebelfest am 10. Mai 1935 Hebels geschichtliche Schenkungsurkunde mit innerer Ergriffenheit beleuchtete und in seiner Rede die Mahnung durchklingen ließ, es möchte das Heimatdorf Hebels sich des bedeutsamen Treuhänderamtes bewußt bleiben und sich der großen Ehre, von Hebel zu diesem Amt berufen zu sein, allezeit würdig erweisen.

Unserem Heimatdichter Hebel ist der erste Teil dieses ortsgeschichtlichen Buches als Ehrenplatz eingeräumt. In bescheidener Form will des Dichters Heimatvölklein auf diese Weise der Dankespflicht genügen, die es dem großen Sohn des Dorfes gegenüber zu erfüllen hat. Auch in der Fremde und in hohen Stellungen ist Hebel das Heimatdorf stets lieb und teuer geblieben. Es ist die Sprache des Heimatdorfes, die aus Hebels alemannischen Gedichten so glockenhell hinausklingt ins Land und die Menschen innerlich erfaßt. Den ortsunkundigen Hebelfreunden will daher dieses Buch die Möglichkeit bieten, sich mit den Oertlichkeiten des Heimatdorfes unseres volkstümlichsten alemannischen Dichters vertraut machen zu können und Einblick zu gewinnen in die wechselvolle Geschichte des Dorfes.

Soweit dies möglich war, sind die wechselseitigen Beziehungen zwischen Hebel und seinem Heimatdorf zusammengefaßt dargestellt.

„Und wenn sich das ganze Wiesental in Hebels Gedichten spiegelt, Hausen ist die Sonne seiner Jugenderinnerungen, der Stern seiner Träume, der Mittelpunkt seiner Gedanken." So sagt Hebels Biograph E. Keller. Er zeigt den Urboden auf, aus dem der Kraftstoff kam, der Hebel zur Entfaltung seiner dichterischen Gaben drängte. Liebe zur Heimat beflügelte den Geist des Dichters. Mit Heimweh im Herzen hat Hebel in Karlsruhe die alemannischen Gedichte niedergeschrieben. Und Heimweh gab ihm die Entschlußkraft, mit den Kindern seiner Muse, die des Dichters Innenleben widerspiegeln, auf die ihm sonst wenig zusagende Bühne der Oeffentlichkeit zu treten.

Hebel wird die Leser dieses Buches durch die ganze Ortsgeschichte begleiten. Wir werden aber anderseits auch Hebel begleiten und ihm an manche Oertlichkeit folgen, an welcher der Dichter schöpferische Anregungen empfangen und bei der Niederschrift der alemannischen Gedichte im Geist oftmals geweilt haben mag. Es ist, so nehmen wir an, ein sonniger Frühlingsmorgen. An jedem Gräsle und auf jedem Blümle funkeln Tautropfen, wie Silberkügelchen in der Sonne, „d'Summervögeli" gaukeln über dem grünen Mattenteppich und um die belaubten „Hürschtli", „d'Immli" sammeln schon fleißig den Rohstoff für ihre konkurrenzlose hausgemachte Süßigkeit, die durch ein Himmelspatent geschützt ist und von den Menschen Honig genannt wird, die Waldungen rauschen uns in strotzender Jugendkraft alte Volkslieder zu und des Feldbergs Tochter „wedelet" ein wenig hochmütig als eben ausstaffierte Markgräflerin talabwärts Basel zu.

Da folgen wir in Gedanken Hebel auf der Wanderung, von der er den Blumenkranz der alemannischen Gedichte als „Chrömli" heimgebracht hat. Wir machen über Raitbach den Weg nach der finsteren Möhr und gehen von hier zurück über den rauhen Plaßberg nach dem blumigen „Alzebüehl". Von hier wandern wir mit Hebel weiter ins liebliche Tal der Wiese, hinein ins freundliche Dorf, am ehrwürdigen Hebelhäuschen vorbei ins „Usserdorf" und auf den Maiberg. Hier kann sich Hebel schier nicht satt sehen am herrlichen Landschaftsbild seiner Heimat. Und als nun gar noch hinter dem fernen Jura eine ganze Kette Schweizer Alpengipfel nach dem Maiberg herübergrüßt, da gewahren wir, wie der Dichter mit nassen Augen „abeluegt" in sein Heimatdorf. Unwillkürlich wird nun dem Leser eine Stelle in Hebels Gedicht „Der Wächter in der Mitternacht" einfallen. Er fühlt sich in die mitternächtliche Stunde versetzt und vermeint vom Dorf herauf die klagenden Töne eines Nachtwächterhorns und den schwermütigen Spruch des Wächters zu vernehmen:

„Wie wird's mer doch uf eimol so kurios?
Wie wird's mer doch so weich um Brust und Herz?
As wenn i briegge möcht, weiß nit, worum,
as wenn i's Heimweh hätt, weiß nit, no was.

**Loset, was i euch will sage!**
**D'Glocke het zwölfi gschlage.**
**Und isch's so schwarz und finster do,**
**se schiine d'Sternli no so froh,**
**und us der Heimet chunnt der Schii;**
**'s mueß lieblig in der Heimet sy!"**

Der Hebel gewidmete Teil dieses ortsgeschichtlichen Buches will, nochmals sei es betont, nach Möglichkeit geschichtliche Zusammenhänge zwischen Hebels Dichtungen und den Oertlichkeiten und des Dichters Beziehungen zu seinem Heimatdorf aufzeigen. Solche Zusammenhänge werden übrigens auch im allgemeinen geschichtlichen Teil öfters erkennbar werden, wenn aber der Leser auch im zweiten Teil des Buches immer wieder Zitate findet aus Hebels Gedichten, Erzählungen und Briefen, Zitate, die den einzelnen Abschnitten vorangestellt, oder in sie hineinverwoben sind, so spielt hierbei noch die Absicht mit, den Leser anzuregen, recht oft zu Hebels Werken zu greifen und den darin enthaltenen Reichtum an seelischen und geistigen Werten für sich nutzbar zu machen. Aus Hebels tiefen Heimatbrunnen können alle Menschen klares erquickendes Grundwasser schöpfen, das ihr Inneres befruchtet. So wünscht es auch unser Dichter Hermann Burte, der als berufenster Wortführer der alemannischen Landsleute seinem großen Vorbild Hebel in der „Madlee" die Liebe und Verehrung schlicht und einfach so ausspricht:

„Du hesch as Wälderbüebli Beeri gunne
Am Alzebüchl, sie riife so e kaim:
Im Sunndigchinderland bisch all deheim
Vo luter Liecht und Liebi übersponne.

Verzellsch e Gschicht, so lächlet 's Läbe-n-aim,
Erklärsch d'Natur, verklärsch sie voller Sunne,
De singsch e Lied, no bruusch e ghaime Brunne
Wenn aber briegsch, no gaisterets us em Laim!

So lang e Muul no: Mueder! sage cha,
Bisch du die guedi Stund ob alle Mode,
Ne Stärn, do hangen Aller Auge dra.

Du ziehsch vom Volch, vom Volch by diesen Ode
Un chunchsch es wieder warm un läbig a,
Du reinsti Seel ab eusem beste Bode."

Es wäre wohl nicht nötig, mag aber, um Irrtümer auszuschließen, ausdrücklich betont sein, daß die Verfasser dieses ortsgeschichtlichen Buches nicht von der Absicht geleitet wurden, sich auf das Gebiet der gelehrten Hebelforscher zu begeben. Dazu sind sie nicht berufen. Wohl aber würden sich die Verfasser und alle, die ihnen mit Rat und Tat zur Seite standen, recht freuen,

wenn es ihnen gelungen sein sollte, die ortsunkundigen Hebelfreunde etwas mehr mit Hebels engerer Heimat vertraut zu machen, als es bisher möglich war. Nicht minder würden sie sich freuen, wenn durch ihr Werk eine bisher in der reichen Hebelliteratur bestandene Lücke in bescheidenem Umfang ausgefüllt werden könnte. Auf diese Weise möchte das Heimatvölklein Hebels nachträglich den Dank abstatten an den Dichter, der ihm den Blumenkranz der alemannischen Gedichte geschenkt und ihm das Treuhänderamt über sein unvergängliches volkhaftes Dichtergut anvertraut hat. Der Basler Hebelstiftung aber möchten die Verfasser durch dieses ortsgeschichtliche Buch bekunden, daß ihre Bemühung, die Jugend im Heimatdorf des Dichters dadurch in dessen Geist erziehen zu helfen, daß sie alljährlich am Hebelfest einigen schulentlassenen Volksschülern unseres Dorfes das Hebelbüchlein als Geschenk und Ratgeber auf den ferneren Lebensweg mitgibt, nicht erfolglos geblieben sind. Die mit diesem teuren Kleinod Beschenkten, wie auch alle andern Dorfbewohner, die das Glück hatten in ihrer Kinderzeit am Hebelfest teilnehmen zu können, bleiben zeitlebens mit Hebel und der Heimat aufs innigste verbunden. Die menschenverbindende und Gegensätze ausgleichende Persönlichkeit unseres alemannischen Heimatdichters wirkt sich, so darf behauptet werden, auch im Zusammenleben der Dorfgemeinschaft günstig aus und macht diese zu einer großen Familie.

* * *

Die allgemeine Geschichte unseres Dorfes ist im zweiten Teil dieses Buches behandelt. Um dem Leser die Uebersicht zu erleichtern und das Auffinden besonders interessierender Abschnitte rasch zu ermöglichen, ist auch der zweite Teil, wie der erste, in viele Haupt- und Unterabschnitte aufgespalten; die Titel der einzelnen Abschnitte sind aus dem Inhaltsverzeichnis zu ersehen. Auf die Geschichte der Markgrafschaft, also der größeren politischen Gemeinschaft, wird nur eingegangen, soweit das äußere Schicksal des Dorfes davon berührt wurde. Auf eine ausführlichere Behandlung kann verzichtet werden, denn Dörfer und Städte, die lange Zeiträume hindurch zu derselben staatlichen Gemeinschaft gehörten, weisen eine ziemlich gleichmäßig verlaufende geschichtliche Schicksalskurve auf. Abbiegungen von dieser Kurve wird es dort dann und wann gegeben haben, wo ein Ort durch seine strategische Lage oder durch die sonstige Bedeutung stärker im Brennpunkt der Ereignisse gestanden hat. Bei den Städten wird dies mehr der Fall gewesen sein als bei den Dörfern, daher wird es Aufgabe städtischer Geschichtsschreiber sein, auch die allgemeine Geschichte erschöpfender in den Kreis ihrer Betrachtungen zu ziehen. Chronisten der Dörfer brauchen dies nicht zu tun, denn eine ausführliche Darstellung der allgemeinen Geschichte würde in jedem ortsgeschichtlichen Buch zu zeit- und raumbeanspruchenden Wiederholungen führen. Es soll aber auch nicht verschwiegen werden, daß die Kenntnis der allgemeinen Geschichte ein gründliches Studium voraussetzt, das Dorfchronisten selten möglich ist, während die Geschichtsschreiber der Städte wohl vorwiegend den

höheren Bildungsschichten angehören. Den letzteren wird es nicht schwer fallen, die Leser in die allgemeine Geschichte einzuführen. Was Chronisten eines Dorfes zu diesem Zweck brauchen, um örtliche Begebenheiten verständlicher zu machen, können sie also bei den städtischen Geschichtsschreibern „vertlehne". Mit Hilfe solcher geistigen Anleihen können es dann vielleicht auch einige ehemalige Volksschüler, wenn sie über gesunden Menschenverstand und genügend Lebenserfahrung verfügen und ein Herz in der Brust tragen, das für die Heimat schlägt, wagen, einen „Gschudierten" zu ersetzen.

Es scheinen uns zu dieser Frage aber auch noch einige weitere Anmerkungen zweckmäßig zu sein. Eine lückenlose Geschichtsschreibung wird nie möglich sein, weder für ein Dorf, noch für eine Stadt, dazu reicht das vorhandene Nachrichtenmaterial nicht aus. Es genügt schon ein Hinweis auf das Alter unserer Erde, um zu zeigen, daß wir von der Geschichte der Menschheit nicht allzuviel wissen. Die Gelehrten schätzen das Alter der Erde, (ohne natürlich die Richtigkeit ihrer Schätzungen verbürgen zu können), auf hunderte von Millionen Jahren, ein Zeitraum, der unserem menschlichen Vorstellungsvermögen kaum faßbar ist. Das Schicksal der Erde vermögen die Gelehrten zwar ziemlich genau am geologischen Aufbau und an den Stoffen des Erdinnern und der Erdoberfläche abzulesen, über das Schicksal der Menschheit aber von der Urzeit an weiß kein menschliches Wesen genauen Bescheid. Auch wenn es unseren verdienstvollen Gelehrten und Heimatforschern durch unermüdliche Arbeit gelingt, immer größere im Dunkeln liegende Strecken der Vergangenheit geschichtlich aufzuhellen, werden doch den Menschen in alle Ewigkeit viele Rätsel unauflösbar bleiben.

Gemessen am Alter der Erde, liegt der Zeitpunkt, an dem der Mensch in die Geschichte eingetreten ist, gar nicht weit zurück, kaum einige Jahrtausend kommen in Frage. Das geschichtliche Alter unserer heimatlichen Dörfer und Städte beträgt sogar noch weit weniger, es umfaßt einige Jahrhunderte, in den weitreichendsten Fällen kaum mehr als ein Jahrtausend. Auch da bleibt noch manche Lücke offen. Wir vermögen somit unseren Nachkommen nur einen unvollständigen Ausschnitt aus der Geschichte ihrer Heimat zu überliefern, doch auch das Wenige wird ihnen zeigen, wie mühsam und opferreich der Kampf ihrer Vorfahren war, ehe die Heimat die fruchtbare Landschaft und die gesicherte sonnige Siedlungsstätte wurde, auf der wir und hoffentlich noch recht viele unserer Nachkommen als deutsche und alemannische Kulturmenschen leben und wohnen können. Es will deshalb dieses ortsgeschichtliche Buch die Heimat- und Vaterlandsliebe auch dadurch wecken, erhalten und vertiefen, daß es die Vergangenheit organisch mit der Gegenwart und der Zukunft verbindet.

Seine Entstehung verdankt das vorliegende Buch der harmonischen Zusammenarbeit seiner Verfasser. Es ist das Werk einer Gemeinschaftsarbeit im besten Sinne des Wortes, wobei auch mancher Freund

die Verfasser mit guten Ratschlägen und mit mancherlei alten Erinnerungen unterstützt hat. Um das Ganze zu schaffen, waren viele Einzelleistungen nötig. Auch ein neues Haus ist der sichtbare Ausdruck einer großen Summe von Einzelleistungen mannigfacher Art und vieler Menschen. Ein Baukundiger verfertigt den Plan, aber erst durch die Heranschaffung des Baumaterials und durch die Arbeit der Handwerksmeister und ihrer Gesellen und Hilfsarbeiter können die im Bauplan niedergelegten schöpferischen Ideen des Architekten durch ein fertiggestelltes Haus zur praktischen Verwertung kommen und nach außen sichtbaren Ausdruck finden. So ähnlich ist dieses ortsgeschichtliche Buch über Hebels Heimatdorf Hausen entstanden.

Bei dieser Gelegenheit sei allen, die am gemeinsamen Werk mitgeholfen haben, insbesondere den sachkundigen Heimatfreunden und Heimatforschern, die mit Rat und Tat den Verfassern wertvolle Hilfe leisteten, der herzliche Dank ausgesprochen.

Gewidmet sei dieses Buch den Ehrengästen der Basler Hebelstiftung beim Hebelmähli, den 12 „alte Manne" und den 12 ältesten Frauen unseres Heimatdorfes. Ihnen besonders soll es ein Stützpunkt der Erinnerung sein, wenn sie beim Markgräflerwein und bei Kaffee und Gugelhupf über ihre Jugendzeit plaudern und ihrem großen Freund und Landsmann Hebel huldigen. Sie wandeln auf dem Firn des Lebens und schauen wohl manchmal, wenn die Sonne am Abend hinter den Bergen versinkt, die Glocke im Dorfkirchlein „Betzit lütet" und das aufleuchtende Abendrot am Himmel die Menschen an den Feierabend mahnt, nachdenklich nach dem Westen in den verdämmernden Tag, doch wenn am andern Morgen Tal und Höhen der Heimat von neuem vom Sonnenlicht überflutet werden, dann grüßen auch die Alten des Dorfes wieder hoffnungsfroh den jungen Tag und freuen sich, daß der 10. Mai wieder um einen Tag näher gerückt ist. Mag die Last der Jahre drücken, der Gedanke ans Hebelfest übt verjüngende Wirkung aus und stets bleibt es der Wunsch der Alten, beim nächsten Hebelfest wieder mitmachen zu können. Möge dieser Herzenswunsch für alle recht oft Erfüllung finden, denn:

„Ne freudig Stündli,
ischs nit e Fündli?
Jetz hemmers und jetz simmer do;
es chunnt e Zit, würd's anderst goh.
's währt alles churzi Zit,
der Chilchhof isch nit wit.
Wer weiß, wer bal dört lit?"

**Hausen, am Hebelfest 1937**

Johann Georg Behringer. Reinhold Zumtobel.

# Hebels Schreiben zum „Blumenkranz"

Nachdem die erste Auflage der alemannischen Gedichte Hebels fertiggestellt und im Druck erschienen war, übermittelte der Dichter seinen Freunden, Verwandten und Landsleuten im Heimatdorf Hausen ein erstes Bändchen als Geschenk. Er gab den „alemannischen Sommervögelein", wie Hebel die Gedichte in einem Brief vom 12. Februar 1803 an seinen Freund, den Rötteler Pfarrer Hitzig, nannte, eine Widmung mit auf den Weg ins geliebte Oberland. Sie lautete:

„Meinem lieben Freund, Herrn Berginspektor Herbster, und dann meinen guten Verwandten, Freunden und Landsleuten zu Hausen im Wiesental zum Andenken gewidmet von J. P. H."

Dem Gedichtbändchen war außerdem ein Schreiben beigefügt, das für Hebels Heimatdorf von größter geschichtlicher Bedeutung ist. Hier der Wortlaut:

„Hoch von der langen, schwarzen Möhr herab,
vom Plaßberg her, auf wohlbekanntem Pfad,
erschein' ich Dir, o Freund, den Blumenkranz
Dir bringend, den ich jüngst in Wald und Flur
und von der Wiese duftigem Gestad
und um die stillen Dörfer her gepflückt.
Zwar nur Gamänderlein und Ehrenpreis,
nur Erdbeerblüten. Dolden, Wohlgemut
und zwischendurch ein dunkles Rosmarin,
geringe Gabe! Doch so gut sie kann,
hat lächelnd und mit ungezwungner Hand
des Feldes Muse sie in diesen Kranz
gewunden, und der reine Freundessinn,
der Dir ihn bietet, sei allein sein Wert.

Und hing' er nun hier unterm Spiegel schön,
so schwankt er schöner doch am Lindenast
in freier Weitung, leichter Weste Spiel.
Dort schwank' er denn! Und sammelt um sich her
die Linde unterm Sonntagshimmel blau
das frohe Völklein, das Dich liebt und ehrt —
und unter ihnen mancher mir von Blut
verwandt und mancher aus der goldnen Zeit
der frohen Kindheit mir noch wert und lieb —
so teilst Du gern des kleinen Spasses Freud'
mit ihnen. „Seht, zu diesem leichten Strauß,"
so sagst Du, sind die besten Blümlein doch
von unsrer Flur und unser Eigentum
mit Recht." — Jo weger, uf em Alzebühl,
jo weger, uf em Maiberg henn sie blüeiht;
und bin i nit im frische Morgetau
dur d'Matte gschtreift und über d'Gräbe gumpt?
Und han i nit ab menggem hoche Berg
mit nasse Auge abegluegt ins Dorf —
und han ich Fried und gueti Stunde gwünscht?
's isch weger wohr; und glaubsch mers nit, se frog
der Bammert: menggmol het er mi verscheucht
im Habermark und im verhängte Wald.
So bschauet denn mii Bluemechränzli au
am Lindenast, und 's freut mi, wenn's ich gfallt;
und nehmet so verlieb! Es isch nit viel."

Hermann Burte urteilte über dieses Widmungsschreiben in seiner Gedenkrede so:

> „Eine dichterische Widmung, die nach meiner Meinung eines der empfundensten Gedichte des ganzen deutschen Schrifttums ist, weich und warm im Atem, wie Maienwind, in einem Tone, wie ihn vor Hebel und nach ihm Keiner mehr angeschlagen hat! Diese Widmung ist eine Art Vermächtnis an Hausen, sein Heimatdorf."

## Der Kranz an die Linde des Unsterblichen

Zeig, Madlee, flicht us Räb- und Aichelaub
E zünftige Chranz, dhue wiifi Astere drg,
E blaui Siideschlaife drum, schriib „Hebel“ druff
Un gang der hundertjährige Linde zue!
Sie ragt in d'Luft as wie ne g'waldig Härz —
Un henk dr Chranz an schwanke Lindenast!

Gang so, as ane chunsch, wenns nachte duet!
Wenn d'Sunne dunde isch und ob em Rhy
Der Obestern us zaarde Wimpere luegt,
Oeb syni Gschwistrig alli wieder chömme
Und ihri Duur am Firmament no göhn —
Loos, wenn sie wandle, singts in selige Dön!

De lehnsch am Stamm un luegsch dur d'Grippele uf
De Näste no an Zwiig un Blätter uuse —
No würds der grad, de stüendisch imme Münster:
Die grüeni Chrone: 's Gwölb uf Gurt un Pfiiler!
Glengt bis an Himmel, d' Sterne werde Bluest —
Es chunnt der haimelig un hailig vor!

Die schöni Linde füllt die ganzi Welt
In dynen Auge us, jez densch an Ihn:
Wie cha ne Menschechindli z'Gnade cho!
Es isch em geh', er sait un singt so schön,
As d' Aengel wäger stuune, wenn sie's höre:
Er hets vo ihne un mir häns vo ihm.

Es wandle d' Stärne übere blaue Grund,
Es wandle Wind un Wasser übere Bode,
Die ainte werde blaich, die andere still.
Du aber g'spürsch in dere Nacht am Baum,
As öbbis blibt im Schwinde: Gottis Liebi! —
Un über dem, se grüeßt der Dag ins Land!

Vo Dau un Früeihrot glitzeret dy Chranz,
Sy Name glüeiht: es goht der dur un dur,
Wenn d' Linde ruuscht im chüele Morgeluft.
Wer denkt an Dod, wenn 's Lebe so verwacht
Zuem ewige Sunndig? Lueg sy Wese stoht
E Sunne do, wo nie meh undergoht!

Hermann Burte.

Aus: „Der Markgräfler“ vom 22. Sept. 1926. Nr. 17. 3. Jahrgang.

# Die Linde unterm Sonntagshimmel blau

„Jedes Jahr hängt Hebels Genius den Blumenkranz an die Linde, damit er dann vom Spiel der Winde und dem Hauche unserer Herzen bewegt, in freier Weite schwanke, als ein Sinnbild des Herrlichsten, was unsere Heimat durch ihren besten Sohn hervorgebracht hat.“

Die vorstehenden Worte sind Hermann Burtes Gedenkrede entnommen, die er am großen Hebelfest 1935, wie schon in den einleitenden Bemerkungen zu unserem ortsgeschichtlichen Buch erwähnt wurde, auf Hebel gehalten hat. Seine Worte bezogen sich auf jenes warmherzige Widmungsschreiben, das Hebel dem nach Hausen übermittelten Gedichtbändchen beigelegt hatte. Die Leser haben den Inhalt des Schriftstücks bereits kennen gelernt.

Der Lindenplatz war in Hebels Heimatdorf der beliebteste Ort für gesellige Zusammenkünfte, namentlich an Nachmittagen und Abenden sommerlicher Sonntage. War dies der alleinige Grund für Hebel, die Linde mit seinem Blumenkranz der alemannischen Gedichte in Verbindung zu bringen? Wir dürfen annehmen, daß noch ein tieferes Herzensbedürfnis hierzu vorgelegen hat, denn mit der Linde und dem Lindenplatz waren für Hebel vielerlei Erinnerungen an die Kinderzeit verknüpft, die wieder aufgefrischt wurden, als er seinem Heimatvölklein den Blumenkranz zum Geschenk machte. Die Linde jedoch, mit der so geschichtlich bedeutsame Erinnerungen verknüpft sind, ist nicht mehr, längst ist sie der Vergänglichkeit anheimgefallen. Auch das Landschaftsbild, dessen prachtvollster Schmuck die Linde war, hat seit Hebels Zeit mancherlei Veränderung erfahren. Deshalb soll durch die nachstehende Schilderung der Versuch unternommen werden, die Hebelfreunde auf diesem Wege einigermaßen mit den geschichtlichen Oertlichkeiten und der umliegenden Landschaft vertraut zu machen.

Ihren Standort hatte die Linde gegenüber dem „Herehus“, unweit der heutigen Schreibstuben des Werkes 1 der Fa. M. B. B. Bis in die 80 er Jahre des vorigen Jahrhunderts war um die Linde ein großer freier Platz, der früher zum Eisenwerk gehörte, aber nicht überbaut war. Die Linde stand sozusagen unter freiwillig ausgeübtem Denkmalsschutz. Auch die Fabrikanten, die nach der Eisenwerkszeit Besitzer der bebauten und unbebauten Grundstücke waren, nahmen bei ihren Bauvorhaben pietätvolle Rücksichten auf die Linde, die Hebel so lieb und teuer war. Nur langsam schoben sich die Fabrikanlagen bis nahe an den stolzen, mächtigen Baum heran. Die Linde ist schließlich auch nicht durch Menschenhand, sondern durch höhere Gewalt zerstört worden.

Werfen wir nun einen Blick in die Landschaft, wie sie vom Lindenplatz aus zu sehen war. Schon die nahe vorbeifließende Wiese gibt der Landschaft hier ein besonderes Gepräge. Nirgends auf ihrem 45 Kilometer langen

Lauf vom Feldberg bis zum Rhein erlebt die Wiese eine solche Häufung von Wechselfällen, wie auf der kurzen Strecke vom Auslauf aus dem Zeller Becken beim „Grendel", bis etwa zur „Steihalde" gegenüber dem „Herehus", und der „Tiichlegi". In scharfen Wendungen muß des „Feldbergs Tochter" wiederholt den weit ins Tal vorgeschobenen Felsenwänden ausweichen und sich durch die lockere Erdschicht auf felsigem Untergrund den Weg bahnen. Auf dieser Strecke liegt auch das Plätzchen, an dem Hebel die personifizierte Wiese den Glaubens- und Trachtenwechsel vornehmen läßt.

Am Fuß des „Pfaffebergs", oberhalb des Umkleideraums der Wiese, steht ein steinernes Kreuz. Hier war nicht nur die Gemarkungsgrenze für Hausen, Raitbach und Zell, hier waren auch die badische Markgrafschaft und das vorderösterreichische Gebiet durch die Grenzlinie getrennt. Heute ist hier die Scheidelinie zwischen dem „neubadischen" katholischen Gebiet und dem „altbadischen", das evangelisch ist. Erwähnenswert sind auf dieser Strecke des Flußlaufes ferner die zwei großen Wasserlöcher, die forellenreiche „Gumbi" bei der „Bruckwoog" und die nicht minder fischreiche „Chrüzgumbi", wo des „Feldbergs Tochter" den Glauben „schangschiert". In der „Gumbi" bei der „Bruckwoog" befinden sich auch geheimnisvolle Untiefen und Wirbel, über die manche alten Leute gruselige Geschichten zu erzählen wissen, die aber auch schon vorwitzige Menschen in die Tiefe gewirbelt haben und nur tot wieder herausgaben.

Die eindrucksvollsten Bilder auf der Schaubühne der Natur sind jedoch die gewaltigen Umgruppierungen, welche die Schöpfung in diesem Teil des Wiesentals vor uralten Zeiten beim Aufbau und der Gliederung der Landschaft vorgenommen hat. Oestlich, nördlich und westlich ragen als bedeutende Gebirgsstöcke die Möhr, der Zeller Blauen, der Rümmelesbühl, der Knobel usw. in die Höhe, während dem Süden zu die aus dem Erdkessel herausgeschleuderten oder vom Meer abgelagerten Schutthalden als mäßige, bewaldete Höhen das breiter werdende Tal einsäumen, oder als Verwerfungszonen, wie die Geologen sagen, überschneiden.

Es war also eine Landschaft von seltener Schönheit und Vielgestaltigkeit, darin Linde und Lindenplatz lagen. Die Linde stand gewissermaßen im großen vom Himmel überspannten Torbogen, der das gebirgige und klimatisch etwas rauhere hintere Wiesental mit dem vorderen Tal, das ein milderes Klima und eine reichere Pflanzenwelt hat, verbindet.

Rund um den mächtigen Stamm der Linde, die zweifellos die herrlichste ihrer Gattung war im Markgräflerland, war ein Ruhebänkchen angebracht. Hier wird wohl Hebel als Knabe an Sonntagen und auch an Werktagen, wenn er im Eisenwerk durch Kohlentragen und Erzsteine zerschlagen für sein Mütterlein einige Kreuzer verdient hatte, oft gesessen und manche Anregung für sein späteres dichterisches Schaffen empfangen haben. Wenn die Frage gestellt würde, ob es innerhalb des heimatlichen Ortsbanns wohl ein Plätzchen gebe, an dem Hebels geistige und charakterliche Entwicklung in der

Kinderzeit in Verbindung mit der vorbildlichen mütterlichen Erziehung besonders günstig beeinflußt wurde, ein Plätzchen, an dem Hebel seines Genius erste Regungen verspürte, die ihm die Berufung zum größten alemannischen Heimatdichter anzeigten, es dürfte das Lindenbänkle als dieses mutmaßliche Plätzchen bezeichnet werden.

Auf dem Lindenbänkle konnte der aufgeweckte Knabe im aufgeschlagenen Buch der Natur gar wundersame und eindrucksvolle Erzählungen über seine und seiner Mutter Heimat lesen. Staunend und nachdenklich, an den mächtigen Stamm der Linde gelehnt, schaute er in die Wunderwelt der Natur, deren Geheimnisse seine kindliche Neugierde weckten, seine fromme Seele mit Ehrfurcht vor der göttlichen Allmacht erfüllten und seinen wissensdurstigen Geist beschäftigten. Hier umfing den Knaben zur Sommerszeit der berauschende Duft der Lindenblüte. In der Nähe gluckste leise die Wiese. Im Eisenwerk dröhnten die gewaltigen Eisenhämmer das Lied der Arbeit und die Wasserräder rauschten die Musik dazu. Von der „Enget" her äugten ganze Rudel Rehe zum Lindenplatz hinüber. Am „Pfaffeberg" hürnte der Geißhirt und kletterten die Zeller Geißen wie Gemsen in den Alpen an den steilen Hängen herum. Vom „Sätteli" her wehte der Wind die Harzluft des Tannenwalds in den Duft der Lindenblüte. Und ein klarblauer Himmel überspannte das farbenreiche, vielgestaltige Landschaftsbild.

Es dürften also im tiefsten Herzensgrund verankerte Erinnerungen aus der Kinderzeit Hebel veranlaßt haben, das Völklein seines Heimatdorfes einzuladen, unter der Linde den Blumenkranz seiner alemannischen Gedichte als Geschenk von ihm entgegenzunehmen; er wollte wahrscheinlich an der Stelle die Heimat belohnen, an der sie ihm in reicher Fülle gedankliches und stoffliches Gut für seine volkhafte Dichtung zukommen ließ.

Die Linde ist, wie schon erwähnt, durch höhere Gewalt zerstört worden; am 1. Juli 1890 fiel sie einem Gewittersturm zum Opfer. Der Tod eines nahestehenden Menschen löst keine größere Trauer aus, als die Kunde von der Vernichtung der geschichtlichen Linde sie bei allen Angehörigen der Dorfgemeinschaft auslöste. Lange schon hatten allerdings die mächtigen Aeste, die zur wunderbaren Rundung der weithin den Platz umspannenden Krone hochstrebten, mit Eisenlaschen und Ketten zusammengehalten werden müssen. Der Sturm brach die letzte Widerstandskraft der Aeste und in wildem Gewirr stürzte das eindrucksvollste Naturdenkmal unseres Dorfes aus Hebels Kinderzeit auf den Lindenplatz. Nur der Stamm, der nicht hoch war, aber den riesigen Durchmesser von 1,70 Meter hatte, ragte noch als vereinsamte Baumruine in die Höhe; seine Umlegung machte dem „Chole=Alsal" und seinen Helfern viel Mühe und Arbeit.

Heute ist der frühere Lindenplatz in das Fabrikanwesen einbezogen und überbaut. Nach mündlichen Ueberlieferungen und auch nach Professor

Fechts schriftlicher Aufzeichnung in seinem Werk über die Amtsbezirke Waldshut, Säckingen, Lörrach, Schopfheim ist die Linde im Jahr 1712 von Bartlin Unziker (ein Vorfahre der Familie des verstorbenen Meier Gustav) gesetzt worden, hat also, wenn die Jahresangabe stimmt, ein Alter von 178 Jahren erreicht.

Auch nach Hebels Zeit blieb der Lindenplatz ein beliebter Treffpunkt der Dorfbewohner. Kleinere oder größere Volksfeste mit Musik und Gesang wurden oft an schönen Sonntagen auf dem Lindenplatz abgehalten. An weltlichen und kirchlichen Festtagen erfolgte die Aufstellung der Festzüge in der Regel auf dem Lindenplatz; auch das österliche Eierspringen der Rekruten erfolgte vielfach hier. Natürlich war das Lindenbänkle an schönen Frühlings- und Sommerabenden auch ein lauschiges Plätzchen für junge, verliebte Menschenkinder. Hebels Gedicht „Die Ueberraschung im Garten" spielt zwar im Rebland, aber unter der Linde im Heimatdorf des Dichters hat so mancher Friedli dem Kätterli den zweitletzten Vers dieses Gedichts ins Ohr geflüstert:

„Was helfe mer die Blüemli blau und wiis?
O Kätterli, was hilft mer's Immlis Fliiß?
Wärsch du mer hold, i wär im tiefste Schacht,
i wär mit dir, wo au kei Blüemli lacht
und wo kei Immli summt, im Paradies."

## Hermann Burte unter Hebels Linde

Die Ueberschrift wird vielleicht einige Verwunderung erregen, denn wenn die Linde im Jahr 1890 einem Sturm zum Opfer gefallen ist, kann Hermann Burte nicht als Gast darunter weilen. So wird dieser und jener Leser meinen, aber es wird dabei übersehen, daß Burte ein Dichter ist, dessen geistiges Auge Dinge sieht, die der Durchschnittsmensch weder sehen noch wahrnehmen kann. Dichter haben ihre Visionen. So behaupten die gelehrten Schrifttumskenner gerne. Und erzählt Hermann Burte im „Wiltfeber" nicht selbst eine sehr packende Vision? Bei einem Turnfest auf dem „Hohen Kapf" spielt sie. Wiltfeber hatte beim volkstümlichen Wetturnen schon eine ganze Reihe vollgewertete Bestleistungen hinter sich gebracht, aber beim linkshändigen Steinstemmen versagte er bei der fünften Hebung, weil er ständig den forschenden Blick der weißen Dame in seinem Nacken fühlte. Das war das visionäre Erlebnis eines werdenden Dichters.

Gewiß war die Linde zerstört und nur eine riesige Holzmasse zeugte nach dem Sturm noch einige Tage von des Baumes Größe und Herrlichkeit, dann wurde die Linde im Feuer zu Asche. Aber wie ein Phönix, der aus der Asche steigt, so ist die Linde für Hermann Burte ein Sinnbild der Unsterblichkeit geworden durch Hebels Blumenkranz am Lindenast. Das

hat Hermann Burte in seiner Gedenkrede auf Hebel ergreifend schön geschildert. Ihm blieb es auch vorbehalten, die fast verschüttete dichterische Goldader, die aus Hebels Widmungsschreiben zum Blumenkranz herausfunkelt, wieder freizulegen und sie in ihrer geschichtlichen und verpflichtenden Bedeutung aufzuzeigen.

Im Geistigen lebt also für den Dichter die Linde weiter und bleibt das erhabenste Mahnmal an Hebel. Doch Hebels erfolgreichster Schüler, Hermann Burte, der Dichter der „Madlee", machte sich noch aus einem ganz besonderen Grund auf den Weg unter Hebels Linde. Er wurde nämlich der

**erste Träger des Hebelpreises,**

den das badische Staatsministerium gestiftet hat. Schon beim großen Hebelfest 1935 hatte Herr Unterrichtsminister Dr. Wacker, der als Gast an den Festlichkeiten teilnahm, in einer Rede angekündigt, daß vom badischen Staatsministerium beschlossen worden sei, einen Hebelpreis zu stiften, der alljährlich am Hebelfest in Hebels Heimatdorf Hausen übergeben werden soll. Das dichterische Schaffen im Geiste Hebels soll durch den Hebelpreis gefördert und das Volk immer mehr mit Hebels Dichterwerk vertraut gemacht werden. Zum erstenmal kam dieser staatliche Hebelpreis, dessen Verleihung, wie Unterrichtsminister Dr. Wacker in seiner Rede mit Nachdruck betonte, nicht an politische Grenzen gebunden sein werde, am Hebelfest 1936 zur Ausgabe. Unter starkem Beifall, der bewies, daß die Entscheidung dem Volkswillen entsprach, nannte der badische Kultusminister, der den Hebelpreis persönlich übergab, als ersten Empfänger des Preises den Dichter Hermann Burte. In bewegten Worten dankte der Geehrte, gab seiner tiefgründigen Liebe und Verehrung für Hebel Ausdruck und beteuerte, daß er ein dankbarer Schüler Hebels sei und bleiben wolle. Dann trat der Preisträger, dem viele Grüße und Glückwünsche zugingen, im Geist den Weg an zu Hebels Linde. Hier hing er seinen Ehrenkranz zum Blumenkranz des Meisters und gab seinen Landsleuten und der weiteren Oeffentlichkeit von diesem feierlichen Vorgang durch die folgenden Verse Kenntnis:

**Der Kranz an die Linde als Dank des Dichters.**

Wer mir zum Hebelpreise
Glückwunsch und Gruß gesandt,
Gab in gewisser Weise,
Der Freude buntes Band
Zum Ehrenkranz! — Ich binde
Mit aller Zeichen Zier
Ihn hoch an Hebels Linde;
Von dort her kam er mir!

Hermann Burte."

Das packende Bild, das uns die beiden alemannischen Heimatdichter Hand in Hand unter der historichen Linde zeigt, wäre unvollständig, wenn nicht noch eine Vision erwähnt würde, die Hebel einmal hatte. Er sah nämlich in weiter Ferne einen Landsmann auf dem von ihm begangenen Dichterpfad der Heimat zuschreiten und sein begonnenes Werk als Dichter der Alemannen fortsetzen. Des Dichters Vision ist uns in einem Brief überliefert, den Hebel an den Freund und Rektor Gräter im Februar 1802 nach Schwäbisch Hall geschrieben hat. In diesem Brief heißt es u. a.:

„. . . . Und wie, wenn irgend wo am Schwarzwald oder an den Alpen im dunklen Tannenhain oder auf der lachenden Trift der schlummernde Dichtergeist eines reingestimmten Natursohnes geweckt würde durch diese heimischen Töne, er nähme mir die Harfe ab und zauberte uns durch reiner geschöpfte Naturgesänge in die verwehten Tage der Vorzeit zurück und tröstete uns durch sie für die, die uns der Sturm der Zeiten weggeführt hat? . . . .“

Die Vision des Dichters ist Wirklichkeit geworden. Durch Hebels heimische Töne wurde der schlummernde Dichtergeist eines reingestimmten Natursohnes geweckt, der Hebel die Harfe abgenommen hat. In Hermann Burte wandelt er unter uns. Unter der Linde begrüßt Hebel ihn herzlich.

## Zwischen den Bergen von Hausen

„Es ist für mich wahr und bleibt für mich wahr, der Himmel ist nirgends so blau, und die Luft nirgends so rein, und alles so lieblich und so heimisch, als zwischen den Bergen von Hausen . . . .“

Vermutlich wollte Hebel mit diesem dem Heimatdorf geltenden Lobspruch — er hat ihn im Jahre 1801 geschrieben in einem Brief an einen Hausener Freund — das baldige Erscheinen seiner alemannischen Heimatgedichte anzeigen. Wie die hellen, reinen Töne eines Silberglöckleins klingen diese Worte aus einem Freundesbrief durchs liebliche Heimattal. In einem von herzlicher Innerlichkeit zeugenden Bekenntnis zur Heimat lassen sie die Beweggründe erkennen, denen die alemannischen Gedichte ihre Entstehung verdanken.

Im Abschnitt „Die Linde unterm Sonntagshimmel blau“ ist der Versuch gemacht, die Oertlichkeiten zu schildern, an denen Hebel als Knabe die nachhaltigsten Eindrücke von der Schönheit und Erhabenheit der Heimat erhalten haben dürfte. In treuer Anhänglichkeit blieb Hebel auch im Alter mit seinem Heimatdorf verbunden, doch sind uns die Beziehungen, die Hebel nach dem Wegzug nach Karlsruhe zum Heimatdorf hatte, fast ausschließlich auf dem Umweg über die Briefe Hebels an seine zahlreichen Freunde und an Gustave Fecht, ferner in Erzählungen, die im Schatzkästlein des

„Rheinischen Hausfreundes" gesammelt sind, überliefert. Unmittelbare Verbindungsfäden schriftlicher Art sind leider nur wenige bekannt, obwohl als sicher gelten kann, daß an Hebels Verwandte und Freunde in Hausen zahlreiche Briefe gelangt sind. Wo mögen diese vielen Hebelbriefe hingekommen sein? Wir wissen es nicht. Das Heimatdorf Hebels hat denn auch ganz besonderen Grund, sich dem Wunsch anzuschließen, den der Präsident der Basler Hebelstiftung, Prof. Dr. Wilhelm Altwegg in seinem prachtvollen Werk „Johann Peter Hebel" ausspricht:

> „Was von den Briefen die Zeit überdauerte — ohne die rein amtlichen Schreiben mehrere hundert Nummern —, das wird hoffentlich bald eine Sammlung vereinigen."

Vielleicht finden sich dann in einer solchen Sammlung auch Briefe Hebels, die nach seinem Heimatdorf gingen, doch große Erwartungen sind in dieser Hinsicht leider nicht zu hegen, denn viele solcher Briefe werden kaum zu finden sein. Die Gründe lassen sich heute nicht mehr einwandfrei nachweisen. Mündlich überlieferte Gerüchte gibt es zwar mancherlei, doch kann niemand genau sagen, was daran Wahres und was erdichtetes Beiwerk ist. Schnöder Mammonsgeist, Fahrlässigkeit und Unkenntnis sind nach diesen Gerüchten die Hauptursachen, daß viel schriftlicher Nachlaß von Hebel in seinem Heimatdorf verloren gegangen ist.

Vom Bäcker Brack, in dessen Familie Hebel als Gast Aufenthalt nahm, wenn er im späteren Leben heim kam, wird behauptet, er habe schon die Besuche des vornehmen Herrn aus Karlsruhe nicht gerade gerne gesehen und oft habe er „brubblet", weil der Karlsruher „Nichtstuer" die Beine unter seinen Tisch streckte. Doch Brack, so sagt die Ueberlieferung, hoffte, Hebel einmal beerben zu können. Da die Erbschaft nach Hebels unerwartetem Tod ausblieb, soll Brack im Zorn das ganze briefliche und sonstige Schrifttum, das ihm Hebel zur Aufbewahrung anvertraut hatte, in den Backofen gesteckt und verbrannt haben. Sollten diese Gerüchte den wirklichen Vorgang richtig schildern, so hätte Brack in seinem Unverstand sich selbst großen materiellen Schaden zugefügt, doch war dies seine Privatangelegenheit. Es wäre ihm aber auch der schwere Vorwurf zu machen, daß er seiner alemannischen Volksgemeinschaft durch Vernichtung unschätzbarer ideeller Werte großen, nicht mehr gutzumachenden Schaden zugefügt hat. Wir dürfen aber Brack nicht verurteilen, denn das Beweismaterial ist zu lückenhaft. Die Familie Brack genoß übrigens in unserm Dorf großes Ansehen und war allgemein sehr geachtet. Noch in den 80 er Jahren des vorigen Jahrhunderts betrieben die letzten männlichen Vertreter des Geschlechts der Brack in Hausen im heutigen Hause Stiegeler (Unterdorf), die Brüder Bartlin und Ernst Brack, eine Bäckerei, in der das beste Brot und die besten Neujahrswecken und „Eierring" gebacken wurden. Mit den beiden ledig gebliebenen Brüdern, die noch zwei Schwestern hatten, „'s Bracke Meili" (Frau Würger) und „d'Brack Leis", ist das Geschlecht der Brack in Hausen ausgestorben.

Es gehen auch noch andere Gerüchte um über das Fehlen der Hebelbriefe in unserem Dorf. Tatsache ist auch, daß früher öfters ortsfremde Besucher des Dorfes bei alten Hausener Familien das bei diesen aufbewahrte Schriftenmaterial durchforschten. Manches literarisch und geschichtlich wertvolle Schriftstück mag auf diesem Weg verschwunden sein, jedenfalls wurden solche Schriftstücke in der Regel nicht wieder zurückgegeben. Anderseits dürfte auch bei Aufräumungsarbeiten, wie so oft, viel wertvolles schriftliches Gut achtlos dem Feuer überantwortet worden sein.

Soweit der Schriftverkehr in Frage kommt, können also die wechselseitigen Beziehungen zwischen Hebel und seinem Heimatdorf nur durch Hebels Briefe an seine Freunde und an Gustave Fecht, sowie durch Erzählungen des Schatzkästleins aufgezeigt werden. Wir haben diese verstreuten Verbindungsfäden gesammelt, doch sei betont, daß die Sammlung natürlich nicht lückenlos sein kann, immerhin werden die wiedergegebenen Stellen aus den fraglichen Briefen und Erzählungen als Beweis für die herzlichen Beziehungen gelten können, die Hebel stets mit seinem Heimatdorf verbunden haben.

Hebel verließ sein Heimatdorf bekanntlich im 14. Lebensjahr, um in Karlsruhe die höhere Schule zu besuchen. Besuche im Oberland konnte er zu jener Zeit nur selten machen, denn ohne Eisenbahn war das Reisen eine zeitraubende und beschwerliche Sache; Reisen kosteten zudem viel Geld, und das hatte Hebel nicht. Nach der Rückkehr vom Studium in Karlsruhe und Erlangen, als Hebel in Hertingen und Lörrach sich als Hauslehrer, Vikar und Hilfsprediger durchs Leben schlug und nebenbei den Lörracher „Chabisnicki", den Wächter der Nacht, ärgerte, hat er, wie die Hebelforscher betonen, sein Heimatdorf absichtlich lange Zeit nicht mehr besucht. Sein Vormund hatte ihn „verdäubt". Um so stärker war Hebel von der Heimat ergriffen, als er im Jahr 1791 nach vielen Jahren zum erstenmal wieder heim kam. „Sie überwältigte ihn, neu geschenkt, mit frischer, nie geglaubter Macht." So sagt Wilhelm Altwegg in seinem Hebelbuch.

21 Jahre später, im Herbst 1812, hat Hebel sein Heimatdorf und das geliebte Oberland zum letztenmal gesehen. Der Eindruck, den die Heimat auf ihn machte, war nicht minder stark wie im Sommer 1791. Er schilderte diese Eindrücke später einem Freund. Bis Fahrnau hatten Freunde Hebel durchs Wiesental begleitet. Hier bat er sie, umzukehren und ihn allein gehen zu lassen, weil er von Fahrnau bis heim nach Hausen „mit jedem Hürschtli zu sprechen habe." Vorher hatte er aber in Fahrnau das ihm von früher her bekannte Fluri Annemeili „no e weng für e Naare gha", er ahmte unten im Hausgang die Stimme von Annemeilis Gatten nach und rief diesem wiederholt den Namen, obwohl „'s Annemeili" schon beim ersten Anruf von oben geantwortet hatte: „Was hesch denn au?" Zu seiner freudigen Ueberraschung erkannte das Annemeili, als es sich unwillig nach dem Rufer umdrehte, den damals schon sehr berühmten alemannischen Heimatdichter Hebel.

In Karlsruhe hatte Hebel lange gehofft, einmal als L a n d p f a r r e r ins O b e r l a n d zurückkehren zu können. Seiner gezähmten Nachteule, die ihn vermutlich oft an die heimatlichen Wälder erinnerte, versprach Hebel, sie ins Oberland mitzunehmen und ihr seine Pfarrei zu zeigen. Wie sich in Hebels Seele immer wieder das Bild der oberländischen Heimat spiegelte, zeigt u. a. auch die Stelle aus einem Brief, den Hebel im Jahr 1799 seinem Freund E n g l e r, dem in Schopfheim wohnhaft gewesenen Hausener Pfarrer, geschrieben hat. Engler wandte sich öfters in Angelegenheiten seiner Pfarrkinder an Hebel, damit dieser Rat gebe und bei der Regierung Fürsprache leiste. In der Antwort auf einen solchen Brief schrieb Hebel seinem Freund im Oberland, er habe vom Generalkommando in Karlsruhe Order und Vollmacht erhalten, „die Militärposten zu Schopfen und Hausen zu visitieren . . . Mein munteres Füchslein freut sich schon lange darauf und scheint mich, so oft wir uns begegnen, mit einem sehnenden Blick zu fragen: „Gehen wir bald?" Wahrscheinlich war aber beim lustigen Briefschreiber die Sehnsucht nach dem Oberland noch ungleich größer als beim Rößlein.

Obwohl Hebels Wünsche, es möchte ihm eine Landpfarrei im Oberland übertragen werden, die Beziehungen zum Heimatdorf nicht unmittelbar berühren, mögen sie doch in diesem Zusammenhang Erwähnung finden. Zunächst hatte Hebel auf die Pfarrei G r e n z a ch gehofft, wohl nicht zuletzt deswegen, weil sie nahe bei B a s e l lag, denn „Z'Basel an mi'm Rhi, jo dört möchti sy!" Nach einem Besuch in O t t o s ch w a n d e n bei Emmendingen, bekam er Neigung für diese Pfarrei. Ueber den Ort und die Landschaft übermittelte Hebel seiner Freundin in Weil am Rhein sehr begeisterte Schilderungen. Besonders gerne hätte aber Hebel in S ch o p f h e i m als Pfarrer gewirkt. „Ort und Gegend wären mir die liebsten zwischen allen Meridianen und Paralellcirkeln des großen Erdenrundes", schrieb Hebel im Mai 1805 seinem Freund H i tz i g. Aber die alte Schopfheimer Kirche war räumlich zu groß. Hebel befürchtete stimmlich nicht durchzubringen; eine „Schindpfarrei" wollte er aber auch nicht haben.

Die letzte Gelegenheit, im Oberland eine Pfarrei zu erhalten, bot sich Hebel im Jahre 1806, als der B r e i s g a u zu B a d e n gekommen und in F r e i b u r g die erste evang. Kirche gebildet war. Lange überlegte sich Hebel, was er machen sollte. Von Weil erbat er Rat. Auf der Rückreise von Freiburg nach Karlsruhe übernachtete er in Emmendingen beim befreundeten Dekan N ü ß l i n. Früh um 2 Uhr hörte er den Nachtwächter ausrufen:

„Und wem scho wieder, öb's no tagt,
die schweri Sorg am Herze nagt —
du arme Tropf, di Schlof isch hi!
Gott sorgt! Es wär nit nötig gsy."

Sein eigener Vers brachte Hebel in das seelische Gleichgewicht. Er blieb in Karlsruhe; seine Freunde wünschten es, und zudem war dies auch des

Großherzogs Wille, „was mir sehr lieb ist, damit ich nicht selber wählen darf," meinte Hebel in einem Brief. Hebels Wunsch nach einer Pfarrei im Oberland blieb also unerfüllt. Inzwischen hatte er sich ja das Heimweh vom Herzen gedichtet; die alemannischen Gedichte bildeten den herrlichsten Brückenbogen, der den Dichter mit dem Oberland verbunden hat. Ganz verschont von Heimweh blieb aber Hebel auch ferner nicht; er brauchte nur heimatliche Laute zu hören, und schon war die geliebte Heimat wieder in sein Blickfeld gerückt und beschäftigte seinen Geist von neuem.

Wie ein solches Erlebnis auf ihn wirkte, schildert Hebel in einem Brief an die Weiler Freundin. Er weilte im August des Jahres 1795 auf dem Tobel bei Frauenalb. Bald nach seiner Ankunft hörte er von seinem Fenster aus eine Frauenstimme fragen: „Franz, was hesch güggelet?" Der Gefragte, der durch ein Glas die Gegend betrachtet hatte, gab zur Antwort: „Numme do no der Amsle hani glueget!" Es waren Berner.

> „Sie glauben nicht", schrieb Hebel an Gustave, „wie lieblich mir diese bekannten Töne so unerwartet ins Ohr fielen, obgleich der Vogel eine Wachtel war."

Eine Amsel und eine Wachtel konnte der „Husemer" besser voneinander unterscheiden als der Berner. Mit diesem Berner Menschenpaar pflegte dann Hebel auf dem Tobel während seines Kuraufenthalts besonders gerne gesellschaftlichen Verkehr.

Ebenfalls in einem Brief vom Jahr 1795 an Gustave schildert Hebel eine Reise, die ihn am Abend der Alb entlang führte. Da heißt es u. a.:

> „. . . . Doch konnte ich mich nicht enthalten, der Alb ein paar Mal zu sagen, daß mich die Wiese viel fröhlicher sah — und daß die Waldkinder dort oben gar ein bequemes Mittel haben, ohne Steg durch das Wasser zu kommen . . . ."

Als im Jahr 1803 Hebels alemannische Gedichte erschienen waren, wurden sie bei manchen Landsleuten ganz falsch gedeutet, manche behaupteten sogar, Hebel habe mit seinen Gedichten die Heimat und seine Landsleute lächerlich machen wollen. Solche Mißdeutungen gingen Hebel recht nahe und im Vorwort zur vierten Auflage sagte er denn auch u. a.:

> „Ich benutze diese Gelegenheit zur öffentlichen Versicherung, daß ich durch das ganze Werklein auf niemand deuten, niemand kränken und höhnen wollte."

Sehr ungehalten war man zunächst auch in der Schopfheimer Statthalterei über das Gedicht „Der Statthalter von Schopfheim". Pfarrer Engler erhob deswegen bei seinem Freund Hebel Vorstellungen. Ihm schrieb der Dichter dann u. a.:

> „Aber lieber möcht ich jetzt mit Ihnen nach Hausen gehen und Ihnen ob Fahrnau auf ein Haar das Plätzlein zeigen, wo der Statthalter stand und dann Ihre Fastenpredigt in Hausen mit anhören. 's wird bi Gott suferi Arbet sy. Und weil ich das doch nicht kann, so bitte ich Sie, dem Jakob Oertlin anliegenden Brief mitzunehmen . . . ."

Ein origineller Beweis für das heimatkundliche Wissen Hebels findet sich in einem Brief an Engler vom Januar 1805. Hebel sollte in Karlsruhe in einer Heiratssache vermitteln. Engler hatte ihn darum gebeten. Hebel schrieb zurück:

> „Wenn die Heiratsvermittlung für die Landsmännin zu rechter Zeit angekommen wäre . . . ., so wollte ich einem Krüglein Kirschwasser ab den heimischen Bäumen und mit Holz aus dem Müschelbach oder Kölschberg gebrannt, nicht aus dem Wege gehen . . . ."

Warum Holz aus dem Müschelbach oder Kölschberg? War dies ein rein zufälliger Einfall des Briefschreibers? Dem Uneingeweihten wird es so vorkommen, aber Hebel hat die Bemerkungen vom Holz sicherlich in der bestimmten Absicht gemacht, seinem Freund Engler kund und zu wissen zu tun, daß im ganzen Hausemer Bann in den Gewannen Müschelbach und Kölschberg das wertvollste Holz wächst. Der dortige Boden begünstigt das Wachstum von Qualitätsholz. An einem kleinen und unbedeutend scheinenden Beispiel wird hier klar, daß Hebel als Knabe nicht gedankenlos durch die heimatlichen Matten und Wälder streifte, er suchte die Geheimnisse der Natur zu erforschen.

Im „Hexenmehl" (eine Schatzkästleinerzählung vom Jahr 1813) rühmt Hebel die Heil- und Säuberungswirkung dieses „Streumehls" bei Wunden. Es sei aus einer Pflanze hergestellt, die unter den verschiedensten Namen bekannt ist, „als Bärlappe, Sankt Johannesgürtel, Drudenfuß, Wolfsklaue, Teufelsklaue, Neunheil usw. Hebel fährt dann fort:

> „In der Gegend von Hausen zum Exempel, auf dem Alzebühl, an dem Plaßberg, im Wagengesperr hat sie der Hausfreund in seiner Kindheit oft gesehn und um den Leib herumgegürtet."

Immer wieder finden wir in den Briefen Hebels Erinnerungen an seine Kinderzeit und an sein Heimatdorf. In einem Brief an Pfarrer Sonntag, datiert vom 17. Juli 1823, dankt Hebel für die übersandte Abbildung des Schulhauses (heutiges Rathaus in Hausen) und der Schulstube, die ihn an die Freuden und Leiden seiner Kindheit erinnert „und wo zwei Menschen wohnten, seine Mutter und sein Schulmeister Andreas Grether, die ihm so viel Liebe erwiesen."

An seinem Lebensabend machte sich bei Hebel die Sehnsucht nach der Heimat wieder besonders stark bemerkbar. Im Oktober 1823 schrieb er z. B. an Gustave in Weil:

> „. . . . Wenn nur das große Los einmal käme, daß ich mir in Hausen ein Häuslein neben dem Jobeli Friederli bauen und alle Wochen einmal mit meinen Schimmeln, die ich aber noch nicht habe, nach Weil fahren könnte . . . ."

Im Winter wollte dann Hebel in Basel wohnen, im Haus, wo er geboren, damit er jeden Tag nach Weil hinübersehen oder hinübergehen könnte. Kurz vor Weihnachten 1824 schrieb Hebel der Freundin, er sei jetzt

in 5 Jahren 70, dann bitte er um sein Ruhegehalt und komme heim. Bei dieser Gelegenheit betonte Hebel, er sei beim „Sandehanser Schwibogen“ im zweiten Haus davon daheim. „Selbiges Häuslein“ wollte Hebel dann kaufen.

Selbst in seinen Träumen machte Hebel oft Wanderungen durch seine Heimat, wie Eintragungen in ein Traumbuch, das zum Teil erhalten ist, beweisen. In Georg Laengins 1882 erschienenem Werkchen „Aus Johann Peter Hebel's ungedruckten Papieren. Nachträge zu seinen Werken, Beiträge zu seiner Charakteristik“ sind solche Eintragungen erwähnt. Nach Laengins Berichten trug z. B. Hebel am 5. Januar 1805 in das Traumbuch ein:

> „Sehr oft gibt mir der Traum meine Mutter wieder . . . . Immer habe ich das Bewußtsein dabei daß ich sie lange entbehrt habe, und das Gefühl, daß ich sie nicht lange haben werde, aber nie frage ich mich, wo sie bisher war, oder wie sie mir wieder worden ist . . . .“

In einem Eintrag vom 6. November 1806 heißt es:

> „Ich lag in dem Hause meiner Mutter in meiner ehemaligen Schlafkammer.“

Vermutlich aus dem Jahr 1811 (das Datum fehlt) stammt der folgende Eintrag:

> „Ich wollte wieder einmal den Plaßberg besuchen . . . . Ich wunderte mich sehr über diese Veränderung an einem Ort, wo sonst dichter Wald war; ich hoffte noch immer, Hausen bald wieder zu sehen . . . .“

Am 5. Juni 1812 trug Hebel in sein Traum-Tagebuch ein:

> „Ich war von der Großherzogin nach Dotnau geschickt. Auf dem Heimweg gesellte sich zu mir meine Mutter aus dem Grabe. Wir kamen nach Hausen an unser eigenes Haus. Mir war so wohl, sie jetzt wieder zu haben, und ich erzählte ihr, wie ich oft um sie weinte, wenn ich an dem Hause vorbeiging, worin sie nicht mehr war . . . .“

Hebels Träume waren sicherlich oft die Nachwirkung von Gedanken, die ihn tagsüber beschäftigt hatten, während die im Traum ausgeführten nächtlichen Wanderungen durch die Heimat ihren Niederschlag in verschiedenen Gedichten Hebels gefunden haben dürften. Fast könnte es scheinen, der Dichter habe z. B. im Gedicht „Der Wächter in der Mitternacht“ dem Traumbild, über das er am 5. Juni 1812 berichtet, nur einige ergänzende Züge beifügen wollen, als er den Wächter sagen ließ:

> „Was will i? Will i über e Chilchhof goh
> ins Unterdorf? Es isch mer, d'Tür seyg offe,
> as wenn die Toten in der Mitternacht
> us ihre Gräbere gienge und im Dorf
> e weng luegte, öb no alles isch
> wie ammig. 's isch mer doch bis dato kein
> bigegnet, aß i weiß. Denkwohl, i tue's
> und rüef de Tote — nei, sell tuen i nit!“

# Hebel und seine Mutter

Wenn in dem Abschnitt „Zwischen den Bergen von Hausen" die wechselseitigen Beziehungen zwischen Hebel und dessen Heimatdorf geschildert sind und schließlich auch noch an das herzliche Verhältnis erinnert wurde, das Hebel zeitlebens mit der Mutter verbunden hat und sogar in seinen Träumen eine Rolle spielte, so werden die Leser nun gewiß erwarten, noch einiges mehr über Hebel und seine Mutter zu hören. Alle Vertreter des deutschen Schrifttums, die über Hebels Lebensgang und des Dichters Persönlichkeit schreiben, sind einmütig in ihrem Urteil, daß Hebels vielgerühmtes und einzigartiges Wesen zum erheblichen Teil der mütterlichen Erziehung zu verdanken ist, daß es aber auch die Wesenszüge der Mutter selber erkennen läßt. Doch lassen wir die gelehrten Hebelfreunde über diese Fragen sprechen. Hebels Biograph Ernst Keller weist darauf hin, wie schwer Hebels Mutter der Gedanke an das Sterben geworden sein mag, weil sie sich um die Zukunft ihres Sohnes, des einzigen Kindes, große Sorgen machte. „Doch konnte sie ihm", so sagt Keller, „das Beste mitgeben, was wir in ihm verehren: sein feines, reines Gemüt, seine Lust und Fähigkeit, Liebe und Treue zu geben und zu gewinnen."

Wilhelm Altwegg sagt in seinem Buch über Hebel:

„Hebel wuchs — was die mangelnde Entschlußkraft und so manchen anderen Zug seines späteren Wesens erklären mag — als einziges Kind heran, ohne die stählende Reibung an Geschwistern und ohne die feste Hand und den starken, auch Widerstand bietenden Willen eines Vaters. Um so nachhaltiger wirkte auf ihn die fromme Mutter, die etwas von dem natürlichen Adel gehabt haben muß, der so oft einfachsten Frauen des Markgräflerlandes eigen ist, und der dieser schlichten Dienstbotin unwillkürlich Achtung und Liebe erwarb. „Mutter" wurde Hebel ein Höchstes . . . — Die Mutter vererbte ihm, der sich nie als Pfälzer, sondern stets als Alemanne fühlte, das alemannische Gemüt, das Beschauliche und Sinnige, und aus den Kindertagen unter ihrer Betreuung hat er die Tugend der Ehrfurcht mitgenommen und das Gefühl einer letzten Geborgenheit, die ihm, allem Schweren zum Trotz, an einen gütigen Gott glauben und Welt und Menschen als seine schöne Schöpfung bejahen ließ . . . ."

Und nun möge Hebel selbst sich äußern über die mütterliche Erziehung, die bekanntlich auch von pfarramtlicher Stelle aus als vorbildlich gerühmt wurde. Im Entwurf zu einer „Antrittspredigt", die Hebel als Landpfarrer halten wollte, aber nie dazu kam, sie zu halten, spricht er sich über die Mutter so aus:

„Der Segen ihrer Frömmigkeit hat mich nie verlassen. Sie hat mich beten gelehrt, sie hat mich gelehrt an Gott glauben, auf Gott vertrauen, an seine Allgegenwart denken. Die Liebe vieler Menschen, die an ihrem Grabe weinten und in der Ferne sie ehrten, ist mein bestes Erbteil geworden, und ich bin wohl dabei gefahren . . . ."

Bei der Mutter, so sagt Hebel,

„Da habe ich frühe gelernt arm sein und reich sein. Wiewohl ich bin nie reich gewesen ich habe gelernt nichts haben und alles haben mit den Fröhlichen froh sein und mit den Weinenden traurig."

Als Hebel in seiner Eigenschaft als Prälat Mitglied der ersten Kammer des badischen Landtags geworden war, bemängelten es seine Freunde, daß er sich hier rednerisch so wenig hervortat. Da sagte Hebel einem dieser Freunde:

„Ihr habt gut reden, ihr seid des Pfarrers N. Sohn aus X. Ihr wart noch nicht 12 Jahre alt, so hat schon mancher euch Herr Gottlieb geheißen. Und wenn ihr mit eurem Vater über die Straße ginget und es begnete euch der Vogt oder ein Schreiber, so zogen sie den Hut ab, und erst, wenn euer Vater den Gruß zurückgab, habt auch ihr euer Käpplein gelüpft. Ich aber bin, wie ihr wißt, als Sohn einer armen Hintersassenwitwe zu Hausen aufgewachsen, und wenn ich mit meiner Mutter nach Schopfheim oder Basel ging, und es kam ein Schreiber an uns vorüber, so mahnte sie: Peter, zieh' 's Chäppli ab, es chunnt e Her! Wenn uns aber der Landvogt und der Hofrat begegnete, so rief sie mir zu, ehe wir ihnen auf 20 Schritt nahe kamen: Peter, blieb doch stoh, zieh gschwind die Chäppli ab, der Herr Landvogt chunnt. Nun könnt ihr euch vorstellen, wie mir zumute ist, wenn ich hieran denke — und ich denke noch oft daran — und in der Kammer sitze, mitten unter Freiherren, Staatsräten, Ministern und Generalen, vor mir Standesherren, Grafen, Fürsten, und die Prinzen und der Markgraf Leopold."

Diese vortreffliche Frau und Mutter, der wir auch in manchem Gedicht Hebels begegnen, war ein Kind unseres Dorfes, hervorgegangen aus einem bäuerlichen Geschlecht ältesten Hausener Ursprungs. Hierüber findet der Leser im zweiten Teil dieses Buches noch besondere Abschnitte.

## Einiges über Hebels Lebensgang

Hebels Eltern ließen sich am 30. Juli 1759 in Hauingen vom dortigen Pfarrer Friesenegger trauen, der vorher Pfarrer für Hausen war. Wohnsitz des jungen Ehepaares wurde Hausen, wo Hebels Vater, der „Dragunerjobbi", das Recht als Schutzbürger erworben hatte. Als Wohnung diente der 2. Stock des heutigen Hebelhäuschens, Hebels Mutter hatte ihn als Erbteil erhalten. Da in der Stadt Basel den Sommer über bessere Erwerbsmöglichkeiten waren, als sie ein Leineweber in Hausen hatte, gingen Hebels Eltern in den Sommermonaten zu ihrer früheren Basler Dienstherrschaft, wo sie lohnende Arbeit erhielten.

Während eines solchen Sommeraufenthaltes der Eltern in Basel ist Hebel, der drei Tage nach der Geburt in der Peterskirche auf den Namen Johann Peter getauft wurde, geboren. Am 10. Mai 1760. Ueber das

Geburtshaus waren lange irrtümliche Meinungen verbreitet, jetzt ist aber, wie Dr. Wilhelm Altwegg in seinem Hebelbuch nachweist, festgestellt, in welchem Haus Hebel geboren wurde. Es ist das Haus Totentanz Nr. 2 in der St. Johannvorstadt. Daß er in Basel in „Sandehans" daheim ist, hat ja Hebel selbst auch wiederholt betont. Schon zu Hebels Zeit gehörte das Haus der Familie Riedmann, der Eigentümer des Hauses bei Hebels Geburt ist, wie Altwegg berichtet, im Taufregister als Hebels erster Götti eingetragen.

Was ein großer alemannischer Heimatdichter werden will, pfeift scheints gern früh schon „ufeme hölzene Pfiifli", oder reitet, wie Hermann Burtes „Wiltfeber" als junger Bub in einem neuen Anzügli am Sonntag früh auf einem „Choli" in „d'Schwemmi". Von Hebel wird erzählt, er habe an der Basler Meß schon das Pfeifen auf dem „hölzene Pfiifli" fertiggebracht, worüber sein Vater sich sehr gefreut habe. An der Entwicklung seines Erstgeborenen konnte sich aber leider der Vater nicht lange erfreuen. Im Juni 1761 bekam Johann Peter ein Schwesterlein, Susanne, dem aber nur ein ganz kurzes Leben beschieden war. Im Juli 1761 kam auch Hebels Vater als ein schwerkranker Mann heim nach Hausen und schon nach wenigen Tagen ist er, erst 41jährig, gestorben, sein Töchterlein Susanna folgte ihm kurze Zeit nachher. Die Unterhalts- und elterliche Erziehungspflicht ruhten nun ganz auf der Mutter. Sie erfüllte diese Pflicht so vorbildlich, daß ihr hohes Lob dafür zuteil wurde.

Auch nach dem Tod ihres Mannes ging Ursula Hebelin geb. Oertlin den Sommer über zu Iselins in Basel, um für sich und ihr Söhnchen, das sie jeweils von Hausen nach Basel mitnahm, (eine Eisenbahn gab es ja nicht) den Lebensunterhalt zu verdienen. Als Hanspeter größer wurde, ging er in Hausen beim Lehrer Andreas Grether in die Schule. In Basel besuchte er die Gemeindeschule und 1772 auch bereits das Gymnasium. Von Hausen aus schickte die Mutter ihren begabten Sohn auf die Lateinschule in Schopfheim. Aus jener Zeit, da Hebel den Weg von Hausen zur Schule nach Schopfheim und zurück machte, werden mancherlei Bubenstreiche des späteren Heimatdichters erzählt. Auch von feierlichen Ansprachen, die der junge Hebel von der Laube des elterlichen Häuschens, oder von Stühlen, die als Kanzel dienten, gehalten hat, wußten die alten Leute unseres Dorfes immer viel zu erzählen, wobei vermutlich Dichtung und Wahrheit durcheinanderliefen.

Ein halbes Jahr vor dem Tod der Mutter erhielt ihr Sohn Kost und Wohnung beim Diakonus Obermüller in Schopfheim, der den Pfarrdienst in Hausen ausübte. Obermüller war es auch, der von Hebels Mutter schrieb, sie erziehe ihr Kind gut. Nach dem Tod der Mutter nahm sich Hofdiakonus Preuschen, wie er es als früherer Pfarrer von Hausen der Verstorbenen zu Lebzeiten versprochen hatte, des Waisenknaben besonders an. Er erwirkte vom Markgrafen Karl Friedrich die Erlaubnis zur Vorverlegung der Konfirmation seines Schützlings und im Frühjahr 1774 verließ Hebel seine Heimat, das geliebte Oberland, um in Karlsruhe das Gymnasium

zu besuchen. Vier Jahre lernte er auf dieser Schule, wurde als einer der begabtesten Schüler preisgekrönt und erhielt schließlich ein gutes Abgangszeugnis.

Im Mai 1778 bezog Hebel die Universität Erlangen. Hier setzte er das Studium als Theologe fort und wurde am 24. November 1780, nach bestandener Prüfung, unter die Pfarramtskandidaten aufgenommen, ohne allerdings eine Stelle zu erhalten, die ihm den Lebensunterhalt ermöglicht hätte. So kehrte er denn als Zwanzigjähriger ins Oberland zurück und der Pfarrer Schlotterbeck in Hertingen, der für seine Kinder einen geeigneten Hauslehrer suchte, betraute den Pfarramtskandidaten Hebel mit dieser Aufgabe. Als Hauslehrer gab dann Hebel auch noch den Kindern eines reichen Hertinger Bauern Unterricht.

Im März 1783 erfolgte Hebels Ernennung zum „Präzeptoratsvikar" am Lörracher Pädagogium. Ueber 8 Jahre wirkte nun Hebel in Lörrach als Lehrer und Hilfsprediger. Die letztere Amtstätigkeit übte er vertretungsweise manchmal auch in den Nachbardörfern aus. Die Lörracher Jahre waren, so nehmen die Verehrer und Forscher an, Hebels schönste Zeit. Hier entstand der vielbesprochene und vielbetuschelte „Geheimbund Belchismus" und in jenen Jahren entfaltete sich auch der Zauber der Freundschaft, die Hebel und die Pfarrerstochter Gustave Fecht zeitlebens verbunden hat.

Im November 1791 erfolgte Hebels Berufung als Lehrer an das Karlsruher Gymnasium. Am 12. Dezember 1792 wurde er zum Hofdiakonus und am 21. März 1798 zum Professor ernannt. 1803 flogen die „alemannischen Sommervögelein" ins Land. In die Zeit der napoleonischen Kriege fällt Hebels Tätigkeit als Kalendermann und Volksschriftsteller. Von 1808 an bearbeitete er auftragsgemäß die Biblischen Geschichten für die badischen Volksschulen.

Als es in der evangelischen Landeskirche Badens zur Ernennung eines Prälaten kam, übertrug Großherzog Karl dieses höchste kirchliche Amt des Landes Johann Peter Hebel, der damit Badens erster Prälat und in dieser Eigenschaft gleichzeitig Mitglied der 1. Kammer des Bad. Landtags wurde, da er hier als Prälat die Evang. Landeskirche zu vertreten hatte. Im September 1820 ernannte Großherzog Ludwig den Prälaten Hebel zum Kommandeur des Zähringer Löwenordens.

Im September des Jahres 1826 trat Hebel als Prälat, obwohl schon leidend, eine Dienstreise an, um in verschiedenen Städten Prüfungen abzuhalten. In Schwetzingen sank er aufs Krankenlager und erhielt im Hause seines Freundes, des Großh. Garteninspektors Zeyher, pflegliche Behandlung. Doch der Tod lag auf der Lauer. Was sterblich war an Hebel, sank am 22. September 1826 in Schwetzingen in das Schattenreich des Todes.

# Die Hebelstiftung

Es berührte Hebel schmerzlich, als in seiner Heimat, die er dichterisch besungen und als herrliches Fleckchen deutscher Erde bekannt gemacht hat, seine Absichten vielfach verkannt und falsch gedeutet wurden. Auf seine diesbezüglichen Klarstellungen in der Vorrede zur vierten Auflage der alemannischen Gedichte ist bereits im Abschnitt „Zwischen den Bergen von Hausen" hingewiesen worden. Von allen Seiten hatte Hebel als Dichter hohes Lob geerntet. Selbst der deutsche Dichterfürst Goethe sprach sich in der Jenaischen Literaturzeitung sehr ehrend über Hebels alemannische Gedichte aus und rühmte die Darstellungskunst des Dichters. Doch die Enttäuschungen, die Hebel über die Einwände, die aus der Heimat kamen, empfunden haben wird, konnten vermutlich durch kein Lob aufgewogen werden. Es lag denn Hebel auch viel daran, die Mißverständnisse zu beseitigen, was in der Vorrede zur vierten Auflage der Gedichte in einer Form geschehen ist, die alle dummen oder auch böswilligen Nörgler zum Schweigen bringen mußte. Selbst zur Aenderung einzelner Stellen in den Gedichten fand sich Hebel bereit, nur um Wünschen und Beschwerden aus der Heimat Rechnung zu tragen. Ohne Zweifel haben die Beanstandungen in der Heimat Hebel die Freude am gelungenen Werklein arg vergällt.

Längst aber waren die Widersacher verstummt, als am 22. September 1826 von Schwetzingen aus die Kunde vom unerwarteten Tod Hebels durchs Land ging. Groß war die Trauer. In der Heimat und im ganzen Land. Ein ehrendes Andenken blieb dem alemannischen Dichter und volkstümlichen Erzähler im Herzen des ganzen Volkes gesichert. Bis aber die innere Verbundenheit Hebels mit dem Volk auch äußerlich durch ein Denkmal und durch eine Stiftung sichtbar gemacht wurden, verging in des Dichters Heimatdorf noch geraume Zeit. Selbst das ehrwürdigste Andenken an Hebel und dessen Eltern, das Hebelhäuschen, blieb noch fast ein ganzes Vierteljahrhundert nach dem Tod Hebels dem freien Spiel eigennütziger Kräfte überlassen; erst im Jahr 1850 wurde die Erhaltung desselben für die Nachwelt gesichert. Das Verdienst hierfür gebührt der Schopfheimer Lesegesellschaft zum „Pflug", ferner dem Hüttenverwalter Eduard Böckh und dem damaligen Hausener Pfarrer Seisen. Wiederholt hatte das Hebelhäuschen seinen Besitzer gewechselt. Im Jahr 1850 sollte es im Konkursverfahren unter den Hammer kommen. Da griff die Schopfheimer Lesegesellschaft ein; sie ließ das Hebelhäuschen durch ihren Bevollmächtigten, den Kaufmann Eduard Steinhäusler, für die Lesegesellschaft kaufen; es sollte nicht länger ein Schacherobjekt bilden, sondern ein pietätsvolles Andenken an Hebel und seine Eltern bleiben. Am 31. Juli 1850 wurde der Kauf im Grundbuch der Gemeinde Hausen eingetragen, doch bezog sich der Kauf nur auf den 2. Stock des Häuschens, den Hebels Mutter

geerbt hatte. Der Kaufpreis, den die Lesegesellschaft bezahlte, betrug 651 Gulden. Verwalter Böckh vom Hausener Eisenwerk leistete die vorgeschriebene Bürgschaft.

Ohne das Eingreifen der Schopfheimer Lesegesellschaft wäre das Hebelhäuschen vielleicht nicht erhalten geblieben; daß sie rechtzeitig den geschichtlichen Wert erkannte und die Erhaltung des Hebelhäuschens als eine Dankespflicht dem Heimatdichter gegenüber betrachtet hat, muß ihr hoch angerechnet werden. Ihre Ziele waren aber noch viel weiter gesteckt. Sie plante damals schon auch die Gründung einer Hebelstiftung. Durch eine Sammlung im ganzen Land hoffte sie die Mittel zu erhalten zur Finanzierung einer Reihe von Liebeswerken, wie sie Hebel mit Hilfe seines ersparten Vermögens hatte verwirklichen wollen. Anfangs der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts waren aber für die Bevölkerung unserer Gegend schwere Notzeiten, so daß der Plan der Lesegesellschaft, wie auch Pfarrer Seifen in einem Brief an den Prälaten Dr. Ullmann betonte, zurückgestellt werden mußte. Erneut wurde jedoch der Plan wieder aufgegriffen, als von Schwetzingen aus ein Aufruf zur Sammlung von Geldbeiträgen ins Land ging, um die Mittel zu einer würdigen Instandhaltung der Ruhestätte Hebels zu erhalten. Der Sammlung war ein guter Erfolg beschieden, sie erbrachte weit mehr als für den gedachten Zweck nötig war, so daß ein Ueberschuß verblieb von 417 Gulden. Dieser Betrag ist später in dankenswerter Weise der heimatlichen Hebelstiftung überwiesen worden.

Im Jahre 1871 legte die Stadt Schwetzingen einen neuen Friedhof an und bettete die Toten um, doch wurden die Gebeine Hebels und die einiger anderer bedeutender Männer, worunter sich auch Hebels Freund, der Hofgärtner Zeyher befand, in dessen Haus Hebel gestorben war, auf dem alten Friedhof belassen. Daß Hebels Ruhestätte auf dem alten Friedhof belassen werden sollte, war auch ein Wunsch des Großherzogs Friedrich I. von Baden Gleichzeitig ließ der Großherzog die Schwetzinger Hofgärtnerei anweisen, die würdige Unterhaltung der Grabstätte Hebels zu übernehmen. Ende der 90er Jahre wurden dann die noch auf dem alten Friedhof belassenen Toten ebenfalls nach dem neuen Friedhof verbracht, nur Hebels Grab blieb unberührt. Anläßlich des 100. Geburtstags des Dichters war es mit einem in Basel angefertigten Denkmal geschmückt worden. Da der Gemeinderat von Hausen Kenntnis hatte vom Stand der Friedhofsfragen in Schwetzingen, glaubte er den Versuch machen zu sollen, Hebels sterbliche Ueberreste in das Heimatdorf zu überführen. Er richtete im September 1895 eine dahingehende Anfrage an die Schwetzinger Stadtverwaltung, erhielt aber einen ablehnenden Bescheid. Hebels Grab wird somit immer in Schwetzingen bleiben, es wird stets ein geweihtes Plätzlein sein, an dem die Unterländer und die Oberländer mit gleicher Liebe des Dichters gedenken, auf dessen Denkmal im Karlsruher Schloßgarten der Spruch steht:

**„Immer bleibe dir Name und Ehr' und ewiger Nachruhm!"**

Der Schwetzinger Aufruf vom Jahr 1854 hatte auch die Oberländer Hebelfreunde zu neuer Regsamkeit angespornt und gab der Schopfheimer Lesegesellschaft Veranlassung, den Plan zur Gründung einer Hebelstiftung wieder aufzugreifen. Die führenden Männer wandten sich an den Hebelausschuß im Unterland, der seinen Sitz in Mannheim hatte und dem u. a. Hebels Freund, Hofrat Nüßlin, angehörte. Unter Vorlage ihres Programms regten die Oberländer ein gegenseitiges Zusammenwirken an. Nüßlin sagte wohlwollende Prüfung der Anregung zu. Der Vorsitzende des in Schopfheim gebildeten Hebelausschusses, Oberamtmann von Porbeck, ließ durch einen Mittelsmann auch den Großherzog um Vermittlung bitten, und dieser begrüßte die Anregungen der Oberländer sehr und empfahl den Hebelfreunden die Zusammenarbeit. Die Ueberweisung des Ueberschusses der Schwetzinger Sammlung war dann einer der ersten schönen Beweise dieser Zusammenarbeit, und die 417 Gulden bildeten einen ansehnlichen Grundstock der Oberländer Hebelstiftung.

### Eine Sammlung im ganzen Land.

Als der 100. Geburtstag Hebels nahte, erließ der Schopfheimer Hebelausschuß mit behördlicher Genehmigung im ganzen Land einen öffentlichen Aufruf, um die Mittel zur Gründung der Hebelstiftung zu erhalten. Aeußerst packend und warmherzig fand Hebels Bedeutung in dem Aufruf eine Würdigung. Gleichzeitig wurde der Zweck der geplanten Stiftung bekanntgegeben. Hierüber wurde in dem Aufruf u. a. ausgeführt:

> „In dem eine Stunde von Schopfheim entfernten Ort Hausen befindet sich die Wohnung, wo Hebel's Eltern ihr kurzes Glück, und er selbst seine früheste Kindheit verlebten; ein theures Andenken, das in seiner auch noch dem Dichter in den glücklichsten Verhältnissen eigenthümlichen Anspruchslosigkeit dem von nah und fern kommenden Wanderer eine Gedächtnistafel als solches bezeichnet.
>
> Die Veräußerung dieser Wohnung ist der in Schopfheim bestehenden Lesegesellschaft der erste Anstoß gewesen, ein Werk der Pietät zu gründen, und so hat dieselbe dieses, den Eltern Hebels einst zugehörige Haus käuflich an sich gebracht. Sie will dieses Werk der Pietät aber noch weiter ausdehnen, und das Haus zu einer Stiftung widmen, deren Wohltat entweder ausschließlich oder doch vorzugsweise der dürftigen Gemeinde Hausen zugewendet sein soll.
>
> Allein hiezu reichen die Mittel dieser ohnehin wandelbaren Gesellschaft nicht hin, obwohl bereits ca. 600 Gulden, namentlich ein Betrag von über 400 fl von der Kommission für Hebels Grabdenkmal in Schwetzingen inzwischen eingegangen sind.
>
> Theils deshalb, theils aber auch, um den vielen entfernten Verehrern und Verehrerinnen Hebels Gelegenheit zu geben, an einem würdigen, Erz und Marmor überdauernden Denkmal der Liebe in seinem Heimathsort sich zu beteiligen, erläßt im Namen und Auftrag dieser Gesellschaft die unterzeichnete Kommission gegenwärtige Einladung zur Gründung einer Hebel-Stiftung mittels Geldbeiträgen."

Dem Ausschuß, der im Januar 1860 diesen Aufruf im ganzen Land verbreiten ließ, gehörten an: von Porbeck, Oberamtmann, Bark, Dekan, Grether, Bürgermeister, Joh. Sutter, Fabrikant, Ed. Steinhäußler, Kaufmann. Mit dem Erfolg des Aufrufs war der Ausschuß recht zufrieden, wie der am 4. Juli 1861 öffentlich gegebene gedruckte Rechenschaftsbericht zeigt. Darin hieß es einleitend:

„Der Aufruf vom Januar 1860 . . . hat uns aus allen Gauen unseres Vaterlandes und aus weiterer Ferne reichliche Liebesgaben zugeführt, und nachdem die letzten der zu erwartenden Beiträge im Monat Juni d. J. eingegangen sind, will das Comite keinen Augenblick mehr zögern, allen Gebern den innigsten Dank auszusprechen, und damit denselben und dem ganzen Lande öffentlichen Rechenschaftsbericht abzulegen."

Es erfolgte dann eine Aufzählung der Einzelposten der Einnahmen und Ausgaben. Die Sammlung hatte den schönen Betrag von 4 618 Gulden und 29 Kreuzer erbracht. In fast allen Orten des badischen Landes waren, wie im Rechenschaftsbericht des Ausschusses ausgeführt wurde, Beiträge, im ganzen 3 116 Gulden, gesammelt und abgeliefert worden. Die restlichen rund 1 500 Gulden waren vorwiegend durch größere Spenden zusammengekommen. Es wurden beigesteuert

| | | | |
|---|---|---|---|
| vom Großherzog | 200 | fl | — kr |
| Fürst von Fürstenberg | 100 | „ | — „ |
| Schwetzingen ((Ueberschuß der Sammlung | 416 | „ | 44 „ |
| Zentralkomitee in Hausen | 242 | „ | 28 „ |
| Oberst W. Geigy, Steinen | 100 | „ | — „ |
| Bern durch 12 Badener | 55 | „ | 40 „ |
| Freiburger Zeitung | 78 | „ | 44 „ |
| Hausen | 61 | „ | 17 „ |

Unter den sonstigen Einnahmeposten sind auch 137 fl, 56 kr erwähnt, die den Erlös bildeten aus verkauften Briefen, Gedichten und Gedenkblättern. Der Hebel-Ausschuß hat also eine äußerst rege Sammeltätigkeit entfaltet und konnte nun auch ein gutes Ergebnis der Sammlung bekanntgeben. Als Ausgaben, einschließlich des Kaufpreises und der Kosten für die Instandsetzungsarbeiten am Hebelhaus, wurden im Rechenschaftsbericht 1 257 fl und 23 kr ausgewiesen. Das Reinvermögen der Hebelstiftung betrug somit bei deren Gründung rund 3400 Gulden.

## Die Liebeswerke der Hebelstiftung.

Nachdem die Sammlung abgeschlossen und ein Ueberblick über die verfügbaren Mittel möglich war, wurden die Satzungen der Hebelstiftung entworfen. Das Hauptziel, im Hebelhaus eine Rettungsanstalt für sittlich und sozial gefährdete Kinder zu errichten, konnte nicht, wie es ursprünglich gedacht war, gleich Verwirklichung finden, da hierzu die Mittel nicht ausreichten. Doch wurde die Ausführung dieses Planes für später in Aussicht genommen, daher bestimmten die Satzungen, daß dem zinstragend

angelegten Grundstocksvermögen der Hebelstiftung jährlich 50 Gulden zuzuführen seien, bis das Kapital die Höhe von 10 000 Gulden erreicht habe, dann sollte die Errichtung der Rettungsanstalt erfolgen. Die Mittel der Hebelstiftung, die nach den erwähnten Rücklagen noch verfügbar waren, sollten zur Kostendeckung für kleinere Liebeswerke, die den Absichten Hebels entsprachen, herangezogen werden, wobei der Verwaltungsrat der Hebelstiftung auch damit rechnete, daß laufend kleinere Beiträge hereinkommen würden. Die Art der Liebeswerke und der Personenkreis, dem sie zugedacht waren, wurde in den Satzungen festgelegt. Die Höhe der Leistungen war natürlich abhängig von der Höhe der verfügbaren Mittel. Als alljährliche Leistungen wurden in den Satzungen der Hebelstiftung bezeichnet:

Beiträge für die Kinderschule in Hausen.
Beiträge zur schulischen und beruflichen Ausbildung armer Hausener Buben und Mädchen.
Aussteuerbeihilfen für Hausener Mädchen.
Erziehungsbeihilfen für arme Hausener Kinder.

Voraussetzung für die Zuteilung von Gaben aus der Hebelstiftung war, so bestimmte es die Satzung, ein unbescholtener Lebenswandel der Gesuchsteller. Auch die sonstigen Rechts- und Organisationsfragen wurden durch die Satzung geregelt, die am 3. Oktober 1861 die Zustimmung des badischen Innenministeriums erhielt. Dem Verwaltungsrat der Hebelstiftung gehörten satzungsgemäß an: der jeweilige Amtsvorstand des Bezirks Schopfheim, sowie der Bürgermeister und der Stadtpfarrer von Schopfheim. Ferner der Bürgermeister und der Pfarrer von Hausen. Zu diesen ständigen Mitgliedern wählten die politischen und kirchlichen Gemeinderäte der beiden Orte noch je zwei weitere Mitglieder in den Verwaltungsrat, deren Amtsdauer sechs Jahre währte.

In dem Aufruf zur Sammlung für die Hebelstiftung war auch die Offenlegung eines Hebelalbums angekündigt worden, in dem Beiträge von Künstlern und Schriftstellern niedergelegt werden sollten. Der Ausschuß hatte gehofft, auf diese Weise eine kleine Einnahmequelle erschließen zu können; sie floß jedoch nur spärlich, so daß der Verwaltungsrat im Jahr 1865 auf die weitere Auflegung des Albums verzichtete. Es waren bis dahin eingegangen 10 Bilder, 35 Gedichte und 10 prosaische Beiträge, die der Verwaltungsrat nun in einer Mappe sammeln und aufbewahren ließ. Ein ziemlicher Mißerfolg war auch dem Opferstock beschieden, der einige Jahrzehnte im Hebelgarten stand; nur geringfügige Beträge konnten ihm entnommen werden, so daß die Entfernung des Opferstocks, der auch im harmonisch ausgeglichenen Gesamtbild beim Hebeldenkmal störend wirkte, beschlossen wurde.

Nachdem am 9. Mai 1870 in Baden ein neues Stiftungsgesetz erlassen worden war, ging die Hebelstiftung in die Verwaltung des Gemeinderats Hausen über. Zehn Jahre lang hatte die Stadt Schopfheim den ausschlaggebenden Einfluß in der Verwaltung der Hebelstiftung, die ja auch hauptsächlich ihr verdienstvolles Werk war, ausgeübt. Mittlerweile hatte sich, vor allem im Zusammenwirken mit der Basler Hebelstiftung, über die noch zu sprechen sein wird, eine feste Tradition des Hebelfestes herausgebildet, so daß die Schopfheimer Gründer und Verwaltungsratsmitglieder die Hebelstiftung vertrauensvoll in die Verwaltung des Gemeinderats Hausen geben konnten. Der Uebergang machte einige Aenderungen der Satzung erforderlich, doch waren sie zum größten Teil rein formaler Art, nur der § 12 brachte eine grundsätzliche Neuerung, d. h. es wurde durch diesen Paragraphen ein bereits bestehender Brauch in der Satzung verankert. Es wurde nämlich in dem § 12 bestimmt,

**daß die Preise und Beiträge, die alljährlich durch die Hebelstiftung zur Verteilung kommen, womöglich an Hebels Geburtstag, am 10. Mai jeden Jahres, in Hausen in würdiger Weise öffentlich an die Empfänger ausgegeben werden sollen.**

## Die Basler Hebelstiftung

Als Hebels 100. Geburtstag nahte, faßten auch die Basler Hebelfreunde den Plan, eine Hebelstiftung ins Leben zu rufen. In Basel, wo Hebel bekanntlich geboren wurde, — „von dem Sandehansemer Schwibbogen das zweite Haus" — hatte Hebel als Kind den Sommer über oft mit der Mutter bei der Familie Iselin geweilt, hatte Basler Schulen besucht und mit Basler Buben Freundschaft geschlossen. Mit vielerlei Eindrücken, die sein lebhafter Geist dann in der Stille und Beschaulichkeit des Dorfes verarbeitete, kehrte der junge Hebel im Herbst von Basel heim. Zeitlebens bekundete er denn auch eine große Anhänglichkeit an seine Geburtsstadt Basel, wie so manche Briefstelle zeigt. Wohl den herzlichsten Ausdruck fand diese treue Anhänglichkeit Hebels in seinem Gedicht „Erinnerung an Basel", das bekanntlich mit dem Vers beginnt:

„Z'Basel an mi'm Rhi,
jo dört möchti sy!
Weiiht nit d'Luft so mild und lau,
und der Himmel isch so blau
an mi'm liebe Rhi."

Hebels heitere Wesensart entspricht in manchen Zügen der Wesensart der Basler, sie rührt somit nicht nur her vom Pfälzer Blut des Vaters unseres Hebel, sie ist vermutlich auch beim Basler Aufenthalt übertragen worden. Nirgends wird denn auch Hebel mehr verehrt, als in Basel. Die dortigen

Hebelfreunde konnten sich beim Herannahen des 100. Geburtstags des Dichters getrost mit einem Aufruf an die Basler Bevölkerung wenden, Beiträge zur Gründung einer Hebelstiftung zu spenden, des Erfolges durften sie sicher sein. Die Erwartungen wurden nicht getäuscht, in kurzer Zeit war ein Kapital zusammengeflossen, dessen Zinsen ausreichten, um die für die Hebelstiftung in Aussicht genommenen Ziele verwirklichen zu können. Diese Ziele waren ähnlicher Art, wie die der Hebelstiftung für das Heimatdorf, Herzenswünsche des Dichters wurden zur Erfüllung gebracht.

Hebel hatte bekanntlich die Absicht, durch eine Stiftung den ältesten Bürgern seines Heimatdorfes allsonntäglich den Genuß eines Schoppens guten Markgräfler Weines zu ermöglichen; der Verlust des größten Teiles seines Spargeldes durchkreuzte diesen originellen Plan. Nun aber griff ihn die Basler Hebelstiftung auf. Sie beschloß die Bewirtung der „alte Manne" beim „Hebelmähli" am alljährlichen Hebelfest im Heimatdorf des Dichters. Die 12 „alte Manne" der Gemeinde Hausen sind also beim „Hebelmähli" die Ehrengäste der Basler Hebelstiftung. Sehr treffend sagt der jetzige Präsident der Basler Hebelstiftung, Prof. Dr. Wilhelm Altwegg, in seinem prächtigen Buch „Johann Peter Hebel" über diese erhebende Ehrung des Dichters:

> „Das schönste Denkmal und wie es kein anderer Dichter noch irgend ein Großer dieser Welt gleich erhalten hat, ist nicht aus Erz und Stein. Es ist jenes Einzigartige, das Hausener „Hebelmähli".

So hat Hebels Wunsch in dieser Form eine schöne Erfüllung gefunden. Die Basler Hebelstiftung sichert den „alte Manne" des Hebeldorfes alljährlich beim „Hebelmähli" „ne freudig Stündli", das die sonnigste Erinnerung und das Sehnsuchtsziel des ganzen Jahres bleibt. Mögen die „alte Manne" ihr Lebensschifflein nicht mehr mit viel Wünschen beladen, der Wunsch, auch das nächste „Hebelmähli" wieder mitfeiern zu können, bleibt in ihnen wach bis zum Lebensende. Nie fühlen sie sich gesünder und glücklicher, als wenn sie am Hebelfest unter ihrer Fahne zum Bahnhof marschieren, um „d'Basler Here", ihre Gastgeber, abzuholen.

Die Basler Hebelstiftung hat in ihren Satzungen noch eine Reihe weiterer Aufgaben festgelegt. Sie beschenkt ebenfalls zwei ehrbare Hausener Bräute mit Aussteuerbeihilfen. Weiter erhalten die vier besten Schüler der obersten Klasse der Hausener Volksschule (zwei Knaben und zwei Mädchen) von der Basler Hebelstiftung ein Hebelbuch zum Geschenk, dem eine entsprechende Widmung beigefügt ist. Wo immer ihr Lebenspfad die Beschenkten im späteren Leben hinführt, stets bleibt das Hebelbuch ein teures Andenken an die Heimat, an Hebel und die Basler Hebelstiftung.

Durch den Weltkrieg und die nachfolgende Inflation ist das zinstragend angelegte Vermögen der Hausener Hebelstiftung vernichtet worden. Es war bis zum 30. Dezember 1913 bereits auf 11 500 Mark angewachsen. (Beim Uebergang der Hebelstiftung in die Verwaltung der Gemeinde Hausen hatte es 4 150 Gulden betragen). Wäre der Weltkrieg nicht über uns hereingebrochen, so würde die Errichtung der geplanten Rettungsanstalt zweifellos bald möglich gewesen sein. Glücklicherweise blieb das Vermögen der Basler Hebelstiftung durch den Krieg unberührt, denn die Schweiz gehörte ja zu den wenigen neutralen Staaten, die als Oasen des Friedens inmitten der Kriegswüste die zerstörende Gewalt des Krieges nur mittelbar zu spüren kriegten.

Mit dem Verlust ihres Vermögens war der Hausener Hebelstiftung nicht nur die Erreichung des Hauptziels, die Errichtung der Rettungsanstalt, für lange Zeit unmöglich gemacht, sie konnte auch die alljährliche Gabenverteilung am Hebelfest nicht mehr beibehalten. Da bewährte sich die auch auf anderen Gebieten in der Kriegs- und Nachkriegszeit so oft von unseren Schweizer Nachbarn getätigte Hilfsbereitschaft in echt Hebelschem Geiste. Die Basler Hebelstiftung übernahm, soweit ihr Mittel hierfür zur Verfügung standen, nun auch die Kosten für die üblichen Gaben der Hausener Hebelstiftung. So kann das Hebelfest im althergebrachten Rahmen weitergeführt werden. Die alemannische Kulturgemeinschaft, deren Mittelpunkte Hausen und Basel, das Heimatdorf und die Geburtsstadt unseres Hebels, bilden, bewährt sich somit nicht nur in den Stunden der Festesfreude, sondern auch in Zeiten der Not. Dankbar weiß Hebels Heimatdorf die Hilfsbereitschaft der Basler Hebelstiftung zu schätzen.

## Das Hebelfest

In der Hausener Gemeinderechnung vom Jahr 1861 ist u. a. zu lesen:

> „Es wird nunmehr alljährlich am 10. Mai, als am Geburtstag Hebels in seinem Heimatort Hausen zum ehrenden Andenken eine kleine Feierlichkeit stattfinden, veranlaßt auch hauptsächlich durch Stiftung des sog. Hebelmählis durch Basler Herren und Gründung einer größeren Hebelstiftung für die Gemeinde Hausen am 10. Mai 1860 durch Freunde und Verehrer Hebels nah und fern."

Hier ist der geschichtliche Ursprung des Hebelfestes, dessen eigenartiger Zauber so oft gerühmt wird, aufgezeigt. Das „Hebelmähli" ist der Mittelpunkt, um den sich die andern Veranstaltungen gruppieren. Wollte man für das ungezwungene Hebelfest eine bürokratische Einteilung treffen, so wäre zu sagen, es beginnt mit der Ankunft der „Basler Here" und endet mit deren Heimfahrt. Doch das Hebelfest ist von allem Anfang an über diesen „offiziellen" Rahmen hinausgewachsen, es ist zu einem Volksfest im besten

Sinne des Wortes geworden, an dem die gesamte Ortsbevölkerung teilnimmt, zu dem sich aber auch zahlreich die Hebelfreunde aus Allemannien von diesseits und jenseits der Landesgrenzen einfinden. Recht eindrucksvoll offenbart sich beim „offiziellen" wie beim „inoffiziellen" Hebelfest ein Gemeinschaftsgeist, der Hebels Idealen entspricht.

Den Höhepunkt des Volksfestes bildet jeweils die Schülerfeier. Den Kindern des Hebeldorfes wird das Hebelfest stets zum freudigsten Ereignis des Jahres. Schon die Kleinkinderschüler babbeln bei Limonade, Wurst und Weißbrot am Hebelfest von ihrem Freund Hebel. Die „großen" Schüler aber marschieren lange vor dem Hebelfest mit fröhlichem Gesang in die heimatlichen Wälder, um Moos, Epheu und „Dannästli" zu holen, damit die jungen „Maidli" abends fürs Hebelfest „chränzle" und nebenbei verstohlen „güggele chönne", ob der „Hans" auch kommt zum Abholen. Den Erwachsenen und Verheirateten schließlich bleibt das Hebelfest das ganze Leben hindurch eine der schönsten Erinnerungen an die sorgenfreie Jugendzeit und keine Wechselfälle des Lebens vermögen diese Erinnerung zu trüben.

Die „großen" Schüler werden am Hebelfest mit Wurst, Weißbrot und Markgräflerwein bewirtet, wobei in der Regel der Bürgermeister und die Gemeinderäte die „Serviermeister" spielen. Mit besonderer Sorgfalt und Liebe übt der Lehrer mit den 6., 7. und 8. Kläßlern Hebel- und andere Volks- und Heimatlieder und Hebel'sche Gedichte ein, die nach der Schülerbewirtung vor einem großen Kreis erwachsener Zuhörer vorgetragen werden. Den Kindern ist die Einübung schon deshalb willkommen, weil sie sozusagen das Vorspiel zum Hebelfest bildet, dann aber auch deswegen, weil sie ja in ihrer Muttersprache singen und vortragen dürfen. Nie wird die Sprache des Dichters unserer alemannischen Heimat reiner und echter zu hören sein, als wenn am Hebelfest ein „Husemer" Schulkind auf den Stuhl steigt und z. B. vorträgt:

„Der Samstig het zuem Sunntig gseit:
Jetz hani alli schlofe gleit;
sie sin vom Schaffe her und hi
gar sölli müed und schlöfrig gsi,
und 's goht mer schier gar selber so,
i cha fast uf ke Bei meh stoh."

Manches andächtig lauschende Mütterlein wischt sich verstohlen die Augen aus, wenn sein „Maidli" oder sein „Bueb" das gleiche Hebelgedicht vorträgt, das es selbst einmal als glückliches Kind am Hebelfest vortragen durfte.

Seit 1893 kommen im Anschluß an das „Hebelmähli" auch die 12 ältesten Bürgersfrauen unseres Dorfes zum Kaffee, der als Nachtisch gegeben wird. Auch ihnen wird somit am Hebelfest „ne freudig Stündli" zuteil, auf das sie sich das ganze Jahr hindurch freuen. Natürlich beschränkt sich die Bewirtung nicht auf guten Bohnenkaffee und Gugelhupf, auch die Frauen erhalten flüssigen Sonnenschein, also Markgräflerwein, denn an

Spendern fehlt es in der Regel nicht unter den vielen „Here", die zum Hebelfest kommen. Auch zum „Hebelfest-z'Nüni", das nach schönem altem Brauch am Vormittag nach dem Hebelfest verabfolgt wird, kommen die Ehrengäste beiderlei Geschlechts, und wer Zeuge ihrer Gemütlichkeit ist, wer die Alten singen hört und tanzen sieht, der kommt zur Ueberzeugung, daß diese oberste Gruppe der Altersstufe über das Hebelfest eine erfolgreiche Verjüngungskur durchmacht.

Die Einführung des Kaffeekränzles geht auf einen eigenartigen Zufall zurück. Im Jahre 1893 hatte sich nämlich keine Braut um das Brautgeschenk beworben. Die Verwendung des hierfür vorgesehenen Betrages fand dann in der originellen Form statt, daß die 12 ältesten Bürgersfrauen mit Kaffee und Gugelhopf bewirtet wurden. Aus der einmaligen Uebung ist nun ein ständiger Brauch geworden und es wäre sicherlich nur zu begrüßen, wenn sich dieser schöne Brauch schließlich noch zu einer Teilnahme der alten Frauen auch am „Hebelmähli" ausweiten ließe.

Wenn der Verlust des Stiftungsvermögens die örtliche Hebelstiftung vorerst zum Verzicht auf die Kostenübernahme für die satzungsgemäßen Liebeswerke gezwungen hat, so bedeutet dies allerdings nicht, daß Hebels Heimatgemeinde für das Hebelfest keine geldlichen Aufwendungen hätte. Schon die Instandhaltung des Hebelhäusles, die seit der Inflationszeit auf Kosten der Gemeinde erfolgt, verursacht erhebliche Aufwendungen. So sind für diesen Zweck in den letzten Jahren von der Gemeinde rund 1000 Mark aufgewendet worden. Sie hat außerdem die Kosten der alljährlichen Schülerbewirtung und auch die sonst mit dem Fest verbundenen Kosten (für Ausschmückungen usw.) zu tragen.

## Die „Zentral-Hebelfeier" am 10. Mai 1860

Das große Hebelfest anläßlich des 175. Geburtstages Hebels im Jahr 1935 ist zweifellos allen Teilnehmern in bester Erinnerung geblieben. Der bleibende Einfluß, den Hebels volkhafte Dichtung ausübt, offenbarte sich in einem Massenbesuch, wie ihn das Hebeldorf nie gesehen hat. An beiden Festtagen war dies der Fall, am Freitag, den 10. und am Sonntag, den 12. Mai. Tausende und Abertausende umsäumten die Ortsstraßen, als der geschichtliche Festzug, der viele der Dichtungen Hebels in schönen Bildern sinnbildlich darstellte, sich durchs Dorf bewegte.

Alle 25 Jahre findet ein großes Hebelfest statt; solche waren also in den Jahren 1910 und 1885. Sie verliefen, soweit die Festordnung in Betracht kommt, im gleichen Rahmen, wie das große Hebelfest von 1935. Einen besonderen Platz nimmt aber das erste Hebelfest ein, das die Bezeichnung „Zentral-Hebelfeier" erhalten hatte. In Kürze mag der Ablauf jenes geschichtlich denkwürdigen Festes geschildert sein. Schon am 5. Februar

1860 versammelten sich Abgesandte aus folgenden oberbadischen Orten: Hausen, Fahrnau, Schopfheim, Wiechs, Maulburg, Steinen, Tumringen, Lörrach, Weil, Haltingen, Binzen, Rümmingen, Kirchen, Kandern, Müllheim, Enkenstein, Gresgen, Wehr und Zell. Es wurde ein Festausschuß gebildet, in den diese Orte Vertreter schickten. Zur Deckung der Kosten wurden in allen Orten Sammlungen veranstaltet, wobei ein etwa erzielter Ueberschuß der Hebelstiftung zuzuführen war.

Wie aus der damaligen Festordnung zu ersehen ist, flammten am Vorabend des Festes auf allen Höhen des badischen Oberlandes Freudenfeuer auf. Frühmorgens am 10. Mai krachten Böllersalven über das stille Tal und die Bergwerksmusik ließ ihre frohen Weisen erschallen. Die Festteilnehmer aus den Gemeinden des vorderen Wiesentals sammelten sich in Schopfheim, von wo der Zug geschlossen, begleitet von 4 Musikkapellen, dem Festort zu marschierte. Die Gemeinden des hinteren Wiesentals hatten sich in Zell gesammelt und beide Züge marschierten so von den Sammelplätzen ab, daß sie möglichst gleichzeitig an der Wiesenbrücke beim Eisenwerk eintreffen konnten, von wo über 's Bergwerch" der gemeinsame Einzug auf den Festplatz (Büehlacker) erfolgte. Eine Anzahl Gemeinden hatte auch Festwagen mitgebracht, so Weil (ein Faß Wein), Kandern versinnbildlichte den Schmelzofen, Todtnau den Dengeligeist, Fahrnau hatte seinen Festwagen mit der gereimten Inschrift geziert: „Wenn's gilt, im Hebel Chränzli z'winde, so blibt au Fahrnau nit dehinte."

Musik- und Gesangsvorträge und eine Begrüßungsansprache von Grether, Hausen leiteten auf dem Festplatz den Festakt ein. Auf der errichteten Sängerbühne formierten sich sämtliche anwesenden Gesangvereine zu einem Massenchor, der „Ne Gsang in Ehre" zum Vortrag brachte. Dann begaben sich die Festteilnehmer in geschlossenem Zug durch das schön bekränzte und reich beflaggte Hebeldorf zum Kirchenplatz. Unter Mitwirkung von 12 Hausener Festjungfrauen, worunter sich das schönste „Markgräflermaidli" weit und breit (die spätere Frau des unteren Müller Bröblin) befand, fand hier die Enthüllung des Hebeldenkmals statt. Böller krachten und Musikklänge ertönten, als die Hülle vom Denkmal fiel. Mit musikalischer Begleitung stimmten hierauf sämtliche Gesangvereine den Choral an: „Wir glauben all an einen Gott."

Nach dem aufgezeigten Programm wickelte sich die „Zentral-Hebelfeier" in der Hauptsache ab. Sie ist der Ausgangspunkt des einzigartigen Hebelfestes, das seither alljährlich stattfindet. Nur in den Jahren des Weltkrieges ist das Hebelfest ausgefallen. Natürlich waren bei der „Zentral-Hebelfeier" auch die Basler stark vertreten. Welche Bedeutung dem Fest im Lande Baden und vor allem im Oberland beigemessen wurde, geht daraus hervor, daß sowohl die Stadt Freiburg, wie die dortige Universität durch Abordnungen beim Fest vertreten waren. Solche Abordnungen aus Freiburg waren auch in den letzten Jahren öfters beim Hebelmähli in Hausen anwesend.

## Das Hebelhäuschen

Ohne das Eingreifen der Schopfheimer Lesegesellschaft, wäre das Hebelhäuschen wohl kaum in seiner alten Bauart erhalten geblieben. Bildliche Aufnahmen aus der Zeit vor dem Ankauf durch die Lesegesellschaft zeigen übrigens, daß gewisse Aenderungen in der Bauart vorgekommen sind. Ob dies auf zwingende bauliche Gründe zurückzuführen ist, vermag nicht gesagt zu werden. Aber auch in der etwas veränderten Form zeugt das Hebelhäuschen jedenfalls davon, daß Hebels Eltern keinen Wohnungsluxus kannten.

Auch in der Nachbarschaft des Hebelhäuschens hat sich vieles geändert. Es sei zum Beispiel daran erinnert, daß es noch bis in die 90 er Jahre des vorigen Jahrhunderts im ganzen Dorf, wie auch in der Nachbarschaft des Hebelhäuschens viele strohgedeckte Häuser und Fachwerkbauten gab. Längst sind die Strohdächer durch Ziegeldächer ersetzt und manche Fachwerkwand ist durch einen dicken Verputz unsichtbar gemacht. Ebenso sind in der Nähe des Hebelhäuschens moderne Neubauten entstanden. Als altes, wenig verändertes Fachwerkgebäude steht noch das Hebelhäuschen einsam auf weiter Flur als Zeuge eines alten alemannischen Baustils. Es ist uns glücklicherweise auch als ehrwürdigstes Erinnerungszeichen an den alemannischen Heimatdichter und dessen Eltern erhalten geblieben.

Nach dem Tod der Mutter Hebels hatte das Hebelhäuschen noch ein recht wechselvolles Schicksal, bis es aus dem Privatbesitz in das Eigentum der Schopfheimer Lesegesellschaft überging. Hebel war der Erbe des Häuschens, nachdem seine Mutter gestorben war. Ihm kaufte es nun ein Gresger Bürger, Jakob Böhler, ab. Böhler mußte eine Reihe von Miterben ausbezahlen, die zusammen Forderungen in Höhe von 1700 Gulden hatten. Als Sicherung für diese Forderungen mußte Böhlers gesamtes Vermögen dienen. Nach dem Protokollbuch diente im Hausener Bann als Pfand

> „eine halbe Behausung samt Zugehörte wie ich solche von Johann Peter Hebel, laut Kaufbriefs vom 23. Februar 1774 erkauft habe pro 320 Gulden . . ."

Diese „halbe Behausung samt Zubehörte" verkaufte Böhler im Jahr 1787 an Konrad Röther. Auch nach dieser Zeit wechselte das Hebelhäuschen noch wiederholt den Besitzer, bis dann endlich im Jahr 1850 dem unwürdigen Zustand dadurch ein Ende gemacht wurde, daß die Schopfheimer Lesegesellschaft unter verdienstvoller Mitwirkung des Verwalters Böckh vom hiesigen Eisenwerk das Häuschen erwarb. Ueber den Kauf heißt es u. a. im Hausener Grundbuch:

> „Es hat den 31. Juli 1850 die Krämer Christian Weishags Eheleute dahier im Gantweg an Ed. Steinhäusler von Schopfheim namens der Lesegesellschaft zum „Pflug" von da unter Bürgschaft des Hüttenverwalters Ed. Böckh dahier verkauft. Ein Haus . . . usw. um 651 Gulden."

Der bauliche Zustand des Hebelhäuschens ließ bei der Uebernahme durch die Schopfheimer Lesegesellschaft sehr zu wünschen übrig, es mußten denn auch ziemlich hohe Aufwendungen für Wiederinstandsetzungsarbeiten gemacht werden. Es sei ergänzend bemerkt, daß nur der zweite Stock des Hebelhäuschens in den Besitz der Lesegesellschaft übergegangen war. Nur dieser war seinerzeit Hebels Mutter und nach ihrem Tod dem einzigen Erben Johann Peter Hebel als Erbteil zugefallen, der erste Stock blieb noch weiter in Privatbesitz. Als dann später die Sammlung für die Hebelstiftung einen recht guten Erfolg hatte, überließ die Schopfheimer Leesegesellschaft ihren Anteil am Hebelhäuschen zum Preis von 1000 Gulden der Hausener Hebelstiftung. Der Uebergang des Hebelhäuschens in das Eigentum und in die Verwaltung der Hausener Hebelstiftung erfolgte am Hebelfest 1862.

Aus dem Grundbuch der Gemeinde Hausen ist zu ersehen, daß dann die Hebelstiftung am 23. Juni 1875 durch Tausch auch den untern Teil des Hebelhäuschens erworben hat. Dieser befand sich damals im Besitz des Gemeinderechners Jakob Friedrich Röther. Er erhielt im Austausch die untere Hälfte des an das Hebelhäuschen angebauten Wohngebäudes (heutiges Haus des Sattlers Jakob Hug). Röther erhielt außerdem noch ein Aufgeld von 1542 Mark. Das obere Stockwerk des Tauschgebäudes kam etwas später in den Besitz des Schuhmachers Hauser (Vater des heutigen Bürgermeisters Hauser), der nach dem Tod Röthers auch den unteren Stock erwarb. Bürgermeisters Hauser Schlafkammer in der Kinderzeit lag unmittelbar neben der ehemaligen Schlafkammer Hebels. Vermutlich saß auch Hebels Geist öfters an Hausers „Wagle“ und machte das Kind vertraut mit des alemannischen Dichters Lehren; die Hebelfestreben des Bürgermeisters lassen dies vermuten.

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß die frühesten bildlichen Aufnahmen vom Hebelhäuschen gewisse Veränderungen der Bauart erkennen lassen. Auf den ältesten Aufnahmen ist auch der vielbeachtete Spruch an der Giebelwand des Hebelhäuschens nicht sichtbar. Er lautet bekanntlich:

Wann Naid und Haß brent
Wie Ein feur · Wär Holz und
Kohlen Nicht So theur
U 1763 H

Die „gemischtsprachliche“ Ausdrucksform läßt annehmen, daß der Spruch von Hebels Vater, dem Pfälzer, stammt, der ja gerne gereimte Eintragungen in sein Tagebuch machte. U und H bei der Jahreszahl sind die Anfangsbuchstaben zu „Ursula Hebelin“. Wahrscheinlich hat Hebels Mutter den Spruch in ihres Mannes schriftlicher Hinterlassenschaft gefunden und dann in der Erinnerung an manche bittere Stunde, die ihr und ihrem Mann selig, dem „hergelaufenen“ Leineweber und „Dragunerjobbi“ von mißgünstigen Mitmenschen im Dorf bereitet wurden, an die Giebelwand des Häuschens schreiben lassen. Wie schon bemerkt, ist der Spruch auf den ältesten Aufnahmen vom Häuschen

nicht sichtbar, doch kann er durch den Wandverputz verdeckt gewesen und später wieder freigelegt worden sein. Auf jeden Fall drückt er die Empfindungen einfacher und rechtschaffener Menschen aus, die manches Unrecht erdulden mußten. Holz- und Kohlenhändler hätten aber vermutlich noch immer keine guten Zeiten, wenn Neid und Haß als Brennmaterial Verwendung finden könnten. Die Mahnung am Hebelhäuschen ist also immer noch zeitgemäß.

## Die Erinnerungstafel am Hebelhäuschen

Wenn die mündliche Ueberlieferung richtig ist, dann gebührt das Verdienst für die Anbringung der hölzernen Erinnerungstafel am Hebelhäuschen dem Bürger und Krämer Christian W e i s h a g , in dessen Besitz das Häusle von 1840—1850 war. Die Kenntnis dieser Tatsache verdanken wir dem Lokaldichter Christian H u b e r. Er war ein guter Kenner der Heimatgeschichte und hat lokale Begebenheiten von Bedeutung gerne in der Heimatsprache poetisch ausgewertet. Der „Hueber Christian" war lange Jahre in der Krafft'schen Kammgarnspinnerei hier als einarmiger Buchhalter, später als solcher in Schopfheim tätig. Manches selbstverfaßte launige Hebelfestgedicht hat er beim „Hebelmähli" vorgetragen und in einem solchen Hebelfestgedicht hat er am 10. Mai 1895 den geschichtlichen Hintergrund der Erinnerungstafel am Hebelhäuschen aufgezeigt, wie er ihm durch mündliche Ueberlieferungen bekannt geworden war.

Nach des „Hueber Christians" Darstellungen empfand es Weishag als einen großen Mangel, daß die vielen Fremden, die ins Hebeldorf kamen, durch kein äußeres Erkennungszeichen darauf aufmerksam gemacht wurden, daß sie hier vor dem ehrwürdigen Hebelhäuschen stehen. Vielleicht hat hierbei nicht lediglich Verehrung für Hebel, sondern auch ein wenig Reklamebedürfnis für den von Weishag betriebenen Kramladen mitgewirkt, jedenfalls aber hatte Weishag als erster die Frage aufgegriffen. Da er selbst die Mittel nicht hatte, soll er sich dann an einige Z e l l e r Freunde gewandt haben, die eine Sammlung veranstalteten und den erforderlichen Betrag auf diesem Weg zusammenbrachten. Im Jahr 1845 konnte dann, nach diesen Ueberlieferungen, die Holztafel an der östlichen Giebelwand angebracht werden, auf der zu lesen ist:

J o h. P e t e r H e b e l
d e s a l e m a n n i s c h e n S ä n g e r s H e i m a t h a u s.

# Das Hebeldenkmal

Sinnend, wie er es so oft von den Höhen der heimatlichen Berge getan, schaut Hebel vom Platz des evangelischen Kirchleins aus in sein Kinderland und in sein Heimatdorf, auf das des Dichters Ruhm besonders hell zurückstrahlt. Vor dem Dorfkirchlein hat das Denkmal für Hebel seinen Standort erhalten. Hier führt der Weg vorbei zur Landstraße Basel-Todtnau und zum Bahnhof. Wer aus dem Dorf auf den Zug will, um eine kleinere oder größere Reise zu machen, vielleicht auch um in der großen Welt, fern der Heimat, sein Glück zu suchen, kommt am Hebeldenkmal vorbei. Es ist, als rufe der Heimatdichter allen diesen Landsleuten von seinem erhöhten Standpunkt aus als Geleitspruch die Schlußworte zu aus seinem Gedicht „Noch eine Frage":

„. . . . Wemmen in der Welt
will Freude hasche, Vorsicht ghört derzue;
sust lengt me bal in d'Aglen und in Dörn
und zieht e leeri Hand voll Schrunde zruck.
Denn d'Freud hangt in de Dorne. Denk mer dra
und tue ne wenig gmach! Doch wenn de's hesch,
se loß der's schmecke! Gunn der's Gott der Her!!"

Das Hebeldenkmal ist anläßlich des 100. Geburtstags des Dichters errichtet worden. Es hatte lange gedauert, bis in allen Kreisen der Ortsbewohner die Dankespflicht erkannt wurde, die das Heimatdorf Hebel gegenüber zu erfüllen hat. Um so erhebender aber äußerte sich die Liebe und Verehrung für Hebel bei der Schaffung des Denkmals. Keinerlei Kosten sind dafür verbucht. Durch freiwillige Arbeitsleistungen aller Bewohner des Dorfes, der begüterten wie der nichtbegüterten, ist es geschaffen worden. Es war vor allem die schwerarbeitende Belegschaft des Eisenwerks, an ihrer Spitze die rauchgeschwärzten, nervigen Hammerschmiede und die leitenden Männer des Eisenwerks, die es als ihre ehrenvolle Aufgabe betrachtete, dem großen Dichter ein Denkmal zu erstellen, der als junger Bub sozusagen zur Werksgemeinschaft gehörte und später als Dichter das Eisenwerk im Gedicht „Der Schmelzofen" besungen hat.

Das Gipsmodell für die Hebelbüste wurde in Karlsruhe angefertigt. Nach diesem Modell ist sie im hiesigen Eisenwerk gegossen worden. Ebenso zeugen die Schrifttafeln und der Sockel des Denkmals von der technischen Leistungsfähigkeit des Eisenwerks und dessen Belegschaft.

Ziemlich heftige Meinungskämpfe gab es zunächst über die Frage des Standortes. Am jetzigen Denkmalsplatz befand sich nämlich eine Linde, die um das Jahr 1815 herum, vielleicht zur Erinnerung an die Befreiungskriege, gepflanzt worden war. Mit deren Beseitigung waren viele nicht einverstanden. Es war auch ein Plan erwogen worden, das Hebeldenkmal in der Gartenecke vor dem Hebelhäuschen aufzustellen (von diesem Plan sind Aufnahmen erhal-

ten), schließlich fiel aber die Entscheidung zu Gunsten des jetzigen Platzes. Das war sicherlich zu begrüßen, denn einen würdigeren Platz für das Denkmal konnte es nicht geben, als den alten „Gottsacher" beim Dorfkirchlein, den Platz, auf dem Hebels Eltern zur ewigen Ruhe gebettet sind. Hier fand dann auch das Hebeldenkmal im Jahr 1860 seine Aufstellung, nachdem etwa 14 Tage vor dem ersten Hebelfest die Linde auftragsgemäß von Jakob Weishag gefällt worden war.

Die Schrifttafel der Stirnseite des Denkmals enthält folgende Inschrift:

Johann Peter Hebel, Badens erster Prälat, lieblicher, alemannischer Sänger und gemütlichheiterer Volks Erzähler.

Auf der Gegenseite, der Kirche zu, ist die Widmung angebracht:

Gewidmet zu seiner einhundertjährigen Geburtstagsfeier am 10. Mai 1860 von den Einwohnern seiner Heimatgemeinde und auswärtigen Verehrern.

Die Schrifttafel auf der östlichen Seite zieren jene Zeilen im zweitletzten Vers vom Gedicht „Der Abendstern", die mit den Worten beginnen: „O lueg, wie's flimmert wit und breit . . ."

Auf der westlichen Denkmalsseite ist der dritte Vers aus dem Gedicht „Der Schmelzofen" wiedergegeben: „Ne Freudestund isch nit vermehrt . . ."

## Eingefrorene Guthaben Hebels

Im Gedicht „Epistel an den Pfarrer Günttert zu Weil" sagt Hebel u. a.:

„Vetter Vogt! Drum meint i, der chönnet mer öbbe do biftoh!
Wenn der e scharfe Bifehl im Bammert schicktet; der wüsset,
wie me mittem mueß rede! So büttli: „'s Dunder und 's Wetter
fahr ich in Chrage denn au! Dier dunderschießige Chetzer!"

Der Inhalt des Gedichts gibt Aufschluß darüber, daß Hebel sich beim „Vetter Vogt" beschwerte, weil ihm der Bammert das „tusignett Pfiifli" trotz vieler Ermahnungen nicht zurückgab. Er hätte es Hebel reinigen sollen. Es mag ja reiner Zufall sein, daß die „Epistel an den Pfarrer Günttert zu Weil" das erste bekannt gewordene alemannische Gedicht Hebels ist. Es stammt nämlich aus dem Jahr 1787. Zu dieser Zeit führten Hebel und sein Vormund einen langwierigen Kampf, um „eingefrorene" Guthaben hereinzukriegen. Möglicherweise hat Hebel indirekt seinem Aerger über seine leidigen Geldangelegenheiten in der „Epistel" an Günttert Luft gemacht.

In Geldsachen hatte Hebel überhaupt viel Pech. Schon bei der Uebersiedlung nach Karlsruhe fing es an. Alles mitgenommene Geld, im ganzen 71 Gulden und 30 Kreuzer, sind Hebel, wie Ernst Keller berichtet, auf der

Reise vom Oberland ins Unterland abhanden gekommen. Trotz aller Nachforschungen blieb das Geld verschwunden, und ganz erhebliche Kosten mußten noch für die Nachforschungen bezahlt werden. Dann setzte von Karlsruhe und von Hausen aus der Kampf ein um Hebels Guthaben. Später kam dann noch der Verlust eines großen Teiles des ersparten Vermögens hinzu, den Hebel beim Zusammenbruch der Bank eines Freundes erlitten hat. Bei solchem Mißgeschick, dessen Ursachen vorwiegend in menschlichen Schwächen und Fehlern zu suchen waren, konnte schließlich auch einmal ein im badischen Oberland beheimateter hoher weltlicher und geistlicher Würdenträger in Karlsruhe in die Wolle kommen, und es konnte verstanden werden, wenn er auf alemannisch loslegte: „'s Dunder und 's Wetter denn au!"

Hebels Eltern hatten bei der Verheiratung ein für damalige Verhältnisse recht ansehnliches Vermögen nachgewiesen, waren also nicht die ganz armen Leute, wie es oft angenommen wird. Freilich bestand dieses Vermögen beim Tod der Eltern für den Erben Hebel zum erheblichen Teil aus „eingefrorenen" Guthaben, oder, wie der Kaufmann sagt, aus zweifelhaften Forderungen. Hebels Vater, von dem sich offenbar die Gebefreudigkeit auf den Sohn vererbte, hatte viel Geld ausgeliehen, zum Teil nach Hausen, zum Teil nach Simmern. In Hausen hatte eine Schwester der Großmutter Hebels ein größeres Darlehen erhalten. Die Schuld ist im Protokollbuch gelöscht, wird demnach also bezahlt worden sein.

In Simmern hatten zwei Brüder und zwei Schwäger von Hebels Vater zusammen 640 Gulden als Darlehen erhalten, für die Schuldscheine ausgestellt wurden. Ein Teil dieses Geldes ist schon im Jahr 1753 weggegeben worden. Einschließlich der Zinsen war die ausgeliehene Summe, wie aus einem „Extractus" des Vormunds Hebels, Sebastian Währer, vom Jahr 1777 hervorgeht, auf rund 937 Gulden angewachsen. Dieses Geld hätte Hebel in Karlsruhe gut brauchen können. Um die Rückzahlung der Darlehen bemühte sich zunächst, wie der Schopfheimer Stadtschreiber Ziegler im Februar 1781 amtlich bescheinigte, Hofdiakonus Preuschen, der Gönner Hebels, und auch Hofrat Fein. Die Bemühungen hatten jedoch keinen Erfolg. Da wandte sich Hebels Vormund Währer an den Markgrafen, es möchte die Churpfälz. Regierung aufgefordert werden, das Oberamt Simmern zu veranlassen, die

> „Debenten zur ungesäumten Zahlung der Kapit und Zinsen nachdrücklich anzuhalten, und sofort wenn solches angegangen, dem hochfürstl. Oberamt Rötteln davon Nachricht zu erteilen, damit alsdann ein Handelshaus in Frankfurt, an welches dieses Geld anzuzahlen, angezeigt werden kann."

Unterschrieben war die Bittschrift: „Ich getröste mich gnäd. willfahr und harre in tiefftem resbeck Euer Hochf. Durchl. untertan. gehors. Sebastian Währer."

Bei Beurteilung dieser Geldangelegenheiten sind natürlich die postalischen Verhältnisse aus dem Zeitalter der Postkutsche zu berücksichtigen, die Geldüberweisungen zu keiner so einfachen Sache machten, wie wir es heute gewohnt sind. Auf die Anfragen des Markgrafen berichtete das Schultheißenamt Simmern, das Geld sei schon zweimal nach Frankfurt geschickt worden, sei aber jedesmal wieder zurückgekommen. „Es würde am besten sein," so hieß es weiter in dem Schreiben, „wenn jemand Vertrautes mit dem jungen Hebel selbst hierherkäme, um die Gelder abzuholen."

In einem Bericht des Oberamts Rötteln vom 1. Februar 1786 an den Markgrafen wird u. a. gesagt, daß Vikarius Hebel noch kein Kreuzer Geld erhalten habe, es sei zu vermuten, daß dieses Geld von den Schuldnern zwar zum Teil schon bezahlt, aber entweder auf der Post oder durch jemand anders unterschlagen worden sein müsse. Vom Posthalter in Simmern, der eigentlich mit der Sache nichts zu tun hatte, war auch ein Bericht eingelaufen, worin um Geduld gebeten und nicht geleugnet wurde, daß von diesem Geld Einzahlungen gemacht worden seien.

Am 16. Februar 1887 berichtete die Churpfälzische Regierung an den Markgrafen, das Geld sei nunmehr durch den Postwagen abgegangen. Wie groß die Summe war, und ob Hebel überhaupt etwas von diesem Geld erhalten hat, ist nicht bekannt, aber bekannt ist, daß diese bösen Erfahrungen Hebel nicht abgehalten haben, genau wie sein Vater, Geld als Darlehen wegzugeben. Er war kein Sklave des Mammons.

## Der Schutzbürger Johann Jakob Hebel

Hebels Eltern lernten sich bekanntlich im Hause des Majors Iselin in Basel kennen, wo sie dienten. Beide gewannen Zuneigung füreinander und aus der Zuneigung keimte die Liebe. Von nun ab trug Johann Jakob Hebel, wenn er mit seinem Herrn in fremden Landen weilte, das Bild der Ursula Oertlin von Hausen in seinem Herzen, schrieb ihr schöne und verzierte Briefe und brachte ihr von der letzten Auslandsreise als „Chrömli" die Botschaft mit, daß er heiraten möchte, wenn sie ihm das Jawort gebe. Sie gab es ihm und aus den Liebenden war ein glückliches Brautpaar geworden. Johann Jakob Hebel stand damals im 39., Ursula Oertlin im 32. Lebensjahr, beide befanden sich also in einem Alter, da auch der dienende Mensch sich nach einem eigenen häuslichen Herd und nach einer eigenen familiären Gemeinschaft sehnt. Doch bevor der Herzenswunsch des Brautpaares in Erfüllung gehen und der Bund fürs Leben die kirchliche und bürgerliche Rechtsform durch die Trauung erhalten konnte, waren noch mancherlei Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Das geht unter anderm aus dem Schriftwechsel hervor, der erforderlich wurde, um Johann Jakob Hebel das Recht zu erwirken, sich in Hausen, dem Heimatdorf seiner Braut, als

Schutzbürger (Hintersasse) niederlassen und das Handwerk als Leineweber ausüben zu dürfen. Zunächst ging das folgende Schreiben an den Markgrafen ab:

„Hausen, den 26. Juni 1759.
Johann Jakob Hebel von Simmern,
aus dem Churpfälzischen,
Leineweberhandwerks
bittet unterthänigst um
die hintersäßliche Annahme
in Hausen.

Durchl. Markgraf, gnäd. Fürst und Herr!

In Basel u. hiesigen Gegenden bin ich der untertänigste Supplicant in Arbeit gestanden und habe zugleich Gelegenheit bekommen mich in Hausen bekannt zu machen, auch an eine daselbstige Bürgerstochter Namens Ursula Oertlin mich ehel. zu verloben. Da ich nun aus diesem Anlaß entschlossen bin, mich in Hausen niederzulassen; So bitte Euer Hochfürstl. Durchlaucht untertänigst mich zum Hintersassen daselbsten gnädigst anzunehmen. Ich werde diese Gnade mit untertänigstem Dank preisen, und in tiefester Erniedrigung beharren.

Canc. Stadtschreiberei Schopfheim.

Euer Hochfürstl. Durchlaucht
Untertänigst Gehorsamster Knecht
Johann Jacob Hebel, von Simmern."

Das Oberamt Rötteln befürwortete das Gesuch des Bittstellers mit folgendem Schreiben:

„Auch Durchlautigster Markgraf
gnäd. Fürst und Herr.

Der untertänigste Supplicant hat sich durch autentische Attestata wol legitimieret, daß er von ehel. Eltern geboren, 39 Jahre alt seye, das Leineweberhandwerk verstehe, ein Vermögen von wenigstens 700 Pfund mit sich bringe, und keine Leibeigenschaft auf sich habe. Seine Sponsalia sind auch rite geschehen und waltet deshalben ledig kein Anstand ob, als daß er Reformierter Religion ist. Dieweilen er aber die mit einer Verlobten mit der Zeit erzeugende Kinder in unserer Religion zu erziehen versprochen und die Gemeinde Hausen auf sein beschejdenes Ansuchen ihn aufnehmen will, daferne solches Euer Hochfürstl. Durchl. nicht entgegen ist, so stellen höchstdemselben wir sein untertänigstes Bitten zu gnädigst gefälliger Willfahr untert. anheim mit ferner Submissestem Vermelden daß dessen Braut 400 Pf. im Vermögen habe und beharren in tiefstem Respect.

Lörrach, den
27. Juni 1759.

Euer Hochfürstl. Durchlaucht
Untertänigst gehorsamster"
gez. Sühs.

Nachdem die menschlichen, vermöglichen, staats- und religionsrechtlichen Verhältnisse des Bittstellers von allen Seiten aus amtlich durchleuchtet waren und auch die Gemeinde (es waltete Joh. Jakob M a u r e r seines Amtes

als Vogt) Einwendungen nicht erhob, entsprach der Markgraf der Bitte. Es ging von Karlsruhe aus das folgende Schreiben ins Oberland:

„An das O.Amt und Spezialat Rötteln u. Sausenburg. Gleich wie wir in Gnaden gestatten, daß Johannes Hebel der reformierdte Leineweber von Simmern im Pfälzischen die ledige Ursula Oertlin von Hausen, evang. lutherische Religion des unter ihnen obwaltenden Religions Unterschiedes ohngeachtet heirate, nicht weniger gegen gewöhnliche praestanda sich als Hintersaß zu gedachtem Hausen aufhalten und sein Handwerk treiben dörfe. Also habt ihr hiervon die Eröffnung an Behörde zu tun wir aber verbleiben . . ."

Das Schreiben des Markgrafen, das dem Brautpaar die frohe Botschaft brachte, daß Johann Jakob Hebel im Heimatdorf der Braut als Hintersasse seinen Wohnsitz nehmen könne, war datiert vom 7. Juli 1759. Schon am 30. Juli fand dann in Hauingen, wo der frühere Pfarrer von Hausen, Friesenegger, im Amt war, die Trauung statt. Des jungen Ehemanns Lebensschifflein, das oft durch wilde Kriegsbrandungen hin und her geschleudert worden war, lief nun in die ruhigen Wasser des sicheren Hafens ein. Am Webstuhl saß jetzt im Winter der ehemalige Kriegsmann und ließ die Weberschifflein fliegen, im Sommer aber ging das junge glückliche Paar nach Basel und nahm bei der alten beliebten Herrschaft wieder Arbeit. Doch lange war ihnen das eheliche Zusammensein nicht vergönnt, knapp zwei Jahre nach der Hochzeit, am 25. Juli 1761, ist der Vater unseres alemannischen Heimatdichters gestorben, auf dem „Gottsacher" beim Dorfkirchlein in Hausen wurde er beerdigt. 12 Jahre später ist ihm seine Frau, Hebels Mutter, im Tode gefolgt. Sie starb am 16. Oktober 1773.

## Johann Jakob Hebels Gesangbücher

Im Besitz der Hausener Hebelstiftung befinden sich zwei religiöse Gesangbücher, die Hebels Vater als Diener des Majors Iselin auf dessen Kriegszügen bei sich trug bezw. erworben hat. Pietätvoll hat der Sohn, Johann Peter Hebel, die beiden Bücher, die ihn an des Vaters bewegtes Kriegsleben, aber auch an dessen religiösen Sinn erinnerten, geschätzt und sie offenbar während seines Wirkens in Hertingen und Lörrach im Weiler Pfarrhaus aufbewahren lassen. Als Erbgut sind sie von hier aus in den Besitz des Freiburger evang. Stadtpfarrers Ziegler gelangt, der ein Sohn des Wiesentals war. Beim Herannahen des 100. Geburtstags Hebels, hat Ziegler die beiden religiösen Gesangbücher seiner Vaterstadt Schopfheim zum Geschenk gemacht, von wo sie in den Besitz der Hausener Hebelstiftung kamen. Auf einem den beiden Büchern beigelegten Zettel ist zu lesen:

„Die beiden angeschlossenen geistl. Bücher, welche der Vater des edlen Hebels mit sich auf seine Reisen nahm und die ich von der Frau Pfarrer Günttert in Weil erbte, übergebe ich meiner lieben Vaterstadt Schopfheim zu beliebigem Gebrauch bey eben Geburtsfeste des unvergeßlichen Dichters Hebel.

Freiburg, den 30. Januar 1860.

Ziegler, evang. Pfarrer."

Eines der beiden Bücher hat Johann Jakob Hebel von der Frau Iselin geschenkt bekommen, das andere hat er nach einem Eintrag vom 20. Oktober 1758 in Ajaccico auf der Insel Corsica gekauft „vor 10 Soldi macht 12 Kreuzer". Wie Wilhelm Altwegg, der Präsident der Basler Hebelstiftung und Verfasser des Buches „Johann Peter Hebel" feststellt, handelt es sich bei letzterem Buch um ein holländisches „Niew Verbetert Psalmen Gesang-Bok". Seinen Dank für das von Frau Iselin ihm geschenkte Buch bekundete Johann Jakob Hebel durch folgenden schriftlichen Eintrag:

> „Dieses Gesangbuch ist mir von der Frauen mayor Iselin von Basel verehret worden, und werde mich so oft ich darinnen lesen werde, ihrer frey - gebigkeit erinnern und wird mir zum lebenslänglichem angedenken dienen.
> geben in Basel im Anfang des 1747 ten Jahres."

Dieser Danksagung ist ein etwas rätselhafter Nachsatz beigefügt, bei dem die Jahreszahl 1770 steht. Der allem Anschein nach in der Schreibkunst noch nicht sehr geübte Schreiber des Zusatzes hatte vermutlich aus einem besonderen Grund das Bedürfnis, der Mit- und Nachwelt zu sagen, daß ursprünglich eines der beiden Gesangbücher vergoldete Schlösser gehabt habe. Sie seien, so sagt der Nachsatz, im Jahr 1770 abgenommen worden. Warum dies geschehen ist und zu welchem Zweck, ist nicht vermerkt, wie sich der Nachsatzschreiber auch darüber gänzlich ausschwieg, wer die vergoldeten Schlösser abgenommen hat. Im Jahr 1770 war der junge Johann Peter Hebel 10 Jahre alt, schreiben konnte er damals wohl nicht besonders, aber vergoldete Schlösser „verfuggere", wäre ihm als „Husemer Bueb" wahrscheinlich nicht schwer gefallen. Sollte er selber der Täter gewesen sein, so würde der Nachsatz im väterlichen Gesangbuch beweisen, wie gut die Mutter ihren Sohn schon in diesem Alter erzogen hatte, denn durch die Anerkennung hätte er dann das Bedürfnis bekundet, sein Gewissen dadurch zu erleichtern, daß er wenigstens in einer kurzen Beschreibung darauf hinwies, es seien an dem Buch einmal vergoldete Schlösser gewesen. Die beiden Bücher sind aber auch ohne diesen Schmuck wertvolle Andenken an des Dichters Vater Johann Jakob Hebel.

## Hebel als verbindende Kraft

Selten wohl sahen und hörten die Gäste beim Hebelmähli zwei Männer, die in ihrem menschlichen Wesen so sehr eine an Hebel erinnernde Gleichheit aufwiesen, wie in den Jahren, da Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer als Präsident der Basler Hebelstiftung Sprecher der „Basler Here" und Fritz Behringer Wortführer der „alte Manne" war. Beide ruhen nun im „chüehle Bett", Fritz Behringer schon manches Jahr, Prof. Hoffmann-Krayer seit dem Spätherbst 1936. Krankheit hatte ihn gezwungen, das liebgewordene Amt als Präsident der Basler Hebelstiftung, das er so viele Jahre bekleidet

hatte, seinem ebenbürtigen Nachfolger, Dr. W. Altwegg, zu übergeben. Doch noch im Todesjahr befand sich Herr Hoffmann-Krayer unter den „Basler Hexe“ und nahm am 10. Mai am Hebelmähli im „Adler“ teil. Es war sein letztes irdisches Hebelmähli. Still und unauffällig hat er sich am Tisch der „alte Manne“ von diesen verabschiedet. Wehmut leuchtete aus den gütigen Augen und banges Ahnen zitterte in den herzlichen Abschiedsworten mit, die er an die „alte Manne“ richtete; sie klangen aus in den Wunsch auf ein Wiedersehen. Die letzten Worte, die der langjährige Präsident und gefeierte Universitätsprofessor von Basel am Hebelfest sprach, galten den „alte Manne“. Er wäre jetzt auch bei ihnen, meinte er zum Abschied, wenn er zu den „Husemer“ Bürgern gehörte. Wo Hebels Geist im Herzen wohnt, ist kein Platz für Standesunterschiede.

Hebels verbindende Kraft sei auch an einem örtlichen Beispiel aufgezeigt. Der Leser findet bei den Streifzügen durch die Ortsgeschichte wiederholt den Hinweis, daß in Hebels Heimatdorf das Gemeinschaftsleben im Ganzen genommen durch eine familiäre Harmonie sich auszeichnet, die weder durch Standesunterschiede, noch durch Gegensätze weltanschaulicher oder anderer Art gestört werden kann. Eine Ansichtskarte möge als Beweismittel dienen, wobei natürlich das Schwergewicht bei den menschlichen Beziehungen liegt, die durch die Karte unter Beweis gestellt werden. Eine bildliche Aufnahme von Todtnauberg ziert die Karte und in über 1000 Meter Höhe ist sie im Gebiet des „Dengelegeist“ am 16. Mai 1921 geschrieben worden. Absender der Karte waren Fabrikant Fritz Behringer und Mühlenbesitzer Wilhelm Menton, zwei gute Freunde, die oft gemeinsame Ausflüge machten. Empfänger der Karte war der im Jahre 1911 nach Freiburg verzogene Reinhold Zumtobel. Gemeinsam war den drei Genannten die Verehrung für Hebel und die Zugehörigkeit zur Dorfgemeinschaft durch Geburt und Blut. In sozialer und politischer Hinsicht aber verkörperten sie die denkbar größten Gegensätze. Zudem hatten sich Behringer und Zumtobel in den Jahren 1910/11 im Dorf bei drei Wahlgängen als Bürgermeisterkandidaten gegenübergestanden. Mit fast gleicher Stimmenzahl gingen sie jeweils aus dem Wahlgang hervor, doch waren einige Stimmen zersplittert oder ungültig, so daß eine absolute Mehrheit von keinem der beiden Kandidaten erzielt wurde; entsprechend der Gemeindeordnung hat dann das bad. Innenministerium auf zwei Jahre einen Bürgermeister (Gustav Behringer, Wagner und Gemeinderat) ernannt.

Anderwärts wirkten sich solche Wahlkämpfe nicht selten auf lange Zeit nachteilig im Zusammenleben der Dorfgemeinschaft aus und trübten auch das menschliche Verhältnis der Gegner zueinander. Hier war dies nicht der Fall, Heimatgrüße wurden öfters ausgetauscht, und am Hebelfest saß man gemütlich beisammen. Behringers ehemaliger Gegenkandidat schrieb regelmäßig über das Hebelfest einen Zeitungsbericht und auf einen solchen nimmt die Karte

Bezug, die, wie das Datum zeigt, bald nach dem Hebelfest geschrieben wurde. Die poetischen Grüße sind hier nun im Wortlaut wiedergegeben:

„Mer laufe hüt uf Hebels Spur.
— Zuem Hebeldienst g'hört au d'Natur —
Dört, woner selber gwandlet isch,
Bliibt eim si Geist so noch und frisch.
Mer denke au ans Hebelfest,
mit alle siine liebe Gäst.
Und schicke Euch us hocher Sicht,
e Vergeltsgott für d'r Festbericht.
Freundl. Gruß Fritz Behringer."

„Es freut is — und mer hen's jo glese,
daß, wenn auch Champf suscht Euer Wese
— und trotz Parteistritt — Gotterbarm! —
Euch 's Herz im Liib schlacht frisch und warm.
Frld. Gruß Wilh. Menton."

Fritz Behringer feiert das Hebelfest jetzt bei der großen himmlischen Hebelgemeinde, Wilh. Menton ist zu den Ehrengästen der Basler Hebelstiftung eingereiht und der Dritte im Bunde weilt auch noch unter den Lebenden. Die Karte bleibt ihm ein wertvolles Andenken an die Heimat; sie legt Zeugnis ab von Hebels menschenverbindender Kraft.

# Drei „alti Manne" vor dem Himmelstor

In einem Brief an die Weiler Freundin Gustave Fecht hat Hebel einmal die Frage aufgeworfen: „Ist es wahr, daß die erste Station von der Erde zum Himmel auf dem Belchen ist und die zweite im Mond und die dritte auf dem Morgenstern und daß dort alle 8 Tage ein Komet als Postwagen ankommt, und die angelangten Fremdlinge von aller Welt Ende ins himmlische Jerusalem zur ewigen Heimat fährt?" Vielleicht hatte der Verfasser des nachstehend wiedergegebenen Gedichts jene Briefstelle in Erinnerung, als er die Ankunft von drei „alte Manne" vor dem Himmelstor in der humorvollen Art schilderte, die Hebels Volkstümlichkeit begründete.

Bei den drei „alte Manne" handelte es sich um die beiden Kriegsveteranen aus dem Feldzug 1870/71, Joh. Jak. Kiefer, Zimmermann und Wilhelm Dörflinger. Der erstere starb 86-, der letztere 84-jährig. Kiefer hatte bei einem Bauunglück das linke Bein verloren und trug ein „Stülzibei", Dörflinger war im hohen Alter fast erblindet. Beim dritten Wanderer zum Himmelstor handelte es sich um den langjährigen Militärvereinsvorstand und Leibgrenadier, Fabrikobermeister Wilhelm Eichin auf der „Wilhelmshöhe". Ihm hat der Dichter die Rolle des Transportführers der verstorbenen drei Ehrengäste vom Hebelmähli zugeteilt, denn er war noch am „beste uf de Bei."

Verfasser des Gedichts war der im Jahr 1927 verstorbene und im Jahr 1921 in die Reihen der „alte Manne" eingetretene Fritz Behringer. Er hat oft am Hebelfest, aber auch bei andern Gelegenheiten bewiesen, daß auch in seinen Adern Dichterblut floß. Manche seiner und auch von andern Lokaldichtern verfaßte poetische Hebelfestgrüße verdienten den Abdruck im ortsgeschichtlichen Buch, doch ginge dies über den einzuhaltenden Rahmen hinaus; es mag daher mit dem Abdruck dieses Gedichts sein Bewenden haben; es zeigt am wirkungsvollsten den Hebelgeist der „alte Manne". Den Bergbewohnern lacht im Herbst und Winter oft vom klarblauen Himmel die Sonne entgegen, wenn unten im Tal dichte und trübe Nebel der Sonne den Weg versperren und die Menschen traurig stimmen. So versonnt das Hebelfest den Aeltesten unseres Dorfes den Lebensabend.

Vermutlich ist zu dem Zeitpunkt, als die drei „alte Manne" die Reise zum Himmelstor antraten, der Komet als Postwagen ausgeblieben, oder der Postwagen konnte wegen Ueberfüllung von den drei Hebelianern nicht benützt werden, jedenfalls schildert der Dichter Fritz Behringer die Reise also:

„Sankt Petrus stoht am Himmelstor.
„Hüt chunnt au gar nüt „Bsunders" vor",
brummt er in Bart und loßt derbi
die Himmels-Chunde us und ii.

E jedem git er fründli B'scheid
und öffnet 's Tor in d'Ewigkeit.
No nit ei Afstand het er g'ha,
drum chunnten d'langi Wiil bal a.

Er möcht halt au si Sensation —
die g'hört doch hüt zuem guete Ton —
So jede Tag e chleine Chrach,
das paßt em grad zue siiner Sach.

Chuum het er usbrummt, sieht er do
drei alti Manne uf's Tor zue cho.
Ein füehrt der ander, Arm in Arm;
der mittler hinkt, daß Gott erbarm.

Sie chömme weleweg wit her,
und d'Müedigkeit, die druckt gar schwer.
Sankt Peter stellt si vor sie hi
und denkt: das würd mi „B'sunders" si.

Streng redt er's a: „Wenn i nit irr,
so sin Ihr drei vor Wuche mir
scho a'gmeldt g'si. Worum so spot,
wenn's um e Platz im Himmel goht?"

„Herr Petrus!" sait der Aeltscht dodruf,
„Gang du emol die Milchstroß uf
miteme hölz'rne Stülzibei,
I wett, 's passiert der Allerlei."

„Und wenn nüt sichsch, verirrsch albott,
chunnsch au nit vorwärts, wie me sott.
Mir Alte wäre no nit do,
hättis der Jüngscht do nit mitgno."

So muult der Zweit. Jetz' sait der Dritt:
„Der Weg vom Wiesetal isch wit.
Zuem Tod müed simmer alli drei,
Herr Petrus, gib der Weg doch frei!"

Chuum hört er 's Wort vom Wiesetal,
so rüeft Petrus in Himmelssaal:
„Drei gueti Plätzli machet frei
für d'Hebelmanne, Ihrer drei!"

Er chehrt sie um, brüelt die drei a:
„Ne gueti Usred hen der g'ha,
doch saget mir, woher? Wohi?"
„Vo H u u s e !" schallts zuem Petrus hi.

„Was isch denn au im Himmel los?
Isch das emol ne groß Getoß!
Jetz lueg au! Dört chunnt d'Hebelgmei.
Jä so, 's isch hüt der 10. Mai!"

Sie stöhn jetz vorem Himmelssaal
und grüeße 's alt, lieb Wiesetal.
Mi Namensvetter isch au derbi;
Sie Lächle mahnt an Sunneschii.

O lueget! — Do isch's wulkefrei! —
Wie d'Heimet prangt im schöne Mai!
Me hört au grad zuem dritte Mol,
E Hoch uf d'Stifter vom Hebelmohl."

---

## Husemer Allerlei

Unter der allgemeinen Ueberschrift „Husemer Allerlei“ sind eine Anzahl kleiner Erzählungen in das Buch eingefügt. Die besondere Ueberschrift zeigt den stofflichen Inhalt dieser Erzählungen an, während die Erzählungsform der volkstümlichen Art entsprechen dürfte, die in Hebels engerer Heimat beliebt und üblich ist. Der Erzähler ließ sich bei der Niederschrift von dem Bestreben leiten, örtliche und andere Begebenheiten, soweit sie nicht ernsten Inhalts sind, so zu schildern, wie es bei den Alemannen, die einen spritzigen und gesunden Volkshumor lieben, Brauch ist. Daß die Erzählungen in der Heimatsprache verfaßt sind, werden die alemannischen Leserinnen und Leser nicht anders erwarten. Doch auch dem mit unserer Heimatsprache nicht Vertrauten wird das Lesen der Erzählungen nicht allzuschwer fallen. Das „Husemer Allerlei“ will der heiteren Unterhaltung dienen. Möge dieser Zweck erreicht werden.

Der Erzähler.

### Sehnsucht no em Hebelbüechli

Zu de Hebelbüechlianwärter vo der Buebesite het im Johr 1890, usserem hütige Burgermeister Albert Hauser, der Rehm Karli ghört, doch isch er usgfalle, wil er der Lehrer verdäubt het. Wie ne Dummheit in der Buebezit eim im Alter cha leid si, lehrt dä Fall ganz bsunders. Der Rehm Karli isch hüt nordamerikanische Bürger und e tüchtige Lokomotivfüehrer. Er het also e recht schwere und au e verantwortungsvolle Poste usz'fülle, und het jedefalls bewiese, aß er e rechte Mensch bliibe isch. Au am Chrieg Nordamerikas gege Cuba het der Rehm Karli teilgno. Sie Frau d'Fleig Lina, isch au ne Husemer Chind; in der Chrankepfleg het sie d'Schuelung durgmacht und als Chrankepflegeri isch sie in Wien, Konstantinopel, an der Riviera, in Spanien und in Chile gsi, het also, wie ihre Ma, recht viel gseh in der Welt und menggerlei mitgmacht. Beidi hange aber hüt no mit Liib und Seel an der alte Heimet, wie me no erfahre würd, doch zerscht wemmer is no e weng mitem Rehm Karli bischäftige.

Ne deufelhaftige Kerli isch er gsi. Sini Pflegeltere, der „Leus Hanschasper und 's Leus Bäbi“, hän menggmol döberet mitem, doch gnutzt het's nit viel. Aber sell hän sie im Karli müesse norüehme, aß kei Bueb im Dorf e so schöni Burdene Holz ussem Wald heimgschleipft het, wie ihre Pflegsuhn. Kein vo de viele andere arme Buebe, wo an de Holztage ihre Müetere Lesholz heimtrait hän, het e so guet chönne Dürständerli abchnelle und an de dickste Bueche düri Aest abdrucke, wie der Rehm Karli, der jetzig Rotsher und Waldmeister Vogt Emil z'Lörrech und no viel anderi chönnes bstätige. Im Chledere isch em sowieso kein biicho, höchstens no der chlai Gresseli (er isch, wie's Gressel Bartlis ganzi Familie, au nach Amerika usgwanderet). Isch

me im Früehlig gange go Vogelnester sueche im Wald, se hän bi de Grabbe- und Herevögelnester die andere Buebe müesse go luege, was drin isch, aber wenn ussere mächtige Eiche ne Hüehnervogelnest gsi isch, oder usere hoche Danne ne Eicherhütte, do isch der Rehm Karli use. Het er der Stamm nit chönne umchämpfle, sin d'Stiigise agschnallt worde und wie ne Eicher isch der Rehm Karli in d'Grippele use gflitzt und vo dört uf die höchste Dölder und uf die schwankigste Aest use gchlederet, um z'luege, was im Nest isch und öb die Junge no blutt sin, oder Stupfle hän, oder scho bal zitig sin zuem Usneh.

Scho in sinere Schuelzit het me ammig chönne merke, aß im Rehm Karli der Husemer Bann z'chlai würd. Wenn in der Paus kei Schüeler dradenkt het, Geographie z'studiere, der Rehm isch sicher vor der Landcharte gstande und het alli Erdteil, alli Länder und Großstädt, alli hoche Berg und alli Ström der Welt usfindig gmacht. Sin aber au Aghörigi vonem in Amerika gsi und so isch er denn selber ne paar Johr no der Schuelentlassig in der neue Welt glandet.

Worum er 's Hebelbüechli nit kriegt het? He nu, er hätt' sölle ame Nomittag in d'Schuel cho und 's Hebelfestgedicht vorsage, isch aber miteme Bikannte uf Gresge uf der Viehhandel, sel het im Karli mehr Freud gmacht, aß ame Nomittag in d'Schuel hocke. Wo en derno der Lehrer am andere Tag z'Red gstellt und gsait het, eigetli ghörti em 's Hebelbüechli gar nit, isch im Rehm Karli unüberleit das Wort zwüsche de Zäh use zischt: „I wills jo gar nit". An sinere Stell het dänn au der Albiez Johann derno 's eint Hebelbüechli kriegt.

Jetz aber im Alter, wenn 's Heimweh 's Herz druckt, kriegt der amerikanische Lokomotivfüehrer e großi Sehnsucht no em Hebelbüechli, und sie Frau, d'Fleig Lina, möcht halt au gern an de Sunntig-Nomittage e weng drin lese. So het sie denn chürzli ihrem Brueder z'Huse gschriebe, er söll doch so guet si und ihne ne Hebelbüechli schicke, 5 Dollar hän sie zue dem Zweck au gschickt. d'Lina het weleweg bim Briefschriibe arg s'Heimweh gha und mueß grüseli ghület ha, 's Briefpapier isch ganz durnetzt gsi vo de Träne. Anderi lön vielleicht emol ne Schächteli voll Grund us ihrem Ortsbann als wertvoll Adenke an die alti Heimet schicke, wenn sie in der Fremdi sin, d'Wiesetäler und d'Markgräfler sin aber in der glückliche Lag, im Hebelbüechli und in der „Madlee" so z'sage d'Heimet, wie sie eusi Heimetdichter Hebel und Burte b'singe, als Wanderfilm ständig mitneh z'chönne, wo me au hi chunnt in der Welt.

Notürli het der Fleig Albert der Wunsch vo sinere Schwester und sim Schwoger in Amerika erfüllt und hetene 's Hebelbüechli zuegschickt. Er het aber au druf higwiese, aß jetz ne ortsgschichtlich Heimetbuech z'ha isch und me würd scho e paar dervo uf d'Site lege müesse für eusi liebe Landslüt in Amerika. d'Freud würd groß sie binene, wenn sie sehn, aß d'Heimet ans denkt, wie jo au si allewil wieder an ihri alti Heimet zruckdenke. Am Hebelfest wemer ammig derno ne Schluck gute Markgräflerwii trinke ufs gegesitig Wohl und uf die dütschi und alemannische Heimet.

# Wie Alemanne enander finde

E Husemer und e Berliner sin emol in **Wien**, der alte dütsche Kaiserstadt an der schöne blaue Donau, zemmecho. Ume geborene Berliner het's se si nit ghandlet, aber er wohnt scho lang in Berlin. Und der ander isch wohl vo Huse gebürtig, wohnt aber inere süddütsche Stadt. Ne bsundere Umstand het die Zwee in Wien zemmegfüehrt, sie hän zuenere Reisegsellschaft ghört, die uf Iladig vom Verein (jetz Volksbund) für das Deutschtum im Ausland in de dütsche Ehrenzmarke an Ort und Stell d'Verrucktheite vo de Friedensverträg, wie sie Dütschland und Oestriich no em Weltchrieg ufzwunge worde sin, gstudiert und chenne glehrt het, wie schwer dört s'uralt Recht der dütschblüetige Bevölkerung dur frembrassigi Völkerschafte bidroht isch.

Ime große Gasthof in der Kärtnerstroß (eini vo de wichtigste Verchehrsodere Wiens), sin der Berliner und der Husemer und au no anderi Mitglieder der Reisegsellschaft unterbrocht worde. Am andere Vormittag het zue Ehre der richsdütsche Gäst e chlaini Empfangsfiir stattgfunde und noher isch me ins Quartier gange zuem Mittagesse. Zuefällig sin bi dere Glegeheit der Berliner und der Husemer mitenander ime Chlaiauto verstaut worde, denn der Weg in Gasthof isch wit gsi; er het au an viele alte Baudenkmöler und chünstlerisch wie gschichtlich bidütsame Plätz und Hüser verbeigfüehrt. Der Berliner (Dr. **Scheuermann** isch sie Name) het Wien guet gchennt und sini norddütsche Kamerade hänem nogrüehmt, er seig e selte gute und gedächtnisstarche Gschichtschenner und Sachverständige für alti Chunst. Liebenswürdig, wie Berliner sin, und hilfsbereit, het er sie Husemer Mitfahrer über mengerlei unterrichtet, derbi isch em aber schiints entgange, aß sie Zuehörer d'Rolle vom Faustsche Schüeler spielt und aß em z'Muet isch, wie inere Chuch voreme neue Schüüretor.

Im Berliner mueß allmählig d'Sproch vom Mitfahrer ufgfalle si. Wohl isch hochdütsch gsproche worde, aber sel chönne halt d'Alemanne nit verhindere, aß ene ab und zue e alemannische Usdruck zwüsche der hochdütsch Satzbau chunnt. Vor allem loßt sie die alemannischi Klangfärbig nit verberge. Uebrigens het aber au der Husemer, dä Berlin besser gchennt het, aß Wien, gmerkt, aß si Lehrer und Nochber au nit echt berlinerisch schwätzt.

Schließli het der Berliner si Wunderfitzigkeit nümme meistere chönne, er het gfrogt: „**Wo sind Sie denn daheim**, wenn ich fragen darf?" d'Antwort het glutet: „In der **Basler** Gegend." Der Gfrogt isch nämli der Meinig gsi, vo Basel würd e Berliner au öbbis wüsse, vo Huse jedefalls weniger. Das Wort **Basel** höre und in d'Höchi schieße, isch eis gsie bim Berliner. „Ja **wo** in der Basler Gegend, im Badischen, oder im Elsaß?" het er wüsse welle. Im Husemer isch bikannt gsi, aß me de Berliner als „Provinzler" alles e weng ime Vergrößerungsglas zeige mueß, wenns wirke söll, und so het er denn gsait: „Vo **Huse** im Wiesental bin ich, das ist zwar noch kein so großer Ort wie Berlin, aber e stucker 1300 zu der ersten Million Einwohnern hämer au scho bieinander."

Uf die Hänselei isch der Berliner nit igange, er het im freudigste Don gmeint: „Wenn Sie aus Hebels Heimat kommen, dann können Sie doch gewiß auch Alemannisch." Jetz isch aber au der Husemer schnell e paar Santimeter gwachse und het gsait: „Notürli chani Alemannisch." Druf sait wieder der Berliner und diesmol im unverfälschte Elsässerdüütsch: „He do schwätze mer doch in der alemannische Heimetsproch mitenander, i bi nämli au in der Basler Gegnig deheim, i bin e alemannische Elsässer." Und e so isch es ghalte worde, z'mitts im größte Wiener Verchehrslärm hän die zwee Alemanne, der elsässisch und der badisch, in der Heimetsproch ihri Unterhaltig witer gfüehrt.

's isch eigeartig, wie schnell in der Frembi d'Mensche innerlich enander noch chömme, wenn sie ihri Muetersproch höre. Weltanschaulich sin der Berliner un der Husemer wit usenander gstande, aber wo si in der gliiche Sproch mitenander verchehrt hän, isch jedes Vorurteil gwiche und jedesmol, wenn der Berliner und der Husemer spöter wieder zemmecho sin, was no öfters der Fall gsi isch, do hets e freudig Wiederseh geh, wie's halt unter alemannische Landslüt der Bruch isch.

Bal hän sie au no e paar anderi Mitglieder der Reisegesellschaft uf alemannisch an der Unterhaltig biteiliget, vertriebeni Elsässer und badischi Alemanne, 's isch alle gange, wie im Hebel ufem Tobel bi Frauenalb, wo er Berner ghört het. D'Uswirkunge vo dem chlaine alemannische Kulturkreis sin aber au uf die dütsche Oestriicher, dere Sproch jo so viel Verwandtis het mit eusem Alemannisch, recht günstig gsi, me het uf bode Site gfüehlt, as me zemmeghört.

## „He, Ma, i bi au e Witfrau!"

Ame Hebelfest isch es gsi. Vor ungfähr 30 Johre. D'Gäst vom Hebelmöhli in der „Linde" sin so langsam uf d'Laube use gange oder in Hof abe, um de Schüeler zu z'lose, wie sie Lieder singe und Hebelgedichtli vortrage. Ame schneewiißdeckte Tisch im Saal sin aber no die 12 ältste Bürgersfraue vo Huse bim Hebelfestkaffi und Gugelhupf gsesse. 's het jedi Frau scho e paar Schüsseli voll Bohnekaffi trunke gha, me het jetz im Markgräflerwii zuegsproche. In Doppelliterguddere isch der Wii uftrait worde, 's isch e Wiiguddere links und eini rechts vo der Kaffichruuse und em Milchhafe gstande.

Ne ältere Her mitere Brülle uf der Nase und mit zwei Chiini drunter het de Fraue der Wii igschenkt und mitene agstoße. Er isch au der Spender gsi; leider isch si Name nit bekannt, aber aß er z'Lörrech e großi Wirtschaft het, sell isch kei Gheimnis gsi. Er isch Gast gsi bim Hebelmöhli und het, wie alli Lörrecher Wirt, (oder ämel e Teil vonene) viel Geld im Sack gha und het also scho chönne e schöne Bolle dervo am Hebelfest verpulvere. Me

sait de Lörrecher Wirte jo au no, sie haige ne guete Wille; dä Wirt bim Hebelfest het dem Ruef Ehr gmacht, sini Goldfüchsli sinem numme e so zuem Sack use gumbet.

Uf die 12 Hebelfestfraue hets der Lörrecher Wirt bsunders abgseh gha, was en aber nit ghinderet het, do und dört inere junge Markgräflerne der schön voll Arm e weng z'verchlimme und über d'Brüllegläser e weng zuenere hi z'blinzle. Worum em grad die 12 Hebelfestfraue so guet gfalle hän, isch nit gnau z'ergründe gsi. Friili het menggi vonene no so gattig usgseh im siidene Fürtuech, im schön gfranzlete Halstuech und in der Markgräflerchappe, aß sie scho ime ältere Lörrecher Wirt no hätti chönne der Chopf verdreihe. Me hetene überhaupt agmerkt, aß sie in de junge Johre netti und lustige Markgräflermaidli gsi sin, und wänn au d'Hoor nümme so schön hellblund, oder dunkelblund, oder chistenebrun glänzt hän, wie früeiher, so hän die wiiße Hoorsträhndli, wo unterem schwarze Hörnerchappelätsch füre güggelet hän, doch au bi de Fraue im biblische Alter ehnder an Maieriißli gmahnt, aß an Schneeflöckli.

Müglicherwiis het der Lörrecher Wirt in de jüngere Johre mit der einte oder andere vo de Hebelfestfraue karrissiert gha, me weißt's nit und s'goht aim jo au nüt a, mer wänn wägedäm au nüt gsait ha. Wo's Kaffichränzli verbei gsi isch, het der Lörrecher Her alli Fraue iglade, mitem in „A d l e r“ dure z'goh. Er isch mit 's Adlerwirts bifründet gsi und het gwüßt, aß sie ufs Hebelfest e recht gueti „Waldmeisterbowle“ gmacht hän, die nit numme als Chrüttersaft, vielmehr au wege der hochprozentige Bimischig vo Räbesaft wie Sunneschii uf's Herz vo ältere Mensche wirke würd.

Usere blitzblanke Suppeschüßle im Nebezimmer vom „Adler“ isch dä Waldmeister- und Räbesaft usegschöpft worde in d'Gläser. Alli hänem wacker zuegsproche, dänn er isch nit numme gsund, er isch au recht gfüffig gsi. D'Fraue und der Lörrecher Wirt sin allewiil fideler und übermüetiger worde. Me het au numme gstuunt, wie schön die alte Fraue und ihre Fründ mitenander singe chönne und was für netti Volksliedli ufs Dabeet brocht werde. Wo d'Stimmig am höchste gsi isch, hän sechs Fraue bim Lörrecher Wirt am rechte und sechs am linke Arm ighängt, hän hi und her guuget und gsunge: „Gheb an en hi! Gheb an en hi!“

Der Wirt vo Lörrech isch so z'sage der Mond gsi und d'Hebelfestfraue d'Sternli. Und wils in sellem Liedli heißt: „. . . und 's Sternli chüßt si Nöchberli“, het der Her vo Lörrech jeder Nochberne amig zwüsche ine ne Schmützli ge und d'Fraue im Her notürli au. Numme 's A n n e m e i l i unte am Tisch isch vergesse bliibe und hätt' doch au so gern wieder emol e Schmützli gha, dänn 's isch scho meng Johr her gsi, aß me sie Ma, der Hansjobek, uf der Gottsacher abe gfüehrt het.

Scho het der Lörrecher Her bal die zweuti Chehri duregmacht gha und 's Annemeili het allewiil no 's erst Schmützli z'guet gha. Jetz isch's em aber doch z' dumm worde und recht lut hets zuem Mond, oder vielmehr zuem

Lörrecher Her ufe gruefe: „H e , M a , i b i a u e W i t f r a u!" Dä verzwiiflet SOS-Ruef useme älkere liebeshungrige Frauehärz het gli Erfolg gha, der Lörrecher Her het's Annemeili um der Hals gno und het nit numme die alti Schuld biglíche, er het im Annemeili au no e paar Schmützli uf Vorschuß ge.

Säll het derno im Meikätterli nit recht paßt und es isch e weng ifersüchtig worde. Friili isch es mit 79 Johre au no e Johr älter gsi aß 's Annemeili und würd denkt ha, 's mueß de Jüngere sage, was sie ghört und was sie nit ghört. „Meinsch die Ma, der Hansjobek selig, tüet nit brüele miter, wänn er das gseh hätt'?" So het's Meikätterli zuem Annemeili gsait und het ne alti Herzwunde wieder ufgriffe. „Nei, sell hätt' mi Hansjobek selig nit gmacht", het 's Annemeili im Meikätterli zuer Antwort ge, aber recht schwermüetig hets derzue gfüegt: „I mueß es aber sage, im Hansjobek sini Schmützli simer halt amig doch die liebste gsi."

## Bi de alte Manne

So rund 20 Johr het der V o g t Johannis (er isch 1816 gebore gsi) 's Hebelfest bi de 12 alte Manne mitgmacht. E chlai Männdli isch er gsi und e weng ne gchrümmte Buckel het er gha im Alter. 's Gsicht, us däm e Paar helli und schlaui Aeugli ins Hebeldorf gluegt hän, isch igrahmt gsi vome nette wiiße Vollbart, dä recht guet paßt het zuem Bild, wänn der Vogt Johannis als Nachtwächter mitem Nachtwächterspieß unterem Arm und mit der Laterne in der Hand s'Dorf biwacht het. Nebebi isch er au no langjährige Orgeletretter gsi.

Wie für alli sini Kamerade au, isch 's Hebelfest für der Vogt Johannis der höchst weltlich Fiirtig gsi im Johr und menggmol, wänner am Sunntig bime Vierteli Wii gsesse isch, het er mit der Hand der Bart gstriche und derno uf d'Brust gchlopfet und ime Ton, dä Sehne, Hoffe und der Wunsch noneme witere Gratisvierteli verrote het, sage chönne: „Jo do inne abe bini no gsund, i glaub, i erläb 's nächst Hebelfest au no."

*

Er het 's achzigst Johr scho überschritte gha, do het der Vogt Johannis mitem Richert-Meier, dä no drei Johr älter und größer und stärcher gsi isch (er het au zue de Hebelfestmanne ghört), aß er, ime Wirtshus Händel kriegt. Me het förche müesse, die zwee Achzger packe enander no am Krawatt und mache e Hoselupf in der Wirtschaft, 's isch aber derno nit somit cho, die jüngere Gäst hän abgwehrt und der Wirt het zue de zwee alte Champfgüggel gsait: „Der Gscheiter git no". Aß er als Nachtwächter vom Dorf der Gscheiter sie mueß, säll het der Vogt Johannis gli bigriffe, er het no ge, het aber, um sie nachtwächterlichi „Autorität" nit z'schädige, der Richert-Meier zuem Schluß no emol lut abrüelet: „Wänn au drei Johr älter bisch, aß ich, wägedäm förchi di doch no lang nit."

*

Vo sim Orgeletretterdienst het der Vogt Johannis e recht hochi Meinig gha, jo er het menggmol bhauptet, er heig der wichtigst Alteil am Orgelespiel. Wo emol ain gmeint het, he der Lehrer vorne an der Orgele müeß doch au öbis chönne, do het der Vogt Johannis erklärt: „Der Schuelmeister cha vorne fingerle, so lang aß er will, wänn ich hinte kei Wind mach, gits vorne kei Muusig.“ ’s isch au e so gsi.

*

Der Lehrer H i ß het emol ime Sunntig-Gottesdienst als Organist alli Register zoge gha. Me het e Gsangbuechlied gsunge, für das ne chräftigi Singwiis vorgeschriebe gsi isch und in däm viel hochi Stelle in der Vertonig vorcho sin. Für hochi Tön het aber der Vogt Johannis als Orgeletretter mehr Wind müesse mache, aß für tiefi. Wie ne Windsbruuse het ’s Orgelespiel dur d’Cilche ghallt und die singendi frommi Gmei het nit gahnt, aß der Vogt Johannis schier kei Dode me kriegt vor luter tretie und Wind mache hinter der Orgele. Er isch weleweg froh gsi, wo si der Orgelesturm glait und ine samft Windli umgschlage het.

Wo aber ’s Spiel endli ganz usklunge gsie isch und der Orgeletretter e chlai weng verschnuufet gha het, derno isch der Vogt Johannis voll Zorn s’Gängli vor grennt bi der Orgele und het im Organist e Blick zuegworfe, in däm die Froge glege hän: „Sin dir dänn verruckt worde, do vorne? Isch das au no e Chilchemuusig und e Chilchegsang, wänn si der Orgeletretter hinte schier mueß z’totschinde mit Wind mache?“ An sie Husemer Musikkritiker denkt der Lehrer Hiß sie ganz Lebe lang gern.

## E Zwüschefall bim Hebelfestznüni

Der Z i e g l e r Ernst het die öbersti Chrenze vom biblische Alter scho lang überschritte gha, isch also über achzgi gsi, het aber allewil no recht gschafft. Am Tag noeme Hebelfest isch er am Vormittag zuem Schmitteheiner, um e Bickel z’spitze lo. Noher isch in der „Linde“ ne Dränz und hintedruf e Schoppe Bier trunke worde. Im chlaine Sääli het me ’s Hebelfestznüni für die alte Manne und für die alte Fraue uftrait und mit de „Stammgäst“ sin au no e paar anderi Bikannti und Fründ vo de Alte mit zuem z’Nüni gange. Au der Ziegler Ernst, dä zwar kei igchaufte Bürger, aber fällmols weleweg der ältst Husemer gsi isch, het me iglade, am Hebelfestznüni teil z’neh.

Nu het aber der Ziegler Ernst scho vorher e Dränz und e Schoppe ziemli chalt Bier trunke gha, er het jo nit chönne wüsse, aß er zuem Hebelfestznüni chunnt. Schnaps, Bier, Wii und Suuresse durenander, fäll cha nit emol e junge, vo gschwiege ne über achzigjährige Mensch vertrage. So isch es gwiß kei Wunder gsi, aß es im Ziegler Ernst schlecht worde isch; lutlos

isch er uf eimol hinterem Tisch abegsunke und bi däm hoche Alter het me gli ans Schlimmst denkt und gmeint, 's heig weleweg e barmhärzig Schlägli jetz im Ziegler Ernst e schnell und schmerzlos End bireitet.

Notürli isch gli ne großi Ufregig gsi und d'Lustbarkeit isch plötzlich inere recht ernste Stimmig gwiche. Me het der Ziegler Ernst uf d'Laube use trait, kei Lebeszeiche isch me wahrgno worde, me het em d'Hemderchnöpfli ufgrisse am Hals und uf der Brust und gli sin au e paar Helfer bi der Hegg gsi mit früschem Brunnewasser und häns im Ziegler Ernst agsprützt. Er het si aber nit verrüehrt und kei mücksli gmacht.

Jetz isch ain uf der gscheit Gidanke cho, statt Brunnewasser, e guete Druesesschnaps als Reizmittel z'verwende, um d'Lebensgeister wieder z'wecke. Und do isch e Wunder gscheh. Chum het der Ziegler Ernst der Schnaps geschmeckt, het er d'Auge ufgschlage, het lustig glacht und gsait: „He jetz hätt' me chönne meine, 's well fertig mache mit mer." Jetz het nit numme der Ziegler Ernst glacht, 's hän au die viele Lüt, wo no ganz verdadderet umen ume gstande gsi sin, müesse lache. Het si Afall d'Lustigkeit unterbroche gha, se isch jetz dur sie Jfall au der letzt Schatte vonere druckte Stimmig wieder verschüücht gsi.

Der Ziegler Ernst selig het allewil über e trochene Humor verfüegt. Und säll isch viel wert, im Lebe und im Sterbe.

## s' Währer Lieseli und d'Humpetrinker

Zuem Hebelfest ghört e Vierteli guete Markgräflerwii, oder e Schoppe chräftig Bier. Lüt, wo ihri Mitmensche zueme alkoholfreie Lebenswandel wänn erzieh, chönnte über 's Hebelfest z'Huse weleweg nit viel usrichte. Scho d'Sechst-, Siebt- und Achtkläßler, und notürli erst recht d'Fortbildungs-schüeler (me hetene früeiher Sunntigschüeler gsait, wil sie am Sunntig früeih, öb d'Chilche agfange het, in d'Schuel hänn müesse) wüsse, aß e rechti Hebelfest-stimmig ohni e wenig Wii oder Bier nit ufcho will. So 's isch au scho vorcho, aß e sone Schnuderi gmeint het, er müeß, wie dä und sälle Groß, übers Hebelfest e Rüschli trinke. Säll goht notürli nit und darf nit sie.

Öbe ne Rüschli z'trinke, die Absicht hän sälli größere Buebe usem Innerdorf am Hebelfest-Nomittag anne 1890 nit gha, wo sie mitenander e Humpe Bier trunke hän. Me het ammig gseh, aß die Große hie und da useme Humpe trinke und het gmeint, das müeß me chönne, wämme ne rechte Kerli wel si. Die Buebe hän e weng Rößlirittigeld gha und doderoo isch zemmeglait worde, aß es füre zweuliiterige Humpe glängt het. E verschwiege Plätzli, wome der Humpe cha trinke, isch bal usfindig gmacht gsi. Der „Groß Schmied" het in sim Chrutgarte gegenüber vo 's Währers Garte-schlößli ne Immehüsli gha, in däm scho lang keini Imme meh gsi sin, numme alte Grümpel isch drin gläge. In däm Immehüsli hän die junge alemannische Germane uf ihr alt Nationalgetränk, der Gerstesaft, gwartet.

Schneewiiß isch der Schuum obe im Humpe gstande und der würzig Duft isch de chlaine Alemännlene ordli dur d'Nase gfahre, wo der Humpeholer vo der „Linde" her agruckt isch. 's Währer Lieseli het vom Fenster us biobachtet gha, aß e Bueb miteme Humpe Bier in de Hände (er het das grüßeli Glas nit chönne unterem Tschobe verberge) im Immehüsli verschwindet. Aß keini Immevölcher drin sin, het 's Währer Lieseli gwüßt, au aß me Immli nit mit Bier fuetteret isch em bikannt gsi. 's het jede vo de Buebe scho emols zweu ne chräftige Zug tue gha usem Humpe und jede het au probiert, öb er der Humpe mit einere Hand hebe cha, wie die Groß.

Do het me uf eimol dur d'Chlimse vom Immehüsli e Schatte gseh verbeischwebe, e schneeige Fraueckopf isch um der Ecke ume cho und 's Währer Lieseli isch im Türrahme vom Immehüsli gstande und het gächlet und gsait: „He potztausig au! so, so, der trinket e Humpe mitenander?" Aber nit streng, wie ne Verwies, het das klunge, nei e große Mildi isch in de Worte glege und me het gmeint, die güetigi Mahneri heig eigentli welle sage: „Der sind jo rechti Zundelfriederseßlig, aber me het si Freud doch an euch am Hebelfest."

Zue de Innerdörfler, wo am 10. Mai 1890 im Immehüsli e Humpe trunke hän, het au der jeßig Burgermeister vo Huse, der Huser Berti, ghört. Er isch au ain vo sälle Buebe gsi, wo der voll Humpe scho mit einere Hand hän hebe chönne. Was also e rechte Burgermeister werde will, trinkt bizite emol useme Humpe.

---

ZWEITER TEIL

# Die ältesten Nachrichten über Hausen

Der Leser erinnert sich an den Hinweis in den einleitenden Bemerkungen über das Alter der Erde. Neues wurde ihm nicht gesagt, denn er hat dies alles längst schon gelesen, aber es regt eben doch zum Nachdenken an, wenn es heißt, die Erde habe ein Alter von vielen Millionen Jahren. Halten wir einer solchen Feststellung die Tatsache gegenüber, daß der Zeitpunkt, von dem ab spärliche Nachrichten über unser Dorf bekannt sind, im 13. und 14. Jahrhundert unserer Zeitrechnung liegt, dann bedarf es nicht mehr vieler Worte, um zu beweisen, wie unendlich lange Zeiträume hindurch das Schicksal unserer Heimat in völliges Dunkel eingehüllt bleibt. Eines aber dürfen wir aus dieser langen vorgeschichtlichen Zeit als sicher annehmen: Da wo heute der Pflug geht, die Sense klingt und der Matten blumenübersäter grüner Teppich sich ausbreitet, da wo der Wiese Silberband das Tal durchzieht und die Fabrikschornsteine rauchen, war Millionen Jahre sumpfige Wildnis und uraltes Waldesdickicht, in dem wilde Tiere brüllten und giftige Schlangen zischten, aber keine menschlichen Laute zu vernehmen waren.

Die erste Nachricht über unser Dorf ist in einem Kaufbrief enthalten und stammt aus dem Jahr 1295. Zählen wir die Jahre zusammen, seit nachweisbar Menschen in unserem Ortsbann sich seßhaft gemacht haben, so kommen noch keine 700 Jährlein heraus. Gemessen am Alter der Erde ein recht kurzer Zeitraum, im Vergleich zur menschlichen Lebensdauer immerhin eine Zeitspanne, innerhalb welcher viele Geschlechter kamen und gingen.

In diesem Zusammenhang sei auf das Alter einiger Nachbarorte hingewiesen. In der „Geschichte der Stadt Schopfheim" berichtet deren Verfasser, Pfarrer Eberlin (1878), daß die erste Urkunde über diesen wichtigen Ort aus dem Jahr 807 stammt. Doch über 300 Jahre blieb dann die Geschichte Schopfheims wieder völlig in Dunkel gehüllt und erst 1138 wird der Ort wieder genannt in einem Bericht des Klosters Bürgeln. Der Verfasser der „Geschichte der Stadt Zell im Wiesental", Dr. Th. Humpert, meint (1922), daß die Gründungszeit von Zell für die Wende des ersten Jahrtausends angenommen werden könne. Die älteste Urkunde über das Dorf Hasel stammt nach Pfarrer Weidners „Geschichte von Hasel und Glashütten" vom 27. Juni 820.

Die zweite urkundliche Nachricht über Hausen findet sich in einem „Ding- und Zinsrodel" des Klosters Weitenau, sie stammt vom Jahr 1344. Da ist zu lesen: „Es zinst zu Husin die Witwe eines Mannes gen. Vollmars, ein Mann dictus Blansinger, Hans Hafner." Die Schreibweise des Ortsnamens war, wie sich aus den Urkunden feststellen läßt, verschieden, bald ist von Husin, bald von Husen und bald von Hussen die Rede, gemeint ist stets das heutige Hausen, wie aus den Urkunden erkennbar ist. Warum eigentlich der den Alemannen allein geläufige Namen „Huse" nicht beibehalten wurde, ist nicht verständlich. Hausen klingt für den Alemannen ganz fremdartig, so fremdartig wie das Hochdeutsche, das aus „Eie" Eichen, aus „Meisele" Minseln, aus „Mulburg" Maulburg, aus „Wiil am Rhi" Weil am Rhein, aus „Wißwil" Weißweil usw. macht. Daß Ortsnamen unbedingt verhochdeutscht werden mußten, will nicht recht einleuchten, es scheint, daß die Bürokratie in früheren Zeiten nicht das richtige Verständnis hatte für das auch in den Ortsnamen überlieferte sprachliche Volksgut.

Mündliche Ueberlieferungen wollen davon wissen, daß in der heutigen Gemarkung Hausen schon vor der urkundlich nachweisbaren Zeit menschliche Siedelungen bestanden hätten. Solche mündlichen Ueberlieferungen pflegen von Geschlecht zu Geschlecht stärker von Beiwerk überwuchert zu werden, zuverlässig sind sie also nicht, doch ein Kern Wahrheit dürfte meistens darin enthalten sein. Die Annahme, es hätten schon früher einzelne oder mehrere Höfe außerhalb des heute überbauten Dorfgebietes bestanden, findet eine Stütze in den Flurnamen „Burich", „vorem Tor", „uf der Mure", vor allem aber in der Tatsache, daß in früheren Zeiten bei Grabarbeiten in diesen Gewannen (auch auf dem „Gern"), Mauerreste, Gewölbe und Menschenknochen gefunden wurden. Diese wichtigen Funde fanden leider keine Beachtung und sind verloren gegangen; es läßt sich daher nicht feststellen, ob diese Funde keltischen, römischen oder germanischen Ursprungs waren.

Noch ein wichtiger stummer Zeuge gibt der mündlichen Ueberlieferung geschichtliche Bedeutung; Herr Seith, Fortbildungsschullehrer in Schopfheim, ein besonders eifriger und erfolgreicher Heimatforscher, hat im Jahre 1932 auf der Burgeck die Grundmauern eines Wachturms oder Wachhauses freigelegt, die aus der Zeit des 12. oder 13. Jahrhunderts stammen. Burgeck (noch heute unter diesem Namen bekannt) bildet auf vorspringender Bergnase einen vorzüglichen Beobachtungsstand, von dem aus das Tal übersichtlich ist. Da Hausen als Ort der Markgrafschaft an das vorderösterreichische Gebiet angrenzte, konnte also Burgeck sehr wohl dem angenommenen Zweck gedient haben.

Es spricht somit manches dafür, daß die mündliche Ueberlieferung kein leeres Gerede ist. Doch mit den Hunnen, die das Dorf oder die Höfe zerstört haben sollen, wird es nicht stimmen, denn bis zum 4. Jahrhundert n. Chr. wird der Faden kaum reichen, an dem sich die mündliche Ueberlieferung fortgesponnen hat. Wahrscheinlicher ist, daß die Zerstörung in die Zeit des

Bauernkriegs (1524/5) fällt, wo sich der aufgehäufte Groll der Bauern in oft blinder Zerstörungswut austobte. Besonders die Klöster St. Blasien, Bürgeln, Weitenau usw. bekamen die Wut der Bauern zu fühlen; doch auch die Burgen der weltlichen Herrschaften Rötteln, Sausenberg und Badenweiler blieben nicht verschont. So mochte vielleicht das „vorzeitliche" Hausen das Schicksal von Ennikon, eines unterhalb Wiechs gelegenen Ortsteils von Schopfheim, geteilt haben. Dieses Ennikon war, wie Eberlin erzählt, nach dem Bauernkrieg spurlos verschwunden. Wir werden es auf den Blättern der Ortsgeschichte noch bestätigt finden, daß auch das Dorf Hausen nach dem Eintritt in die Geschichte von manchem Kriegssturm, mancher pestartigen Krankheit, von mancher Hungersnot und mancher Naturkatastrophe heimgesucht wurde.

## Streifzug durch die allgemeine Geschichte

Warum in diesem Büchlein die allgemeine Geschichte nur in knappen Umrissen und nur soweit behandelt werden kann, als sie unmittelbar und mittelbar das Schicksal des Dorfes berührt, ist schon in den einleitenden Bemerkungen gesagt worden. Wir halten es mit Hebel, der einmal meinte: „Dem geneigten Leser, wenn er zwischen seinen bekannten Bergen und Bäumen daheim sitzt bei den Seinigen oder bei einem Schöpplein im Adler, so ist's ihm wohl, und er denkt just nicht weiter."

„Der Himmel ist," so fährt Hebel in seinen Belehrungen dann fort, „ein großes Buch über die göttliche Allmacht und Güte, und stehen viel bewährte Mittel darin gegen den Aberglauben und gegen die Sünde, und die Sterne sind die goldenen Buchstaben in dem Buch. Aber es ist arabisch, man kann es nicht verstehen, wenn man keinen Dolmetscher hat. Wer aber einmal in diesem Buch lesen kann, in diesem Psalter, und liest darin, dem wird hernach die Zeit nimmer lang, wenn er schon bei Nacht allein auf der Straße ist; und wenn ihn die Finsternis verführen will, etwas Böses zu tun, er kann nimmer."

So macht Hebel den Leser mit dem Weltgebäude vertraut und lehrt ihn, wie ers anpacken soll, um in diesem goldenen Buch lesen zu können. Mit der Weltgeschichte ist es nicht anders, auch dieses Buch ist arabisch und wir brauchen einen Dolmetscher. Auf unserem Streifzug durch die große Geschichte vertrauen wir uns daher der Führung von Gelehrten an, die arabisch können. Als aufmerksame Schüler und Sucher bleibt es uns nicht verborgen, daß auch unter den Gelehrten noch manche wichtige Frage umstritten ist, was aber unser Vertrauen in die Führung nicht beeinträchtigt, denn wir sehen, daß die Fragen sehr gründlich und gewissenhaft untersucht werden.

Uns Dorfbewohner interessiert natürlich in erster Linie die Frage, wann in unserer Heimat durch kultivierte Arbeit die Ansiedelung der Menschen und der Uebergang vom Herumziehen (Nomadenleben) mit weidenden Vieh-

herden zur Seßhaftigkeit und zum Ackerbau möglich wurde? Wie also sind Hof-, Dorf- und Stadtgemeinden entstanden? Schon da haperts mit klaren Antworten, denn die gelehrten Forscher machen auch auf diesem Gebiet immer wieder neue Entdeckungen, die arabischen Schriftzeichen sind nicht alle zu enträtseln. Doch darüber herrscht Einigkeit und Gewißheit, daß die ersten Ansiedelungen, wenn auch nicht gerade in unserer Gegend, in sehr ferne, ja in vorgeschichtliche Zeiten, zurückreichen. Schon die Römer fanden Spuren einer uralten Kultur, die zu der Annahme berechtigen, daß die Germanen lange vor den Römern vom ungeregelten Nomadenleben zum geregelten Ackerbau übergegangen waren.

Was die Besiedelung unserer Gegend betrifft, so glauben die Gelehrten annehmen zu dürfen, daß einzelne von der Natur besonders begünstigte Landstriche schon Jahrzehnttausende vor Christi Geburt dünn bevölkert waren. Aufgefundene Reste von Steingerätschaften und Werkzeugen und Spuren von Feuerplätzen stützen diese Annahme. Dr. Humpert, der Verfasser der Zeller Ortsgeschichte, nimmt an, daß in der Bronze- und Eisenzeit (900 bis 400 v. Chr.) die Bevölkerung und die Ansiedelungen sich wesentlich vermehrten und auch im Wiesental um jene Zeit menschliche Ansiedelungen entstanden sind. Er glaubt aus Orts-, Fluß- und Bergnamen mit Sicherheit schließen zu können, daß etwa ums Jahr 400 v. Chr. die Kelten unsere Gegend in Besitz hatten, die als ein indogermanischer Volksstamm vermutlich aus dem Osten kamen. Die Kelten mußten den aus Ost- und Norddeutschland vordringenden Germanen weichen, die wieder etwa kurz vor und nach Christi Geburt von den Römern zurückgeworfen wurden. Spuren der Römerzeit sind ja in unserer Gegend viele sichtbar, am sichtbarsten wohl in Kaiser-Augst und Badenweiler.

Zu Beginn des 3. Jahrhunderts n. Chr. tauchten die kriegerischen und freiheitliebenden germanischen Alemannen auf, verdrängten die Römer, wurden aber selbst im Jahr 496 von den aus Gallien eingebrochenen Franken geschlagen und unterworfen. Während der alemannisch-fränkischen Zeit trat dann eine erhebliche Vermehrung der Bevölkerung in unserer Gegend ein.

Gewaltige und wichtige geschichtliche Ereignisse haben sich, wie schon die kurzen Hinweise zeigen, in unseren Heimatgebieten abgespielt. Professor Fecht konnte denn auch in seinem 1858 im Druck erschienenen Werk „Der Südwestliche Schwarzwald und das anstoßende Rheingebiet" die geschichtliche Bedeutung und Vergangenheit dieser Gegenden also packend schildern:

> „Hier hat einst der mächtige Völker zermalmende Zusammenstoß der gewaltigsten Völker des Westens und Südens und Ostens und Nordens stattgefunden; hier an unseren Bergen hinauf schäumt wie eine gewaltige Brandung des stolzen Römers welterobernde Macht . . ., von diesen Bergen hinab, durch diese jetzt so friedlichen Täler wälzt sich der Germanen weithin tönender Schlachtgesang, und vor ihnen senkt sich, seines stolzen Fluges vergessend, der sieggewohnte Adler, der Hunnen beutelustige Schwärme von Osten, der Franken erobernde Heerscharen von Westen her überfluten das Land."

# Hausen als Dorf in der Markgrafschaft

I ha scho mengge Sturm und Schnee,
i ha scho mengge Früehlig gseh,
und Chrieg und Elend überall
im Rebland und im Wiesetal.
An so ne Zit, wo alles singt
und jung und alt in Freude springt,
an so ne Tag, wie Gott ein schenkt,
an so ne Freud het niemes denkt.

O wär er do, o chönnt er's seh,
der liebe Fürst, Gott het en g'geh!
Er isch so gnädig, isch so guet,
's wird Wohltat, was er denkt und tuet.
„Du Gott im Himmel sei sein Lohn,
und schirme seinen Fürstentron."

Diese Verse aus einem Gedicht Hebels gelten dem Markgrafen Karl Friedrich. Sie drücken den Dank aus und die Freude über die Aufhebung der Leibeigenschaft. Das bedeutsame Ereignis wurde am 23. Juli 1783 unter Anteilnahme der gesamten Bevölkerung im ganzen Oberland begeistert gefeiert. Doch von der Zeit, da Hausen in das Licht der Geschichte trat, bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft war ein langer und mühsamer Weg, und „viel Chrieg und Elend" hat die Bevölkerung oft heimgesucht.

Es darf angenommen werden, daß der Ort Hausen sein politisches Schicksal stets mit dem der Stadt Schopfheim teilte. Eberlin nimmt an, daß Schopfheim ungefähr um das Jahr 800 zum Breisgau gehört hat. Der Feudalstaat des Mittelalters lockerte ständig das innere Gefüge des deutschen Reiches und kleine „Souveräne", die größere oder kleinere Ländereien als lebenslängliche oder erbliche Lehen erhielten (für geleistete Dienste, namentlich Kriegsdienste), traten immer mehr in den Vordergrund.

Zu besonders mächtigen Lehensherren waren die Zähringer im Breisgau geworden. Sie nannten sich Herzöge von Zähringen und Markgrafen von Verona. Ihr Gebiet erstreckte sich vom Schwarzwald bis ins Elsaß hinein und von der Ortenau bis nach Bern. Um diese mächtigen Zähringer gruppierten sich viele kleinere Vasallen, darunter die Herren von Rötteln. Ein ganzer Kranz Burgen entstand in unserer Gegend. Dazu kamen noch die Klöster mit ausgedehnten und immer mehr wachsenden irdischen Besitztümern und Vorrechten. Die früher freien Hofbesitzer aber, die Bauern, wurden von den Rittern im Bereich ihrer Burgen zu Leibeigenen und Hörigen gemacht. Frondienste und Abgaben aller Art häuften in der Brust der Bauern einen Groll an, der dann im Bauernkrieg furchtbar zur Entladung kam. Burgen und Klöster fielen der Zerstörungswut zum Opfer, aber der Siegesrausch der Bauern war von kurzer Dauer, sie fielen erneut in Knechtschaft, füllten die Gefängnisse; manche büßten mit dem Leben und

viele haben die Heimat verlassen, deren Nachkommen noch heute ihre alemannische Eigenart hochhalten inmitten fremdrassiger Völker in Rumänien, Ungarn, Oesterreich, in Rußland und in Uebersee.

Durch die im Feudalstaat immer mehr aufkommende Zwergstaaterei wurde das innere Gefüge des Reiches gelockert, Deutschland sank in den Zustand der Ohnmacht, der es Jahrhunderte hindurch zum Tummelplatz eroberungssüchtiger Nachbarn werden ließ. Da war es auch kein Wunder, wenn bei den Untertanen von einem reichsdeutschen Nationalgefühl wenig zu verspüren war und die Krähwinkelei in höchster Blüte stand. Für das Schicksal der Untertanen waren die Regierungsformen und Regentenfragen im Zwergstaat entscheidender, als die Verhältnisse im Reich. So blieb es Jahrhunderte hindurch zum Schaden des deutschen Volkes und leider spukte der Feudalismus auch nach der napoleonischen Zeit noch lange in den deutschen Landen, erst im 3. Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts ist durch den Nationalsozialismus das neue deutsche Reich auf mächtiger zentraler Grundlage aufgebaut worden.

Schopfheim gehörte zu Rötteln. Mit Bestimmtheit ist dies aber erst nachweisbar seit 1313. In diesem Jahre wurde durch kaiserlich-hofrichterliches Urteil „Schopfen, die Stat und Rötenlein die Burg" dem Domprobst Lutold von Basel, dem letzten Röttler, und seinem Schwager Markgraf Rudolf von Hochberg-Sausenberg als gemeinschaftlicher Besitz zugesprochen. Domprobst Lutold starb aber schon 1315. Sein Röttler Erbe ging auf Heinrich I. von Hochberg-Sausenberg (eine durch Teilung geschwächte Seitenlinie des bad. Hauses) über, der seinen Wohnsitz von der rauheren Sausenburg nach dem sonnigeren Rötteln verlegte und sich Markgraf von Hochberg-Sausenberg und Herr von Rötteln nannte.

Auf das erwähnte kaiserlich-hofrichterliche Urteil ist auch in der Heimatzeitschrift „Das Markgräflerland" (Heft 4 vom Juli 1934) hingewiesen. Dort ist an Hand von Akten aus dem bad. Landesarchiv festgestellt:

> „Oesterreich suchte fortwährend, im Anschluß an das Lehensverhältnis der Markgrafen von Sausenberg vom Jahre 1371, seine Ansprüche auf die badischen Herrschaften im Breisgau auszudehnen. Nach einer Urkunde aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts zog es u. a. auch bei den Sausenberg-Vögten Kundschaft über deren Entstehen ein. Von Schopfheim und Hausen wird berichtet, daß sie österreichisches Eigen und für einen kleinen Pfandschilling an die Markgrafen von Rötteln gekommen seien."

Auf diesen Streit um die Besitz- und Lehensrechte werden wir in der Geschichte des Dorfes Hausen noch mehrmals stoßen. Die zahlreichen Burgen, in deren Schatten die Bauern lebten, boten nicht nur Schutz gegen kriegerische Ueberfälle, sie kosteten auch enorm viel Geld und Abgaben; auf des Bauern Schultern ruhten alle Lasten. Von den Burgen in unserer Gegend seien genannt Rötteln, Bärenfels bei Wehr und Steineck bei Schweigmatt. Im

hinteren Wiesental bei Schönau herrschten als Ritter die Künaberger, im kleinen Wiesental bei Tegernau die Waldecker und bei Wiesleth die Rothenberger. Die Ruinen der Burgen sind heute die sprechendsten Zeugen jener Vergangenheit.

Zu den weltlichen Grundherren kamen noch die Klöster, vor allem St. Blasien, dann das Kloster Weitenau und das Deutschordenshaus Beuggen. Die Klöster vermehrten ihren weltlichen Besitz und wußten ihre Macht dauernd zu stärken. Es kamen ihnen aber auch die Vorrechte, die sie seit Karls des Großen Zeiten genossen, sehr zu statten. Wie sich diese Zustände auf das Leben der leibeigenen Dorf- und Hofinsassen auswirkten, läßt sich denken; der Bauernkrieg hat auf diese Frage eine unmißverständliche Antwort gegeben.

## Gerichtsbarkeit und Zinspflicht

Eine Urkunde, datiert vom 13. Juli 1362 und in je einem Exemplar aufbewahrt im Basler Staatsarchiv und im bad. Landesarchiv, gibt Aufschluß, zu welchem Gerichtsbezirk Hausen gehörte. Nach dieser Urkunde hatte Markgraf Otto von Hachberg, Herr zu Rötteln und zu Sausenberg, die hohe Gerichtsbarkeit inne. Ihm waren übertragen alle Gerichte über Totschlag, Mord, Straßenraub, Ketzerei usw. Die Ausübung der sog. niederen Gerichtsbarkeit dagegen war den beiden Basler Bürgern „Dietschemann und Lienhard zer Sunnen" übertragen, die damals Hausen als Erblehen besaßen. Die engen Beziehungen zwischen Hausen und Basel sind also schon recht alten Datums.

Einer weiteren Urkunde vom 18. Mai 1433 ist zu entnehmen, daß ein Junker Hans Volbrich von Stoffeln eine Anzahl „Gulten und Zehnten" in „Husen" verkaufte an „Volmann am Graben zu Rheinfelden." So spärlich die Nachrichten sind, die Aufschluß geben über das Schicksal des Dorfes im 14. und 15. Jahrhundert, so ist doch urkundlich festzustellen, daß die Bewohner von Hausen zins- und zehntpflichtig waren im Jahre 1344 dem Kloster Weitenau, 1352 dem Kloster St. Blasien, 1433 den Herren von Landeck und dem Deutschordenshaus Beuggen. Ueber einen Mangel an Vielseitigkeit ihrer Abgabenpflichten konnten sich demnach die Bewohner von Hausen damals kaum beklagen. Die Folge dieser stets wechselnden Besitz- und Lehensverhältnisse waren naturgemäß dauernde Streitigkeiten. Auch hierüber geben eine Anzahl Urkunden des Landesarchivs Aufschluß. So war z. B. die Frage umstritten, ob der Zehnte vom Fruchtertrag auf umgebrochenen Matten zu halbieren sei. Rötteln beanspruchte den ganzen Ertrag, Beuggen wollte aber auch seinen Anteil haben. Der Burgvogt entschied, daß es bei der bisherigen Uebung, nämlich der Halbierung, bleiben solle.

Aus einem Bericht an den Markgrafen, datiert „Basel, den 4. Nov. 1726", ist zu ersehen, daß der „dermalige Flecken Husen" nur in drei oder

vier Höfen bestanden hat und „niemahlen gewöhnlich gewesen, die Matten aufzubrechen und Frucht darinnen zu bauen, bis solches durch Vermehrung der Bürgerschaft nach und nach eingeführt worden."

Wie Hausen nach Beuggen zins- und zehntpflichtig wurde, geht aus einem Bericht des „Comandur" Carl Freiherr von Schönau an seinen Bruder, den Landvogt, hervor. Datiert ist der Bericht vom 16. Dezember 1740. Es wird darin gesagt, „daß die Hälfte des Zehenden zu Husen und Varnau von den Herren von Landegg 1433, zu der mir gnädigst anvertrauten Comenden erkauft worden." Der lange währende Streit wurde am 26. März 1751 durch einen Vergleich erledigt, darnach waren fortan dem „Hochfürstl. Hauß Baaden-Durlach" zwei Drittel, dem Kloster Beuggen ein Drittel des Zehnten „biß zu ewigen Zeiten auf das feyerlichste garantiert." Mochten die Besitz- und Lehensverhältnisse auch unbeständig sein, beständig blieb als unausbleibliche Folge der Streit zwischen den weltlichen und geistlichen Grundherren, und beständig blieben die enormen Opfer, die von den leibeigenen und hörigen Untertanen zu bringen waren.

## Zehnten und Frondienste

Eine zu sehr ins Einzelne gehende Behandlung all der Fragen, die mit den verschiedenen Zehnten und Frondiensten zusammenhängen, würde zu viel Blätter dieser Ortsgeschichte füllen. In jeder Grundherrschaft waren die Tributfragen anders geregelt, zu knapp waren aber die Opfer sicherlich nirgends. Kamen noch Kriegszeiten dazu, dann wurden die Lasten noch drückender und von den Leiden und Entbehrungen unserer Vorfahren in Kriegszeiten vermögen wir uns heute kaum mehr eine richtige Vorstellung zu machen. Wenn dann, wie es öfters passierte, mehrere Grundherrschaften gleichzeitig ihre „Steuerhoheit" geltend machten und von allen Erträgnissen des Bauernfleißes den Rahm abschöpfen wollten, mußte dies naturgemäß zu starken sozialen Spannungen führen.

Werfen wir einen flüchtigen Blick in das „Steuerregister", das für Hausen Geltung hatte. Nach einem „Berain" vom Jahr 1514 mußten die Bewohner von Hausen u. a. entrichten: Herbststeuer, Kalbgeld, Fischfangsteuer,[1]) Hühner- und Bannweinsteuer. Dazu kamen der große und der kleine Zehnten. Der große Zehnten war für alle Fruchtarten, „so die Mühle bricht", und vom Erträgnis aller Aecker zu entrichten, der kleine Zehnten, der für kirchliche und schulische Zwecke in Anspruch genommen wurde, ruhte auf Obst, Zwiebeln, Hanf, Flachs, Kälber, Füllen usw. Außerdem waren bei Wegzug und bei Todesfällen die allgemein üblichen Abgaben an die Grundherrschaft zu entrichten und zwar in Geld und Naturalien, ja selbst in Kleidungsstücken.

[1]) Zu jener Zeit kamen die Rheinlachse in der Wiese noch bis Hausen und es wurde alljährlich der Lachsfang verpachtet. Nachdem bei Brombach das erste Wehr erstellt wurde, brachte man auf die Klagen der Gemeinden hin im Wehr sog. Fischleitern an. Doch die Lachse blieben aus.

In dem erwähnten „Berain" sind auch die „gemeinen Dienst und Frohn" aufgezählt, welche „die von Husen" zu leisten hatten. In allen „fürfallenden Nöten" mußten sie mit den andern Vogteien gemeinsam handeln und alle „gemeinen Landesbeschwerden" tragen helfen. Sie waren auch schuldig und pflichtig „einem jeden Vogt zu Schopfen acht Fuder Holz in der Frohn zu führen." Weiter mußten „die von Husen" zur Erhaltung der Schopfheimer Stadtmauern Frondienst leisten. Nur der Vogt von Hausen war von Abgaben und Frondiensten befreit. Der „Berain" regelte auch die sonstigen Vergünstigungen, die dem Vogt zugebilligt waren. Es hieß darüber:

„Es gehen ihm vier Schweineacker mit frei. Weiter hat er hernachfolgende Wasser zu der Vogtei zu nutzen, so anfahrt am Zeller Bann, hinter der Flur und zieht hinab bis auf die Mühlenmatten, so Hans Biehler und Georgius Arzet innehaben, davon gibt er jährlich der Herrschaft 5 Pf. Stebler." [2])

Die „Gerechtigkeiten und Gefälle" wurden für Hausen im Jahr 1572 erneuert. Der „Berain" hierüber läßt erkennen, daß der Markgraf des ewigen Streites wegen der Verteilung der Zehnt- und sonstigen Abgaben müde war. Durch eine Neuregelung wurde rechtliche Klarheit geschaffen. In dem erwähnten „Berain" heißt es:

**„Hausen.**

**Obrigkeith und Herlichkeith.**

Herr Durchl. hochgeborener Fürst und Herr Carl Markgraf zu Baden u. Hochberg, Landgraf zu Sausenberg, Herr zu Rötteln u. Badenweiler, mein gnädigster Fürst und Herr ist rechter und einiger Herr und Inhaber des Fleckens Husen, hat allda und so weit sich desselben Markungen, Zwing und Bann erstrecken und begriffen inn- und außerhalb Eckers zu Holz- und Feld und Wasser und Land, alle hohen landsfürst. Regalien, Waid, Forst- und Wildbann, desgleichen den Stab aller hohen und niederen maleficsträflichen und gerichtlichen Juris Diction, Ober- und Herrlichkeiten. Und derwegen alle Gebot und Verbotfrevel, Straßen und Wiesen und alle andern Recht, Gerechtigkeith und Dienstbarkeithen und sonst niemand anders . . ."

## Die Zehntablösung

Erst im 4. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts ist in Hausen die Zehntablösung erfolgt. Baden hatte von Napoleon große Gebietsteile erhalten und war zum Großherzogtum erhoben worden. Im Großherzogtum war nun auch die alte Markgrafschaft aufgegangen. Großherzog Karl gab seinem Land und Volk schon im Jahre 1818 eine Verfassung. Die längst abbaureife Zehntpflicht der Untertanen blieb jedoch

---

[2]) Der Stebler war eine Basler Geldmünze und wurde in Basel, wie Eberlin feststellt, bis zum Jahr 1362 geprägt. Stebler hieß diese Pfennigmünze deshalb, weil ein Bischofsstab aufgeprägt war.

noch weiter bestehen; erst am 3. Dezember 1836 traten die zehntpflichtigen Einwohner von Hausen zusammen, nachdem sie durch ein Schreiben der Großh. Domänenverwaltung Lörrach zur Erklärung darüber aufgefordert waren, ob sie mit einer Zehntablösung einverstanden seien.

Einstimmig erklärten sich die Versammelten für die Ablösung und auch die nach Hausen Zehntpflichtigen von auswärts schlossen sich alle dieser Erklärung an. Der Gemeinderat von Hausen erhielt Vollmacht zur Weiterführung der Verhandlungen. Am 28. März 1837 wurde dann der Ablösungsvertrag, nachdem er die Zustimmung der Regierung erhalten hatte, mit der Domänenverwaltung Lörrach abgeschlossen. Das Ablösungskapital für die Zehnten aller Art wurde auf rund 5 560 Gulden festgesetzt, welche von den Zehntpflichtigen in fünf Jahresraten zu bezahlen und bis zur Abtragung mit 5 % zu verzinsen waren. Damit hatte die Zehntpflicht ihr lange herbeigewünschtes Ende gefunden.

## Weide- und Waldrechte

Jahrhunderte hindurch war die Viehhaltung der lebenswichtigste Wirtschaftszweig der Ortsbevölkerung, wie dies auch bei den Nachbargemeinden der Fall war. Getreidebau erlaubten die Boden- und Klimaverhältnisse nur in beschränktem Umfang, zumal früher ein erheblicher Teil der heute nutzbar gemachten Flächen bewaldet, oder von Gestrüpp überwuchertes Sumpfgelände war. Besonders Gewanne mit undurchlässigem Boden (z. B. „Riedmatt", ein Teil des Gewanns „Gern", dann „Rohren" und „Pfannestiel"), hatten bis zur Entwässerung, die erst nach 30jährigen Verhandlungen im Jahr 1913 erfolgte, keinen sehr großen Nutzungswert, während ein erheblicher Teil der tiefer liegenden Matten vor der Regulierung des Wiesenbettes bei Hochwasser leicht überschwemmt und für längere Zeit verwüstet werden konnte.

Wenn daher die Viehhalter das Weiderecht leidenschaftlich verteidigten, so war nicht alemannische Starrköpfigkeit die Triebkraft, der Selbsterhaltungstrieb zwang sie, jedem Versuch, den schmalen Lebensspielraum einzuengen, energisch entgegenzutreten. An dieser Energie hat es „denen vo Husen" nicht gefehlt, wie wir noch sehen werden. Das Weidrecht erstreckte sich übrigens nicht nur auf die Matten, auch der Wald kam, vor allem für die Schweine, als Weidland in Frage. Wie es oft mit den Besitz- und Lehensrechten bestellt war, ist dem Leser bereits bekannt, daß es bei den verwickelten „Rechts"-Verhältnissen auch zu manchen Konflikten mit Angrenzergemeinden kommen mußte, war erklärlich. In solchen Streitfällen suchte die Grundherrschaft gütlich zu vermitteln, nur wenn ein Vergleich nicht möglich war, wurde ein Urteilsspruch gefällt. Wohl in den meisten Dorfgeschichten spielt der Streit um das Weide- und Waldrecht eine erhebliche Rolle.

Ueber einen solchen Streit, der sich zwischen H a u s e n und der Nachbargemeinde R a i t b a c h abgespielt hatte, gibt ein K a u f b r i e f vom Jahre 1591 interessanten Aufschluß. Er besagt, daß die Gemeinde Hausen der Gemeinde Raitbach die „Waidgerechtigkeith" abgekauft hatte. Als Preis wurden 80 Pfund angegeben, das dürfte nach unserem heutigen Geld eine Summe gewesen sein von etwa 500 Mark, die Kaufkraft eines solchen Betrages wird aber am Ende des 16. Jahrhunderts wesentlich größer gewesen sein als heute. Als bevollmächtigte Käufer der Gemeinde Hausen werden in dem Kaufbrief genannt „Michel M ü n c h Vogt zu Hausen, Hans B ü e l l e r und Christen O e r t l i n Dorfgeschworenen daselbsten".

In dem Kaufbrief wird ausgeführt, das gekaufte Weidrecht umfaßt:

„erst. die Güter in der Egnau, desgleichen auch die Güter, die vor der Bruckh liegen bis hinab an den Schüsselbach, sam den Lehenmatten alles in Raitpacher Bann gelegen, welche jetz gemeldte Güter, sie die von Hausen Käufer mit der Sichlen und Sägissen ihres Gefallens nutzen und brauchen sollen bis Bartholomei allwegen acht Tag vor oder nach soll das Feld entblümt sein. Alsdann sollen die zwo Gemeinden Raizpach und Hausen jetz gemeldte Güter mit ihren Gemeindeherden ausweiden, bis an die Landstraß den gen Zeel geht. So viel aber das drit Feld unter dem Schüsselbach den dreyen Gemeinden Farnauw, Raitpach und Hausen gehörig belangend sollen die von Hausen zu Heuwer u. Erndtzeit mit der Nutzung abbefahren, aber doch nit ender, sondern alsbald dies Veld entblümt ist. Alsdann solle es den 3 Gemeinden eine offene gemeine Waid sein bis an den Farnauwer Bann. Und sollen die von Farnauw mit ihren Kuen und Schweinen nit weiters dann bis an Schüsselbach obsich fahren."

Des weiteren wird in dem Kaufbrief bestimmt, daß „die von Hausen" nun aber auch nicht befugt sind, ihr Vieh auf den Fahrnauer Bann zu treiben. Außerdem wird Hausen verpflichtet, den Raitbachern den Weg vom Fahrnauer Bann bis an den Zeller Bann „an Bannstein" zu erhalten.

Dieser schriftlich ausgefertigte und amtlich beglaubigte Kaufbrief war bei späteren Streitigkeiten öfters eine recht wichtige Urkunde. Es darf den damaligen Bevollmächtigten der Gemeinde Hausen nachgerühmt werden, daß sie einen anerkennenswerten Weitblick bekundet haben, als sie sich nicht auf mündliche Abmachungen, wie es damals zum großen Schaden mancher Gemeinde oft üblich war, einließen, sondern den Kaufvertrag schriftlich anfertigen ließen. Eine amtliche Urkunde hatte auch damals durchschlagendere Beweiskraft, als mündliche Aussagen alter Leute, auf die sich prozessierende Gemeinden gerne beriefen, wenn anderes Beweismaterial nicht beizubringen war.

Natürlich konnte dieser Kaufbrief nicht verhüten, daß es auch fernerhin zu Reibungen kam, aber er blieb ein wichtiges, auch von der Grundherrschaft geachtetes Schriftstück und bildete u. a. im Jahre 1655 bei einem zwischen Hausen und Raitbach wieder zu regelnden Streit die rechtliche Grundlage

für einen Vergleich. Weidstreitigkeiten hatte die Gemeinde Hausen auch auszufechten mit anderen Gemeinden, so 1656 mit Fahrnau, 1681 mit Gresgen und 1706 mit Ehnerfahrnau. Die Streitfragen wurden in einem Schiedsverfahren geregelt. In dem Streit mit Ehnerfahrnau handelte es sich aber hauptsächlich um steuerliche Rechtsfragen. Das Protokoll einer Prozeßverhandlung in dieser Sache beginnt mit der Aufzählung der Titel dessen, der für die Rechtsprechung zuständig war. Da liest man:

„. . . durchlauchtigsten Fürsten und Herrn Friedrich Magnus, Markgrafen zu Baden und Hochberg, Landgrafen zu Saussenberg, Grafen zu Sponnheimb und Eberstein, Herr zu Rötteln, Badenweyler, Lohr und Mahlberg . . ."

## Notrufe nach Rötteln und Karlsruhe

Aus Gründen, die schon in früheren Abschnitten angeführt sind, war die Ertragsfähigkeit des landwirtschaftlich nutzbar gemachten Bodens gering, dementsprechend war es den Bewohnern von Hausen schwer, den vielen Abgabepflichten in vollem Umfang nachzukommen. Vogt Jakob Arzet schildert in einem Bericht an den Markgrafen (1742) die Notlage der Ortsbewohner recht eindrucksvoll. Laut „Berains" vom Jahr 1572 waren von jeder Ehe vier Viertel sog. Rauchhaber an die hochf. Burgvogtei Lörrach abzuliefern. Vogt Arzet berichtet nun dem Markgrafen, daß dieses Quantum nie voll abgeliefert werden konnte; die jährliche Abgabe belief sich vielmehr nur auf 6 bis 10 Sack. Das Quantum wurde „auf die sich allhier befindlichen 14—15 Pflüge umgelegt". Nun drängte die Herrschaft auf größere Abgabe, worauf Vogt Arzet in einem Bericht an den Markgrafen darlegte, daß dies unmöglich sei; sein Bericht ist mitunterschrieben von Bartl. Käuflin, Jerg Strütt, Hans Greiner und Claus Weber. Unter anderem wird ausgeführt:

„Da nun seither diese wenigen Höfe sich in viele arme Hütten verwandelt haben u. das ohnehin kleine Bannlein, welches meist in wenigen Matten und etwas Bündtenfeld, das übrige aus rohen und steinigen Bergäckern besteht, welche nur alle 6—7 Jahre angesät werden können u. von Wild großen Schaden erleiden, also zerstückelt ist, daß nicht einmal einer von den vornehmsten Zugbauern von einer Ernt bis zur andern genügsam Brod für seine Haushaltung davon einsammeln kann, wohl auch ⅔ der hiesigen Bürgerschaft aus armen Taglöhnern besteht, welche ihr Brod durch Arbeit in nachbarschaftl. Orten kümmerlich erwerben müssen . . ."

Fußfällig wird der Markgraf in der Eingabe gebeten, es bei der bisherigen Uebung zu belassen, andernfalls die Untertanen in Hausen alle Bettler würden, denn sie müßten den abzuliefernden Hafer kaufen. Wohl auf Aufforderung hin, ging noch ein zweiter Bericht an den Markgrafen, der eine

Aufstellung der Abgaben enthielt, die von der Gemeinde Hausen jährlich entrichtet wurden. Darnach lieferte Hausen ab:

| | | | |
|---|---|---|---|
| „an herrschaftl. Schatzung | 720 | Gulden | |
| Steuer | 36 | „ | |
| Heuzehnedengelder | 39 | „ | 12 kr. |
| dem Herr Pfarrer | 50 | „ | |
| An die Sigristen zu Schopfen und Hausen zusammen | 42 | „ | 48 kr. |

Der Gesamtbetrag machte demnach annähernd 900 Gulden aus, ohne die Abgaben, die an die „Landkästen" zu entrichten waren. In dieser 2. Eingabe, die von 16 Bürgern mitunterzeichnet ist, bemerkt Vogt Arzet:

„Wann jetzunder noch jede Ehe sollte 4 Viertel Rauchhaber geben u. Gott wolle uns davor behüten, die Contribution dazu käme, um Gottes willen, wer wollte können hier wohnen und das ausstehen, wo kein Fruchtbau, keine Aecker, kein Holz, keine Viehzucht nichts ist.

Auf diesen am 10. April 1742 erfolgten Notruf richtete die Regierung des Markgrafen Rückfragen an das Oberamt Rötteln. Dieses konnte die Angaben der Bürger von Hausen nur bestätigen. Der Markgraf bekundete großherzige Einsicht und ließ die Abgabe auf jährlich 12 Malter festsetzen. Im Jahr 1766 zog die Regierung in Rötteln Erkundigungen ein, ob sich die Verhältnisse in Hausen nun soweit gebessert hätten, daß die normale Haferabgabe nach der Zahl der Ehen verlangt werden könne. Das Oberamt antwortete verneinend, das Gegenteil von Besserung sei zu berichten.

## Wachsende Bevölkerung, wachsende Not

Wieder bestand die Gefahr einer Abgabenerhöhung, wieder bittet die Gemeinde unter Hinweis auf die Notlage, es bei der bisherigen Uebung zu belassen. Die Bittschrift ist unterzeichnet von Vogt Jakob Maurer und 9 Bürgern. In des Vogts Maurers Eingabe wird zum erstenmal das fürstl. Bergwerk genannt, das zwar eine starke Vermehrung der Bevölkerung, aber keine Hebung des Wohlstandes bewirkte. In der Bittschrift wird ausgeführt, daß durch Rückgang des Bergwerksbetriebs viele Arbeiter ihren Verdienst verloren hätten und kaum noch das Brot für ihren Unterhalt aufbringen könnten. Weiter sei die Bevölkerung durch die stark angestiegenen Schatzungen, Lands- und Kriegskosten, „auch einige Zeit durch den leidigen Viehfehler" in große Not und tiefe Schulden geraten. Wiederum trug die Regierung dieser Notlage Rechnung und beließ es bei der bisherigen Abgabe von 12 Malter Hafer.

Untätig wollte aber nun die Regierung diesem Notstand nicht weiterhin gegenüberstehen. Sie regte Versuche an zur intensiveren Ausnutzung des landwirtschaftlichen Bodens. Bergfelder, die zum Anbau von Wiesen- und Ackerpflanzen ungeeignet waren, sollten aufgeforstet, die andern aber zunächst

mit Futterkräutern wie Klee und Esperette, oder mit geringen Fruchtarten, z. B. Heidenkorn, angepflanzt werden, um die Ertragsfähigkeit zu steigern. Den Versuchen war jedoch kein Erfolg beschieden. Vogt B ö t s ch berichtete am 8. März 1769 an das Oberamt Rötteln, die Gemeinde habe Heidenkorn bestellt, wolle es auch selbst bezahlen, doch sollten zunächst nur einige Jucharten angesät werden, da man die Befürchtung hege, das Heidenkorn komme nicht zur Reife. Diese Vermutung erwies sich als durchaus begründet; das Oberamt Rötteln berichtete am 10. Juli 1771 nach Karlsruhe, das Heidenkorn sei wohl aufgegangen, habe auch schöne Blüten getrieben, zur Reife aber sei es nicht gekommen, diese Getreideart brauche vermutlich eine sonnigere Gegend.

## Streit um den Wald

Wie schwierig es war, auf dem engen Raum des kultivierten Landes die anwachsende Bevölkerung des Dorfes durchzubringen, zeigen die Notrufe an den Markgrafen, über die in den vorhergehenden Abschnitten berichtet ist. Um sich ein richtiges Bild zu machen, wird auch zu berücksichtigen sein, daß zur damaligen Zeit das schnellste Verkehrsmittel das Pferdegespann war. Von einer organisierten Marktregelung im heutigen Sinne konnte natürlich auch keine Rede sein. Dazu kam die unheilvolle Zwergstaaterei, die einem Güteraustausch, selbst wenn er möglich gewesen wäre, hemmend im Wege stand. Wenn trotzallem die damals verantwortlichen Leiter der Geschicke des Dorfes sich auch der Armen und Notleidenden annahmen, so darf die Nachwelt ihnen dies heute ehrend nachrühmen. Wir gehen wohl kaum fehl, wenn wir annehmen, daß auch H e b e l an die Armen seines Heimatdorfes gedacht hat, als er im „J e n n e r" die Verse schrieb:

„Je, 's wär wohl hübsch und liebli so,
im warme Stübli gfallt's eim scho.
Doch menggi Frau, daß Gott erbarm,
sie nimmt ihr nackig Chind in Arm;
sie het em nüt um d'Gliedli z'tue,
und wicklet's mittem Füertuch zue.

Sie het kei Holz und het kei Brod,
sie sitzt und chlagt's im liebe Gott.
Gfriert Stei und Bei, wohl taut der Schmerz
no Tränen uf im Muetterherz.
Der Jenner isch e ruuche Ma,
er nimmt si nüt um d'Armet a.

Gang, bring der arme Fischer-Lis
e Säckli Mehl, e Hembli wiiß;
nimm au ne Welle oder zwo
und sag, sie soll au zuenis cho
und Weihe hole, wenn i bach;
und decket jetz der Tisch alsgmach."

War die Ernährungslage stets unbefriedigend, so konnte wenigstens der Bedarf an Nutz- und Brennholz aus dem Reichtum des Waldes leicht gedeckt werden. So wird wenigstens angenommen werden dürfen. Doch auch bei der Holzversorgung kam es im Laufe der Zeit öfters zu sehr unerquicklichen Zuständen. Die Bedürfnisse der Ortseinwohner steigerten sich, die markgräfliche Verwaltung aber machte ihre Besitzansprüche an den Wald stärker geltend und suchte dem Raubbau durch eine geordnete Forstwirtschaft zu steuern. So stießen die Gegensätze aufeinander, nicht nur in unserem Dorf, sondern wohl so ziemlich in allen Waldgemeinden der Markgrafschaft. Manche Blätter der Ortsgeschichten können mit Berichten über den Streit um den Wald gefüllt werden. Als später noch der riesige Holzbedarf der Eisenwerke dazu kam, worüber noch berichtet wird, verschlimmerte sich die Lage noch mehr.

Die Geltendmachung der Besitzrechte durch die Grundherrschaft hatte für viele Gemeinden recht nachteilige Folgen, in nicht seltenen Fällen wirken diese Folgen nach bis auf den heutigen Tag. Der Wald war von altersher als Gemeinschaftsbesitz betrachtet worden. Das notwendige Holz daraus holen zu dürfen, galt als selbstverständliches Gewohnheitsrecht. Es wurde aber von den Gemeinden oft versäumt, dieses Gewohnheitsrecht in geschriebenen Rechtsurkunden festzulegen. Bei den vielen Prozessen, die um den Wald geführt wurden, nutzte es in der Regel nicht viel, wenn alte Leute in großer Zahl als Zeugen aufmarschierten und eidlich bekundeten, daß schon der Großvater selig und der Urgroßvater selig von dem alten Gewohnheitsrecht erzählt und von ihm Gebrauch gemacht hätten. Besitzrechtlich wirkte sich das Fehlen urkundlichen Beweismaterials wohl stets zum Nachteil der Gemeinden aus.

In diesen Streit um die Besitz- und Nutzrechte am Wald war auch die Gemeinde Hausen verwickelt. Ueber einen solchen Streit gibt eine Beschwerde der Gemeinde Hausen an den Markgrafen Aufschluß. Sie ist datiert vom 28. April 1704 und richtet sich gegen die Forstknechte zu Steinen und Fahrnau, die scheints auch die Waldhut für Hausen versehen haben. Sicherlich war die Annahme falsch, die Forstknechte handelten eigenmächtig und aus Böswilligkeit, sie werden schon Weisungen und Winke erhalten haben von „oben". In der Beschwerdeschrift heißt es:

> „Der Forstknecht zu Steinen habe vor etlichen Jahren aus ihrer gemeinen Waldung der Niederberg genannt Bauholz verkauft und den Erlös gnäd. Herrschaft geliefert, nun soll dieser Wald gar als gnäd. Herrschaft eigen Gut eingezogen werden, und ihnen an ihre uralte Gerechtigkeit dispentiert werden, der jetzige Forstknecht verkaufte auch das Holz darauf hin und hat ein großes Stück weiter als vorhin jemalen zu einem Hau gemacht, welches ihnen großen Schaden am Waidgang bringt, weil nun solcher wie beigelegter Extractus bestätige bis etwa auf 10 Jucharten allezeit ihnen gehört, sie selbigen auch bei Mannesgedenken ausgeholzet, so hoffen sie dabei gelassen zu werden."

Schon in einer früheren Bittschrift an den Markgrafen war das Recht der Gemeinde geltend gemacht unter Berufung auf den „Berain" von 1592

und auf das Zeugnis alter Leute. Eindringlich wurde betont, daß die Verweigerung der Holzabgabe den Ruin der Untertanen bedeute, denn das Kaufen des Holzes sei ihnen infolge ihrer Armut ganz unmöglich. Erneut wurde mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß es sich um Gemeindewald („Allmendwald") handle. Das gewöhnliche Stammgeld, so wurde betont, wolle man aber gerne bezahlen, wenn „die gnäd. Hochf. Wilfahrung uns getröstend in tiefster Submission verharren tun."

Gutachtlich berichtete das Forstamt Rötteln nach Karlsruhe, es seien keine Lagerbücher vorhanden, und stark mißmutig wurde hinzugefügt, wenn die alte Regelung anerkannt werde, dann könne die Herrschaft „hier dero Gerechtigkeith auch verschenken wie zu Obereckenen." In einem Schriftsatz der Gemeinde Hausen, der am 4. Juli 1706 an den Markgrafen abging, heißt es:

> „Die Gemeinde habe ein Stück Wald von ungefähr 40 Jucharten, darinnen sie jederzeit das Holz und Ackericht allein, den Waidgang aber etliche Tage mit Gresgen teilbar, und mit Raitbach nicht anders als mit dem großen Vieh auch zu befahren genossen haben. Vor 40 und 18 Jahren habe auch die Gemeinde solchen Wald ohne Einrede abgeholzet, jetzo machen ihr die Forstknechte Schwürigkeit."

Einige Jahre später kam es auch um den Gemeindewald Alzenbüehl zu einem Streit, da der Forstknecht Simon Schuster diesen Gemeindewald „disputierlich" machte. In einer Eingabe an den Markgrafen, vom 4. April 1715 datiert, hebt die Gemeinde Hausen wieder auf den seit 1592 vorhandenen und 1711 „renovierten autentischen Berain" ab, und auf die Aussagen alter Leute, um ihr Besitzrecht nachzuweisen, doch der herrschaftliche Registrator Brodhag berichtete dem Markgrafen, daß sich im Archiv zu Basel nichts gefunden habe, was sich auf den Wald Alzenbüehl beziehe. Der Forstknecht Jakob Kramer von Steinen sagte aus, daß er und sein Vater selig diesen Wald schon 64 Jahr unter ihrer „Inspektion" hatten und nie etwas anderes gewußt und gehört hätten, als daß dieser Wald der Herrschaft gehöre.

Das Forstamt erließ nun den Befehl, jede Holzabgabe einzustellen, bis der Streit entschieden sei. Vogt Sicc von Hausen schilderte darauf die dadurch für die Ortsbewohner entstandene Not. Da der Winter vor der Türe stehe, müßten sie entweder in Straf verfallen, also das Holz im gemeindeeigenen Wald „stehlen", oder „elendig verfrieren". Die ältesten Männer der Gemeinde (genannt werden Jakob Bötsch, Melchior Hechler, Hans Bauert, Hans Brüderlin, Jakob Huntzinger und Hans Neff) mußten unter Eid aussagen, was sie über den Wald wußten. Alle sagten übereinstimmend aus, daß ihnen nie nichts anderes bekannt gewesen sei, als daß dieser Wald im Alzebüehl der Gemeinde gehöre.

Aus „Fürstlicher Gnade" genehmigte schließlich der Markgraf, daß die Gemeinde Hausen aus dem von ihr als Gemeindewald angesehenen, nunmehr aber abgesprochenen Wald von Jahr zu Jahr zu den von altersher gebräuchlichen Bedingungen das notdürftige Gabholz beziehen durfte.

# Sippenforschung

## Hebels Vorfahren mütterlicherseits und die ältesten Familien des Dorfes

„D e r A e t t i s e i t :
. . . Siehsch nit, wie d'Luft mit schöne Sterne prangt?
's isch jede Stern vergleichlige ne Dorf,
und witer obe seig e schöni Stadt,
me sieht sie nit vo do, und haltsch di guet,
se chunnsch in so ne Stern, und 's isch der wohl,
und findsch der Aetti dört, wenn's Gottwill isch,
und 's Chüngi selig, d'Mueter . . .
Lueg dört isch d'Erde gsy, und selle Berg
het Belche gheiße! Nit gar wit dervo
isch Wisleth gsy, dört hani au scho glebt,
und Stiere gwettet, Holz go Basel gfüehrt,
und brochet, Matte g'raust, und Liechtspöh gmacht,
und gvätterlet bis an mi selig End,
und möcht jez nümme hi.“ — H ü st L a u b i , M e r z !
(Aus Hebels Gedicht „Die Vergänglichkeit“)

Die ältesten Unterlagen zur Sippenforschung in unserem Dorf stammen aus den Jahren 1 2 9 5 und 1 3 4 4 Es handelt sich um einen Kaufbrief und einen Ding= und Zinsrodel des Klosters Weitenau. Diese Urkunden geben zum erstenmal sichere Anhaltspunkte dafür, daß zu jener Zeit in unserem Ortsbann seßhafte Menschen ihren Wohnsitz hatten. Es werden die Namen eines H e i n r i c h s von Husen, eines V o l m a r s , eines B l a n s i n g e r und eines H a f n e r s genannt. Von wann ab und wie lange die Träger dieser Namen in Hausen ansässig waren, wissen wir nicht, ihre Spur verliert sich in den genannten Urkunden.

Zuverlässigen Aufschluß über die Bevölkerung des Dorfes erhalten wir erst durch das S c h o p f h e i m e r K i r c h e n b u c h. E b e r l i n gibt in seinem Buch „Die Geschichte der Stadt Schopfheim“ aus dem Kirchenbuch die Namen der Schopfheimer Bewohner, aber auch die Namen der Bewohner in den zu Schopfheim gehörenden Filialdörfern bekannt. Im Kirchenbuch von 1610—1630 sind vom Filialdorf H a u s e n die Namen von 34 Familien genannt und zwar:

A r z e t , Baltama, Bieler, Bierloff, Brendle, Brenner, Brüderlin, Büchele, Brender, Bühler, Buhmann, Gerbel, Gottstein, Güdemann, Herzog, Hüglin, Johner, Lacher, Motsch, Münch, Michael Vogt, Mugenhirn, Nägelin, O e r t l i n , Riemer Hans, Riester, Rinner, Ritzi, Saler, Schott, Strübin, Sütterle, Waßmer, Zoller.

Die hier genannten Namen sind in unserer Gegend zum großen Teil noch heute wohlbekannt und stark vertreten; wie weit deren Träger ihren Stamm= baum in Hausen hatten, entzieht sich unserer Kenntnis. In H a u s e n selbst

sind von diesen 34 Familien nur noch zwei ansässig, die ihre Fortpflanzung am Ort durch die Jahrhunderte bis heute in ununterbrochener Reihenfolge nachweisen können. Es sind dies die durch Sperrdruck hervorgehobenen Familien Arzet und Oertlin. Ihre Ansässigkeit in unserem Dorf läßt sich urkundlich noch viel früher nachweisen; so treten die Arzet schon im Jahr 1534, die Oertlin 1540 hervor. Träger der Namen, die außer Arzet und Oertlin im Kirchenbuch genannt sind, gibt es zum Teil auch heute noch in unserem Dorf, doch handelt es sich nicht um direkte Nachkommen der genannten Familien, sie sind im Laufe der Zeit zugezogen. Aus der schon im Jahr 1540 nachweisbar in Hausen ansässigen und seither ununterbrochen hier wohnenden Familie Oertlin ist Hebels Mutter, Ursula Hebel, geb. Oertlin, hervorgegangen. Unser gefeierter alemannischer Heimatdichter entstammt somit mütterlicherseits einer Bauernfamilie ältesten Hausener Ursprungs.

Ein großer Teil der im Schopfheimer Kirchenbuch von 1610—1630 genannten Familien in Hausen war schon im Kirchenbuch von 1710—1720 nicht mehr verzeichnet. Viele dürften dem Dreißigjährigen Krieg, der von 1618 bis 1648 grauenhaftes Elend auch über unsere Heimat brachte, zum Opfer gefallen sein. Was der Krieg verschonte, wurde durch Seuchen und Hungersnot heimgesucht. So war es erklärlich, daß viele Familien völlig ausstarben. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts aber machte sich in der Bevölkerungsbewegung unseres Dorfes bereits das 1685 in Betrieb gekommene Eisenwerk bemerkbar. Die Bevölkerung nahm zahlenmäßig zu und der rein bäuerliche Charakter des Dorfes erfuhr durch den Zuzug von Hammerschmieden und anderen Arbeitern des Eisenwerks soziale Veränderungen. Im Schopfheimer Kirchenbuch von 1710—1720 sind u. a. folgende Familien von Hausen genannt:

> Bauert, Bötsch, Brunner der Schulmeister, Bürkin, Clais der Bäcker und Adlerwirt, Fritz (Stammvater der Fritz und Hammerschmied), Frey, Greiner, Keller, Klemm, Klingele, Lacher, Linsin, Maier, Maurer, Roser, Scherer, Schmidt, Schwörer, Siegrist, Strütt, Tscherter, Währer und Weber.

Ein Teil dieser Familien ist heute noch in Hausen ansässig, andere sind in Nachbarorten zu finden. Scherer und Schwörer waren leitende Männer im Eisenwerk.

Es sind eingangs die Namen einiger Leute genannt, die in einem Kaufbrief und in einem Weitenauer Ding- und Zinsrodel verzeichnet sind. Ergänzend sei berichtet, daß auch in alten Pergamenturkunden des Generallandesarchivs in Karlsruhe eine Anzahl Namen von Leuten eingetragen sind, die einmal in Hausen gewohnt haben. Da werden genannt:

> Clewy Suter (1470), Symon Häffer, Hans Fürbach (1471), Friedle Eichelin (oder Eichle) (1513), Klaus Kläry (1517), Andris Guttherlz und Konrad Bieler (1529), Klaus Arzet (1534), Christa Sprenger (1539) und Hans Brucker (1551).

Alle hier Genannten, mit Ausnahme der Arzet, sind nur in den Akten erwähnt, mehr wissen wir nicht von ihnen. Es war ein stetes Kommen und Gehen in unserem Dorf, wie überall auf Erden. Geschlechter tauchten auf und verschwanden wieder. Woher sie kamen, wie lange sie in unserem Dorf ansässig waren, werden wir nie erfahren können. Manche Familien dürften im Mannesstamm ausgestorben sein, andere sind Kriegen und Seuchen zum Opfer gefallen, und nicht wenige werden, getrieben von der wirtschaftlichen Not, in der Fremde ihr Brot gesucht haben. Spärlich nur sind die überlieferten Nachrichten und vielfach unzuverlässig. Aber zuverlässig hat Hebel durch den „Aetti" dem „Bueb" in der „Vergänglichkeit" das unverrückbare Gesetz der Schöpfung verkündet:

„. . . 's chunnt alles jung und neu, und alles schliicht
im Alter zue, und alles nimmt en End,
und nüt stoht still. Hörsch nit, wie's Wasser ruuscht,
und siehsch am Himmel obe Stern an Stern?
Me meint, vo alle rüehr sie kein, und doch
ruckt alles witers, alles chunnt und goht."

## Verwandte Hebels in Hausen

Als Hebel den Blumenkranz seiner alemannischen Gedichte dem Heimatvölklein zum Geschenk machte und es eingeladen hat, sich zu sammeln um „die Linde unterm Sonntagshimmel-blau", da nannte er in seinem Widmungsschreiben mit den Freunden und Landsleuten auch die guten Verwandten. Wer waren und wer sind diese? Um es heute festzustellen, ist eine umständliche Sippenforschung nötig. Der Leser möge daher etwas Geduld haben.

Hebels Mutter war eine Tochter des Georg Oertlin in Hausen, der mit einer geb. Käuflin verheiratet war und von 1679 bis 1741 gelebt hat. Verfolgen wir den Stammbaum der Oertlin noch weiter zurück, so stoßen wir auf die interessante Tatsache, daß die Oertlin und Arzet nicht nur zu den nachweisbar ältesten Familien unseres Dorfes zählen, sondern auch durch nahe Verwandtschaft miteinander verbunden sind. Der Großvater des Georg Oertlin, Hebels Ururgroßvater Adam Oertlin, der von 1606 bis 1678 gelebt hat, war nämlich mit einer geb. Arzet (Anna) verheiratet. Aber auch in der neueren Zeit schlossen zwei Angehörige dieser beiden Familien miteinander den Herzensbund fürs Leben. Wieder war „Er" ein Oertlin (Erhardt), die „Sie" eine Arzet (Luise). Dieses Ehepaar, das in Hausen Hochzeit feierte, finden wir später in Südamerika (Argentinien). Wir werden bei Erhardt Oertlins noch einen Besuch machen.

Hebels Mutter, Ursula Oertlin, war das 7. Kind unter 9 Geschwistern (5 Mädchen und 4 Buben). Fünf der Geschwister starben schon im

Kindesalter. Die Geburtenzahl war damals ziemlich allgemein recht hoch, doch war auch die Kindersterblichkeit infolge der mangelhaften hygienischen und sanitären Verhältnisse sehr viel größer als heute. Ein großer Teil der Kinder starb schon im Säuglingsalter.

Von den Geschwistern der Ursula waren noch zwei verheiratet, der drei Jahre jüngere Bruder Jakob Oertlin mit einer geb. Fritz, und die drei Jahre ältere Schwester Chünggeli (Kunigunde) mit einem Wallisser. Aus der letzteren Ehe gingen 8 Kinder hervor, von denen 3 im Kindesalter starben.

Das Ehepaar Jakob Oertlin-Fritz hatte zwei Buben, von denen der eine als Kind gestorben ist, während der andere, der wie sein Vater Jakob hieß, sich im Mannesalter mit einer geb. Oswald von Ried (Kleines Wiesental) verheiratet hat. Drei Kinder waren dieser Ehe beschieden, zwei Buben und ein Mädchen. Sie hießen Hansjobek (Johann Jakob), Hansjerg (Johann Georg) und Annemeili (Anna Maria). Der Hansjobek verheiratete sich später mit einer geb. Behringer, der Hansjerg mit einer geb. Glatt und 's Annemeili ebenfalls mit einem Behringer. Der letztere war ein direkter Vorfahre vom heutigen Adlerwirt Johann Georg Behringer.

Der Hansjobek, der Sohn also vom Bruder der Mutter Hebels, und 's Urseli (Ursula), eine Tochter vom Chünggeli (Schwester der Ursula Oertlin-Hebel), waren die beiden Hausener Erben des Dichters. Eine letztwillige Verfügung über das hinterlassene Vermögen, gleichviel welcher Art es war, fehlte beim Tod Hebels, was beweisen dürfte, daß Hebel mit einer noch längeren Lebensdauer gerechnet hat. Die Verteilung der gesamten Hinterlassenschaft erfolgte dann nach den gesetzlichen Vorschriften, und so kamen 13 Teile der Hinterlassenschaft nach Simmern, dem Heimatort von Hebels Vater, und nur 2 Teile in das Heimatdorf des Dichters und seiner Mutter.

Stammvater der heute noch in Hausen und in Südamerika lebenden Oertlin ist Hebels Vetter Jakob Oertlin. In Hausen handelt es sich um den 1909 geborenen Karl Oertlin, Sohn des Fritz Oertlin-Behringer, und in Südamerika um die 6 Kinder (fünf Söhne und eine Tochter) der Eheleute Erhardt Oertlin-Arzet. Die Väter, Fritz und Erhardt Oertlin, waren Geschwisterskinder; ihr Urgroßvater war Jakob Oertlin, der Bruder von Hebels Mutter.

Bei Ueberprüfung der familiengeschichtlichen Zusammenhänge, deren ausführliche Schilderung hier zu weit führen würde, lassen sich außer den Oertlins in Hausen heute noch folgende Familien namhaft machen, die zu den näheren oder entfernteren Verwandten Hebels gehören: Arzet, Arzet-Bolz, Behringer, Fritz, Greiner, Grauer und Meier (Gustavs Nachkommen).

# Auswanderer

Etwa um die Mitte des 19. Jahrhunderts scheinen manche Leute in unserm Dorf, wie es auch anderwärts zu beobachten war, von einer Art Auswanderungsfieber erfaßt worden zu sein. Junge, strebsame Menschen, denen der Lebensspielraum in der Heimat zu eng geworden war, hofften in Amerika, dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten, ein besseres Auskommen zu finden. Die Erfolgsaussichten in Amerika und der märchenhafte Reichtum der „Neuen Welt" waren ihnen von gerissenen Werbern offenbar in den verlockendsten Farben geschildert worden. Die gutgläubigen Alemannen, in Amerika als fleißige und zuverlässige Arbeitskräfte stets geschätzt, schenkten den Schilderungen vollen Glauben. Zudem war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Not in unserer Heimat besonders groß, so daß der Entschluß zur Auswanderung auch denen erleichtert wurde, die mit jeder Faser ihres Herzens an der alten Heimat hingen. Manche fanden auch in Amerika ein besseres Auskommen, größer aber war wohl die Zahl derer, die sich in ihren hochgespannten Erwartungen enttäuscht sahen; sie werden sich oft zurückgesehnt haben zur „Schweizisuppe" und zum „Grumbirebrägel" der alten Heimat.

Nicht immer aber war es lediglich die wirtschaftliche Bedrängnis, die zur Auswanderung trieb, es lagen oft noch andere Beweggründe vor, die politischen und seelischen Ursprungs waren. Viele unserer Landsleute hatten sich für die Freiheitsideale der 48er Revolution begeistert; sie ersehnten ein einiges großes Deutschland und waren des Fürstengezänks und der Kleinstaaterei überdrüssig geworden, zumal ihnen Amerika nicht nur als sehr reiches, sondern auch als Land der goldenen Freiheit geschildert worden war. Die politische Gegenströmung, die nach den Sturmjahren 1848/49 einsetzte, machte den Werbern die Arbeit leicht, wenn sie Arbeitskräfte mit vielen Versprechungen, die oft nicht gehalten wurden, zur Auswanderung nach Amerika aufmunterten. Für die Heimat waren diese Auswanderer nicht verloren, sie fühlten sich als Auslandsdeutsche im besten Sinn des Wortes, blieben ihrem Deutschtum auch in der Fremde treu und hielten die Verbindung mit der alten Heimat aufrecht.

Freilich gab es, was nicht unerwähnt bleiben soll, an manchen Orten auch Beispiele, wie heimattreue deutsche Volksgenossen durch Engstirnigkeit verbittert werden konnten. Auf die politischen Zustände nach 1848/49 ist schon hingewiesen worden. Sie vermochten die Menschen, die das Land verlassen hatten, nicht aus dem Heimatboden zu entwurzeln. Diese Entwurzelung dürfte aber in den Fällen nicht selten gelungen sein, wo Ortsarme auf Kosten der Gemeinde abgeschoben wurden, nur um sie los zu sein und in der irrigen Meinung, es lasse sich auf diese Weise der Wohlstand der Daheimgebliebenen heben. Viel Bitterkeit wird die Folge solcher Aus-

stoßung aus der Dorfgemeinschaft gewesen sein, ohne daß der Wohlstand der andern größer wurde. Soziale Schäden lassen sich nicht mit solchen Mitteln beseitigen, eine planvoll durchgeführte Erzeugungsschlacht wäre Wohlhabenden und Ortsarmen nützlicher gewesen.

Ueber die Stimmung, wie sie unter den landsmännischen Auswanderern herrschte, gibt ein Gedicht Aufschluß, das neulich bei der Durchforschung alten Schriftenmaterials in Max Herbsters Haus gefunden wurde. Es widerspiegelt sich darin allerdings auch die übertriebene Vorstellung von den Herrlichkeiten Amerikas, wie sie durch schöngefärbte Berichte entstanden sein mochten. Das Gedicht ist handschriftlich geschrieben und in Büchleform geheftet, wird also vermutlich den Auswanderern als Andenken mitgegeben worden sein. Auf dem Titelblatt ist zu lesen: „Abschiedslieder der deutschen Auswanderer bey ihrer Abreise von Europa nach Amerika." Darunter steht: „Hausen am 24ten Merz" und weiter ist beigefügt: „im Merz 1849 . Bartlin Jost." Ob dieser der Verfasser war, kann nicht genau festgestellt werden, zu den Auswanderern selbst gehörte Bartlin Jost nicht, wohl aber sind Kinder von ihm damals und später anfangs der 80er Jahre nach Amerika ausgewandert, Sophie und Bartlin Jost und Kinder.

Bartlin Jost, dessen Namen auf dem Titelblatt des Gedichts steht, ist laut Kirchenbuch am 28. August 1796 geboren worden in Hausen und ist hier am 13. Mai 1874 gestorben. Er war u. a. der Vater der Frau Maria Katharina Herbster-Jost und der Frau Elisabeth Zumtobel-Jost.

Einige der Verse des Gedichts mögen hier nun wiedergegeben sein und zwar in der gleichen Schreibweise, wie sie der Verfasser im Original angewendet hat:

„Bald wird die Bittre Stunde schlagen
die uns von Dir Europa trennt.
Zu sein mit Gott wier wollens Wagen
wen gleich die Trän im Auge brennt.

Es sind so viele unserer Lieben
zurück im Deutschen Vaterland
getrennt von uns zurückgeblieben
an Noth und Elend fest gebannt . . .

Doch laßt uns nun die Tränen stillen
das was uns in die Fähme treibt
drückt schwer doch gehn mit freiem Willen
wobei uns ja die Hoffnung bleibt . . .

Dort wo die wahre Freiheit thronet
dort blühet uns ein sichres Glück
dort wird die Arbeit guth belohnet
gewiß wünscht keiner sich zurück . . .

Dort kann man seine Kräfte üben
und Wohlstand ist des Fleißes Lohn
wohl fischt dort mancher auch im Trüben
doch dafür wird ihm Spott und Hon . . .

Dort kan den lieben Gott verehren
ein jeder wie es ihm gefält
man wird es keinem dort verwehren
wen er vermehren will die Welt . . .

Dort ist das Volk der Herr und Meister
das Volk ists das sich selbst Regiert
dort spuken nicht die Bösen Geister
wie sie Despoten Angst gebiert . . . .

Dort wo die hellen Sterne scheinen
dort blicket auch der Freiheits Stern
darum kein klagen und kein Weinen
wier folgen ja dem Rufe gern.
Zum Abschied laßt uns nun die Hände geben
Es soll America es soll die Freiheit leben.

Die Zahl derer, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts unser Dorf als Auswanderer verlassen haben, ist recht beträchtlich, Angehörige alter Hausener Familien befanden sich dabei. Ihre Namen sind im Kirchenbuch verzeichnet, doch ist über den Zeitpunkt der Auswanderung nichts näheres gesagt, da aber die Eintragungen von demselben Pfarrer gemacht wurden, kann angenommen werden, daß alle Genannten gleichzeitig, oder in kurzen Abständen ausgewandert sind. Die Namen werden nachstehend genannt. In Klammern ist das Geburtsjahr erwähnt, woraus das ungefähre Alter der Auswanderer ersichtlich wird. Genannt sind im Kirchenbuch:

Sophie Jost (Geb. 1830), Joh. Jak. Behringer (1806). (War ein Bruder von Wagner Behringer Gustavs Vater), Joh. Georg Arzet (1821), Joh. Jak. Dörflinger (1793), Johannes Glatt (1847), Tobias Glatt (1808), Jak. Fr. Greiner, Schneider (1828), dessen Geschwister Wilhelmine Auguste (1830), Johannes (1833) und Anna Magdalena (1835), Christian Fr. Greiner (1833), dessen Bruder Stephanus (1834. Beide waren Brüder von Wilhelm Greiner, „s Christians Wilhelm", dem das heutige Haus Läubin gehörte.) Joh. Jak. Hauser (1807), Gottfried Müller (1820). Mit ihm gingen die Geschwister Bernhard (1828) und Marie Luise (1831), Gustav Müller (1841).

Ein 1839 geborener Ernst Fr. Greiner von Hausen ließ sich nach Holland anwerben, und ein Ernst Klaile, geb. 1847, war als Mechaniker in Schweden tätig und ist in Finnland gestorben.

Auch vor und nach den genannten Auswanderern haben manche Landsleute unser Dorf verlassen, um in der weiten Welt, vor allem in Nord- und Südamerika ihr Glück zu suchen. Ganze Familien zogen fort, oder folgten nach, wenn Angehörige über dem großen Wasser ein erträgliches Auskommen gefunden hatten. Manche haben die Verbindung mit der Heimat nur noch lose gepflegt, aber ganz verloren ging sie selten. Und wenn jetzt unsere Landsleute und deren Nachkommen in fremden Landen die Kunde vernehmen, daß ihr Heimatdorf im herrlichen deutschen und alemannischen Heimatland sie nicht vergessen hat, sondern ihrer insbesondere am alljährlichen

Hebelfest und „bim Schiibefüür an d'r Burefasnecht" gedenkt, und wenn sie Kenntnis davon erhalten, daß nunmehr ihres Heimatdorfes Geschichte niedergeschrieben und auch ihnen zugänglich gemacht ist, dann wird sicherlich das Band zur alten Heimat wieder neu und noch fester geknüpft werden. Und die Alten werden ihr Hebelbüchle „us d'r Kummod länge" und werden den Kindern und Enkeln vorlesen, was der Abendstern und seine Mutter übers Wiesental meinen:

„. . . O Muetter, lueg doch au
do unte glänzt's im Morgetau
so schön, wie in di'm Himmelssaal!" —
„He", seit sie, „drum isch's Wiesetal."

# Heimattreu auch in fernen Landen

In den Wirren der napoleonischen Zeit bekundete Hebel oft seine Abneigung gegen das Politisieren. Doch im tiefsten Herzensgrund des Dichters war der Freiheitswille der Alemannen nicht abgetötet, Hebel haßte als Alemanne jede Fremdherrschaft. In seiner Brust schlug ein kerndeutsches Herz, und als das ganze deutsche Volk in den Befreiungskriegen das korsische Joch von sich abschüttelte, da gestand Hebel seinen Freunden, er sei aus seinem politischen Igelschlaf erwacht. Und im Januar 1814 schrieb er an seinen Vetter ein „Patriotisches Mahnwort", worin es hieß:

„Alle edlen Stämme deutschen Blutes, der Preuße, der Sachse, die Hessen, die Franken, die Bayern, die Schwaben, was am langen Rhein und an der weitentfernten Donau deutsch spricht und ist, alles ist Ein Mann, Ein Mut, Ein Bund und Ein Schwur: Deutschland soll frei sein von der Fremden Joch und Schimpf."

Die vaterländische Gesinnung seiner Landsleute sollte sich also nicht auf das Gebiet der engeren Heimat beschränken, sie sollte sich nach dem Willen Hebels in großdeutschem Fühlen und Handeln nicht minder bewähren. Gerade in der gegenwärtigen Zeit führen unsere Volksgenossen außerhalb der Reichsgrenzen einen sehr schweren Kampf um die Erhaltung ihres Deutschtums. Wir erhalten einen Begriff von der Schwere und Bedeutung dieses Kampfes, wenn wir die Tatsache würdigen, daß in Mitteleuropa allein das von Deutschen besiedelte geschlossene Gebiet auf nicht weniger als 15 Staaten[1]) aufgeteilt ist.

Unter den Vorkämpfern des Deutschtums fehlen Hebels engere Landsleute nicht; auch sie halten in fernen Landen der alten Heimat und dem Deutschtum, dem sie durch Blut und Rasse angehören, die Treue. Daß unter den verdienstvollen Pionieren des Deutschtums im Ausland ein naher Verwandter Hebels aus unserm Dorf zu finden ist, darf im ortsgeschichtlichen Buch mit besonderem Stolz erwähnt werden. Es handelt sich um den

[1]) Aus Lange Friedrich. „Deutsches Volk in 15 Staaten", Verlag Ph. Reclam jun., Leipzig.

Sohn des Jakob Oertlin, den in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Südamerika ausgewanderten Erhardt Oertlin. Es ist bereits in einem andern Abschnitt gesagt worden, daß Oertlin Erhardt sich im Heimatdorf die Luise Arzet zur Frau holte und daß 6 Kinder (5 Söhne und 1 Tochter) aus der Ehe hervorgegangen sind. Wie sehr die Eltern mit der alten Heimat verbunden bleiben wollten, geht recht eindrucksvoll daraus hervor, daß sie zwei ihrer Söhne vorübergehend nach Hausen in die elterliche Heimat schickten, damit sie dort die deutsche Muttersprache und der Eltern und Hebels Heimat kennen lernen konnten.

Erhardt Oertlin ist am 18. Juli 1924 in Lucas Gonzaley (Argentinien) als Farmer gestorben. Welches Ansehen er genossen, und wie stolz die alte alemannische Heimat auf diesen Vetter Hebels sein darf, geht aus dem Nachruf hervor, den die deutsch-amerikanische Zeitung im Wirkungskreis Erhardt Oertlins diesem anläßlich des Todes gewidmet hat. Die alte Heimat ist es dem Verstorbenen schuldig, den Nachruf ungekürzt im ortsgeschichtlichen Buch wiederzugeben, zum ehrenden Andenken an den Verstorbenen, und um allen unsern landsmännischen Auslandsdeutschen zu zeigen, welch leuchtendes Beispiel der Treue zur Heimat und zum Deutschtum der Vetter Hebels gegeben hat.

Dieser Nachruf hat folgenden Wortlaut:

„Man schreibt uns aus Lucas Gonzaley: „Ein treudeutscher Mann ist von uns gegangen. Am 18. 7. in der Frühe starb nach schwerem Leiden im Sanatorium Alvedista bei Comorro Erhardt Oertlin, geb. am 8. 1. 1860 in Hausen im Wiesental in Baden. Vor 35 Jahren war er mit seiner ihm eben angetrauten jungen Gattin in dieses Land gekommen, um hier sein Glück zu suchen. Durch rastlosen Fleiß und großen Eifer hat er sich ein schönes Landgut erworben. Zugleich war er jederzeit eifrig bemüht, seinen Mitmenschen und besonders seinen Volksgenossen nach bestem Vermögen zu helfen, so daß sein Name weithin einen guten Klang bekommen hat. Mit Eifer griff er den Gedanken auf, eine Wegbaukommission zu gründen, um den schlechten Wegen abzuhelfen. Bis zu seinem Ende hat er darin fleißig mitgearbeitet. Besonders aber lag ihm die Förderung aller deutschen Bestrebungen am Herzen. Unermüdlich war er um die Hebung der deutschen Schule bemüht, die er zu schöner Blüte gebracht hatte. Der deutsche Volksbund hatte in ihm einen seiner eifrigsten Verfechter. Auch der deutschen evang. Gemeinde, die ihn in diesem Jahre zu ihrem Vorsitzenden gewählt hatte, hat er seine Kraft gern gewidmet. Viel zu früh ist er mitten aus seinem tatenfreudigen Leben heraus seinen Angehörigen, Freunden und Bekannten durch den unerbittlichen Tod entrissen worden. Ein großes Trauergefolge geleitete ihn am Sonntag, den 20. Juli zum Friedhof in La Clave, wo er seine letzte Ruhestätte gefunden hat."

Noch eines andern Hausener Bürgers mag hier gedacht sein, von dem uns ein Nachruf überliefert ist. Dieser Bürger war der ebenfalls nach Amerika ausgewanderte Bartlin Jost.[2])

[2]) Die Jost waren ein Müllergeschlecht, das schon im 15. Jahrhundert in Hasel genannt wird. Vermutlich kam ein Jost von Hasel nach Hausen.

Der ausgewanderte Jost war ein Sohn des Bartlin J o s t, dessen Namen auf dem Titelblatt der „Abschiedslieder" steht (siehe Abschnitt Auswanderer). Dieser Müller „Jost Bartli" hatte sich im Jahr 1824 mit Maria Katharina F r i tz verheiratet. Sieben Kinder waren aus der Ehe hervorgegangen, wovon aber ein Zwillingspaar tot zur Welt kam. Die 5 andern waren ein Bub und vier Mädchen. Wie schon einmal erwähnt, war die älteste Tochter des Bartlin Jost mit Theodor Walter H e r b s t e r, die jüngste Maria Elisabeth, zunächst mit Joh. Fr. T s c h i r a, der nach sieben-jähriger Ehe starb, verheiratet. In zweiter Ehe war die Witwe dann mit dem beim Bahnbau Schopfheim-Zell aus D o r n b i r n[3]) (Vorarlberg) ins Wiesental gekommenen Reinhold Z u m t o b e l verheiratet. Eine der vier Schwestern Jost, Maria Kunigunde, war mit Metzger Johann Gg. H u g verheiratet, starb aber früh. Die zweitälteste von „Jost Bartlis" Töchtern, Sophie, ging nach Amerika. Sie soll ein uneheliches Kind gehabt haben, was bekanntlich zur damaligen Zeit namentlich auch von kirchlicher Seite öffentlich als Schande angeprangert wurde. Vermutlich bezieht sich eine diesbezügliche Bemerkung in den „Abschiedsliedern" auf diese Dinge.

Müller Jost war Eigentümer des heutigen Hauses von Ernst D i e ß l i n, (Hebelstraße). Vorher hatte er ein Haus, das unterhalb des heutigen Forst-huberschen Anwesens stand. Es fiel einem Brand zum Opfer und wurde nicht wieder aufgebaut. Die Auswanderung vom jungen Bartlin Jost soll eine ziemlich abenteuerliche und spaßige Vorgeschichte gehabt haben. (Es wird darüber noch in einer besonderen Plauderei kurz berichtet). Das Reiseziel des Auswanderers war Broadway im Staat Illinois, Vereinigten Staaten. Daß auch Bartlin J o s t, wie sein Landsmann und Vetter Hebels, Erhardt O e r t l i n, die alte Heimat im fremden Land würdig vertreten und dem deutschen Volkstum Ehre gemacht hat, beweist ebenfalls der N a c h r u f einer deutsch-amerikanischen Zeitung beim Ableben unseres Landsmanns Jost. In diesem Nachruf ist zu lesen:

> „Am Sonntag Abend starb nach langer Krankheit in seiner Wohnung, 919 Broadway, Herr Bartlin J o s t, sr., im Alter von 71 Jahren und 10 Monaten . . . Der Verstorbene war in H a u s e n, Amt Schopfheim im Wiesental, Großherzogtum Baden, geboren, kam im Jahre 1881 mit seiner Familie nach Amerika und ließ sich in Pekin nieder. 13 Jahre lang arbeitete er in der Pflugfabrik und erfreute sich des Wohl-

---

[3]) Dornbirn ist zweifellos die schönste alemannische Gartenstadt, die es gibt. In keiner zweiten Stadt wird die alemannische Bauweise und Wohn-kultur sich bis heute so gut erhalten haben, wie in dieser größten Stadt des alemannischen Ländchens Vorarlberg. In Dornbirn gibt es heute noch keine einzige Straße oder Gasse mit zusammengebauten Häuserreihen. Durch Ge-müse- und prachtvolle Obstgärten sind die Häuser voneinander getrennt und fast immer auch nur von einer Familie bewohnt; nicht ganz sieben Personen kommen in der rund 17 000 Einwohner zählenden, landschaftlich herrlich gelegenen Gartenstadt Dornbirn auf ein Haus. Die großartige Rappenloch-schlucht im „Gütle" bildet ein sehr beliebtes Ausflugsziel auch der Reichs-deutschen. Auch aus unserem Dorf waren schon viele Besucher dort.

wollens seiner Mitarbeiter und der Zufriedenheit seiner Arbeitgeber . . . Sein Leiden trug er mit christlicher Geduld. Herr Jost war ein Ehrenmann, ein braver, rechtlicher Charakter, der das Vertrauen seiner Mitbürger in jeder Hinsicht genoß und dessen Tod allgemein das aufrichtigste Mitgefühl mit den so schwer betroffenen Hinterbliebenen wachgerufen hat. Er hinterläßt eine Gattin, einen Sohn, Bartlin Jost, jr., und eine Tochter, Frau John-Jost . . ."

Ergänzend sei angefügt, daß die beiden genannten Kinder noch in der alten Heimat, in Hausen, geboren waren und die Reise übers Meer als kleine Kinder mitmachten.

Unter den Ausgewanderten befindet sich auch „'s Eichi Annemeili". Ihre Eltern besaßen und bewohnten das Hinterhaus von Vogt Karl, das später nach Eichins Tod von Herrn Lais erworben wurde. Drei Kinder von der Familie Eichin (vorübergehend auch der Vater selbst) sind nach Amerika ausgewandert, ein Sohn Fritz und zwei Töchter, Frieda und Anna Maria. „'s Annemeili" wanderte im Jahr 1881 aus mit einer Gotte des Vaters vom heutigen Adlerwirt. Mit „'s Adlerwirts", ihren heimatlichen Nachbarn, ist „'s Eichi Annemeili" stets in Briefverkehr geblieben und es ist erstaunlich, mit welcher Lebendigkeit und geistigen Frische die jetzt in hohem Alter stehende Frau sich für alles interessiert und mit welcher rührenden Treue und Liebe sie immer wieder ihrer alten Heimat gedenkt. Nie kommt die Anhänglichkeit der Ausgewanderten an ihr altes Heimatland erhebender zum Ausdruck, als in der Zeit des Hebelfestes. Mag manche Erinnerung an die Heimat verblassen, die Erinnerung ans Hebelfest verblaßt nie, das zeigen die Briefe der Ausgewanderten, die einhellig davon Kunde geben, daß die Briefschreiber die Stunden des Hebelfestes zu den glücklichsten ihres Lebens zählen. Und „'s Eichi Annemeili" hat zu den glücklichen Kindern unseres Dorfes gezählt, die von der Basler Hebelstiftung das Hebelbüchlein zum Geschenk erhalten haben. In einem Brief zum großen Hebelfest 1935 hat die Briefschreiberin nicht versäumt, ihre alten Hausener Freundinnen und Freunde daran zu erinnern, daß es nun gerade 60 Jahre seien, seit sie (1875 am Hebelfest) das Hebelbüchlein erhalten hat.

Allen unsern ausgewanderten Landsleuten möge das ortsgeschichtliche Buch herzliche Grüße der Heimat übermitteln und ihnen beweisen, daß auch die alte Heimat sie nicht vergessen hat, sondern ihrer stets in Treue gedenkt!

So wie der „Oertli Erhardt", der „Jost Bartli" und „'s Eichi Annemeili", so mögen alle unsere Landsleute in der Fremde und in der Dorfgemeinschaft stets nach dem bekannten Vers handeln in Hebels „Wegweiser":

„Und wenn de amme Chrüzweg stohsch
und nümme weisch, wo's ane goht,
halt still und frog dii Gwisse zerst,
's cha Dütsch gottlob, und folg siim Rot!"

# Oertliche Bevölkerungsbewegung

Die Zahl der ersten Siedler im Ortsbann Hausen war vermutlich recht klein. Das kommt u. a. in Berichten an die Amtsstellen zum Ausdruck; es wird darin immer wieder darauf hingewiesen, daß ursprünglich nur wenige Höfe in Hausen waren, nunmehr aber die Volkszahl sich stark vermehrt habe. Bis 1778 fehlen jedoch genaue Unterlagen für die Bevölkerungszahl, erst von diesem Zeitpunkt ab liegen verbürgte Ergebnisse der Einwohnerzählungen vor.

Einen Anhaltspunkt für die Kopfzahl der örtlichen Bevölkerung vor 1778 geben die jährlichen Durchschnittszahlen der Verstorbenen. Darnach kann angenommen werden, daß unser Dorf um das Jahr 1605 herum etwa 80 bis 100 Einwohner hatte. Hundert Jahre später betrug sie vermutlich 120 bis 150. Zu dieser Zeit war das Eisenwerk in Betrieb und es setzte ein ziemlich rasches Wachstum der Einwohnerzahl ein. So wurden im Jahr 1744 bereits 60 Bürger und 300 andere Einwohner in unserm Dorf gezählt. Die Ernährung einer so rasch anwachsenden Bevölkerung machte offenbar große Sorgen, denn die verfügbare landwirtschaftliche Nutzungsfläche war viel zu klein und zu ertragsarm.

> „Was das Mattenrecht anbelangen thut," schreibt z. B. der Vogt Johann Jakob Maurer in einem Bericht vom 5. August 1744, „so sind im hiesigen Bann keine unwandelbaren Aecker als das Zelglin zwischen Dorf und Bergwerch . . . . Bei dieser jetzt volkreichen Zeit bricht mancher Matten auf, daß bei Menschengedenken nicht geschehen ist . . . Alles was ehner der Wiese und Hausener Bann ist, sind alles so zuweggemachte Matten und werden auch zu Zeiten angesät. Und zu unsrer Zeit sind gar viel Gruener zu Matten gemacht worden und angesäet, die vorher in Ewigkeit kein Pflug gesehen haben."

Schon in einem früheren Bericht, den das Rötteler Oberamt am 4. November 1726 an den Markgrafen gesandt hatte, hieß es u. a.:

> „Es ist auch von Alters und da der dermahlige Flecken Hausen nur in 3 oder 4 Höfen bestanden niemahlen gewöhnlich gewesen, die Matten aufzubrechen und Frucht darin zu bauen, bis solches durch Vermehrung der Bürgerschaft nach und nach eingeführt worden . . . ."

Veranlaßt waren die Berichte des Rötteler Oberamts und des Ortsvogts durch einen der vielen Streitpunkte um den Zehnten. Freiherr Carl von Schönau beanspruchte für die Commende Beuggen den Zehntanteil, wobei er sich darauf berief, daß die Hälfte des Zehnten zu Hausen und zu Fahrnau im Jahre 1453 von den Herren von Landegg der Commende Beuggen käuflich überlassen worden sei. Die Gemeinde Hausen aber vertrat den Standpunkt, daß Beuggen für neue Umbruchmatten keinen Zehntanteil zu fordern habe. Diese Ansicht wurde von vielen Männern, die im öffentlichen Leben standen, geteilt und unterstützt, so vom Schopfheimer Statthalter Achtmüller, von Jakob Pflüger „des Raths zu Schopfen", ferner von Georg Kaufmann, Stabhalter von Fahrnau und von weiteren

angesehenen Männern aus Langenau, „Raybbach" und „Eychen". Diese Männer bezeugten in einem Bericht des Oberamts Rötteln an den Markgrafen,

> „daß bei Manns und ihrem Angedenken, auch von ihren Vorfahren nie anders gehört, als daß den Zehnden von umgebrochenen Matten zu Schopfen, Kürnberg, Eychen, Vahrnau, Hausen, Raybbach, Wiechs, Emmingen, Dossenbach, auch Langenau und Enkenstein in die schopfemer Kornschaffnei gehört."

Der Streit fand schließlich durch einen Vergleich seinen Abschluß, doch läßt auch dieser Kampf ahnen, mit welchen Sorgen die verantwortlichen Männer der Gemeinden zu jener Zeit geplagt waren.

Kehren wir nun nach dieser kurzen Abschweifung, die wohl zu rechtfertigen sein dürfte, zur Bevölkerungsbewegung zurück. Im Jahr 1778 wurden in unserem Dorf 377 Einwohner gezählt. Langsam stieg die Zahl weiter an, nur 1814 gab es einen Rückschlag, der aber bald wieder durch einen weiteren Anstieg abgelöst wurde. Bis zum Jahr 1865, wo der Verkauf des Eisenwerks stattfand, war die Bevölkerungszahl um weitere 200 gestiegen. Mit dem Einzug der Textilindustrie kam weiterer Bevölkerungszuwachs. Vom Hotzenwald, vom Hochschwarzwald und aus dem hinteren Kleinen Wiesental zogen manche kinderreichen Familien nach Hausen und fanden in der Fabrik lohnende Arbeit. Später wurden auch aus Oesterreich und Italien Arbeitskräfte herangeholt und das früher rein bäuerliche Hebeldorf Hausen nahm, wie alle Orte des Wiesentals, mehr und mehr die Züge eines großen Industriedorfes an.

Einige Zahlen mögen das Bild der Bevölkerungsbewegung vom Jahr 1830 ab veranschaulichen:

| Jahr | Einwohnerzahl |
|---|---|
| 1830 | 552 |
| 1845 | 597 |
| 1867 | 622 |
| 1880 | 853 |
| 1890 | 1170 |
| 1895 | 1024 |
| 1900 | 1193 |
| 1910 | 1247 |
| 1925 | 1220 |
| 1932 | 1278 |

Die teilweise zu beobachtenden kleinen Rückgänge sind mit dem Besitzwechsel und den damit verbundenen Umstellungen in der Industrie zu erklären.

Konfessionell war Hausen als Dorf der Markgrafschaft evangelisch. Katholiken gab es wenige, doch hat sich durch die Industrialisierung das Bild auch in dieser Hinsicht geändert, die Katholiken bilden heute eine erhebliche Minderheit, ihr Anteil an der gesamten Ortsbevölkerung liegt zwischen einem

Drittel und einem Viertel. Im Jahr 1809 wurden im Dorf 345 lutherische und 12 katholische Einwohner gezählt, „ufem Bergwerch" 88 Lutheriance und 8 Katholiken.

Auf welche Ursachen es zurückgeht, daß sich im örtlichen Sprachgebrauch die Bezeichnung „Bergwerch" und nicht, was wohl richtiger gewesen wäre, „Isewerch", eingelebt hat, ist nicht recht erklärlich. Die Bezeichnung Bergwerk kommt übrigens auch in der Amtssprache vor, möglicherweise rührte dies daher, weil im Eisenwerk Erzeugnisse des Bergbaus (Erz) verarbeitet wurden. Vielleicht hieß es auch „Bergwerch" weil das Eisenwerk am Berg lag. Prof. Fecht spricht übrigens in seinem Werk von zwei Kupfergruben, die sich wenige hundert Schritte oberhalb des Eisenwerks in Hausen befunden haben sollen. Es mag sein, daß einmal Probelöcher gegraben wurden, vom Bergbau im eigentlichen Sinn ist hier nichts bekannt, ebensowenig ist bekannt, daß in unseren Bergen abbauwertes Kupfer lagert. Gesucht wurden natürlich vor langer Zeit alle möglichen Bodenschätze u. a. auch Steinkohlen, gefunden wurde nichts. Fecht gibt das Alter des Eisenwerks in Hausen mit 350 Jahren an, es hat aber nur 175 Jahre bestanden. Es sind demnach Prof. Fecht auch unrichtige Informationen gegeben worden.

# Ein Dorf der Alemannen

Volks- und geschichtskundige Gelehrte rühmen den Alemannen nach, sie seien ein außerordentlich freiheitsliebender und kriegstüchtiger germanischer Volksstamm gewesen. Ein gallischer Schriftsteller soll von den Alemannen behauptet haben, sie hätten „eine Seele, die den Tod verachtet, und einen Zorn, grimmiger als die wilden Tiere." Doch mit den rassischen Fragen mögen sich die berufenen Forscher befassen, hier soll nur das freiheitliebende Zielstreben der Alemannen, wie es in der Bauweise zum Ausdruck kommt, kurz behandelt werden.

Wer sich in Süddeutschland und in angrenzenden Gegenden jenseits der Reichsgrenzen auskennt, wird öfters schon auffallende Unterschiede in der Bauweise bemerkt haben, wenn er alte Dörfer durchwandert hat. Es gibt viele Dörfer, die fast durchweg aus Einzelhöfen bestehen, mit Gras-, Obst und Gemüsegärten dazwischen, in andern fällt die geschlossene Bauweise auf; hier sind die Häuser eng aneinandergebaut, ja geradezu ineinander hineingeschoben. In manchen Dörfern können beide Bauweisen beobachtet werden, wobei die eine oder andere überwiegt. Sind dies rein zufällige Verschiedenheiten? Gewiß nicht. In der Bauweise wie im Baustil drückt sich die Eigenart der Volksstämme aus, die einmal hier gewohnt haben.

Welches Völkergewoge in den ersten Jahrhunderten unserer heutigen Zeitrechnung und auch schon einige Jahrhunderte vorher im Land am Hochrhein und Oberrhein war, und welche Kämpfe hier zwischen vielen germanischen

Völkerstämmen und zwischen diesen und den Römern tobten, ist wiederholt schon erwähnt worden. Der Sieg des einen Volksstammes bedeutete nicht immer die völlige Verdrängung oder Vernichtung des andern im eroberten Gebiet. So sollen Kelten, deren reinrassige Nachkommen oft auf dem Hochschwarzwald noch anzutreffen sind, in großer Zahl unter den siegreichen Alemannen gelebt haben, während allerdings die Römer aus dem Land hinausgeworfen wurden. Die Römer-Spuren finden wir in zerstörten Bauwerken und in Straßen, die von hoher Kultur Zeugnis geben.

Bleiben wir aber bei den Kelten und Alemannen. Von den Kelten wird gesagt, daß sie die geschlossene Bauweise bevorzugten. Sie rückten ihre Häuser eng aneinander in der Meinung, so könnten sie in Stunden der Gefahr sich am erfolgreichsten verteidigen. Ihr persönlicher Mut brauchte offenbar, sollte er im Kampf sich bewähren, die Gemeinschaft. Gemeinschaftsgeist und persönlichen Mut im Kampf bewies auch der Alemanne, doch in friedlicher Zeit vertrat er den Standpunkt: „Der Starke ist am mächtigsten allein." Er vertraute auf seine eigene Kraft und wollte ein freier Herr auf freier Scholle sein. In diesem Freiheitsdrang kam der Alemanne zur aufgeschlossenen Bauweise, bei der jeder Einzelhof sozusagen den Stempel seines alemannischen Besitzers trägt.

In geschlossenen Baugebieten der Dörfer dürfen wir also die Ausläufer keltischer Siedlungsgebiete, in den Einzelhöfen mit anschließender Hofreite aber die Beweise alemannischen Ursprungs sehen. Bei Würdigung dieser Erkennungsmerkmale darf gesagt werden: Hebels Heimatdorf Hausen ist ein Dorf der Alemannen. Soweit die Bauernhäuser hier in Frage kommen, handelt es sich fast durchweg um Einzelhöfe mit Gras-, Obst- und Gemüsegärten dabei. Einige geringfügige Abweichungen von dieser alemannischen Bauweise sind zweifellos auf die Lebensbedingungen zurückzuführen, die hier für die bäuerliche Wirtschaft engbegrenzte sind. Wohl liebte es der Alemanne, Scheune und Stallungen auf größeren Höfen getrennt vom Wohnhaus zu erstellen, während in unserem Dorf die Wirtschaftsgebäude fast durchweg an das Wohnhaus angebaut sind, der enge bäuerliche Lebensspielraum machte diese Bauweise aber nötig.

Im Bericht vom 5. August 1744, auf den im Abschnitt „Oertliche Bevölkerungsbewegung" hingewiesen wurde, spricht Vogt Maurer von einem „Zelglin zwischen Dorf und Bergwerch". Auch darin dürfen wir einen Beweis für den alemannischen Charakter des Dorfes sehen. Die Bezeichnung „Zelglin" ist heute nicht mehr üblich, aber sie war schon bei den Germanen gebräuchlich. Sie geht auf die Zeit der germanischen Markverfassung zurück, wo der nutzbare Boden vorwiegend oder ausschließlich Gemeinschaftsbesitz war. Es war, so sagen die Gelehrten, damals üblich, daß Fluren, die gleichmäßig gute Bodenverhältnisse hatten, ausgesondert und nach einem einheitlichen Wirtschaftsplan bebaut wurden. Eine solche Flur wurde u. a. bei den Alemannen „Zelge" genannt. Eine „Zelge" galt als unteilbares Feld

und wurde einheitlich bebaut und einheitlich abgeerntet. Es sind auch sowohl mündliche wie schriftliche Ueberlieferungen dafür vorhanden, daß tatsächlich früher im heutigen Bündtenfeld zwischen dem Dorf und dem „Bergwerch" gemeinschaftlicher Hanfbau betrieben wurde.

Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts war das „Bergwerch" ein vom Dorf ziemlich abgeschiedener Ortsteil. Nur einige wenige Häuser standen im „Zelglin". Jetzt schrumpft das Bündtenfeld immer mehr zusammen, denn neue Gebäulichkeiten entstehen und Dorf und „Bergwerch" wachsen immer mehr zu einer Einheit zusammen. Schon führt neben der Bergwerkstraße auch die Hebelstraße durch das erschlossene Baugebiet im „Zelglin" und bald wird die Wohndichte auch in diesem früher unbesiedelten Gebiet noch stärker sein. Doch wird der auswärtige Hebelfreund, wenn er unser Dorf besucht, stets viele alten Bauzeugen finden, die es ihm künden, daß Hebel seine Kindheit in einem Dorf der Alemannen verlebt hat.

* * *

## Husemer Allerlei

### Der Nachtwächter im Hüsli

„Mer hän e chlaini Geburtstagsfiir hüt." So isch emol der Vogt Johannis im „Adler" blehrt worde, wo er z'Nacht um Oelfi der üblich nachtwächterlich Bifehl ge het: „Feierabend, meine Herren!" Er isch kei verchnöcherete Bürekrat gsi, der Nachtwächter vo Huse. Aß me ne Geburtstagsfiir nit schlags Oelfi übers Chnü abbreche cha, säll het er gli igseh, aber ufgfalle isch's em, aß die fröhliche Zechbrüeder so viel Geburtstagsfiire hän 's Johr dur.

Doch als Nachtwächter het der Vogt Johannis e Amt gha und kei Meinig. Wievielmol ain im Johr Geburtstag cha ha, säll het en nit bchümeret, er het dervo Kenntnis gno, aß e Geburtstagsfiir stattfindet und dere Tatsach isch Rechnig trait worde. d'Hauptsorg vom Nachtwächter isch gsi: „Chunnt der Wachtmeister vo Schopfe, oder chunnt er nit?" Erst ame Obe vorher het der Wachtmeister e Kontrollgang über Huse gmacht gha, 's isch also chum a z'ne gsi, aß er d'Geburtstagsfiir störe würd.

E ganzi Chnäulete vo Froge über Recht und Amtspflicht sin uf der Nachtwächter igstürmt, e scharfe Verstand und e lang Nodenke sin nötig gsi. Das het au der Adlerwirt igseh; im Johannis isch e Vierteli igschenkt worde, er het e große Zug tue usem Glas und isch derno in e lang Nodenke versunke mitem Resultat, aß er bschlosse het, am Nebetisch 's End vo der Geburtstagsfiir abzwarte. 's Warte isch erträgli gsi, dänn im Johannis isch jedesmol

wieder e neu Vierteli igschenkt worde, wänn er 's alt leer trunke gha het. Doch isch er au recht müed gsi, er het der Tag über ufem Maiberg obe Sand gmacht gha, (vom Nachtwächtergha lt ellei hän er und Theres nit chönne lebe.)

's isch demmo gwiß kei Wunder gsi, aß der Nachtwächter no und no igschlofe isch. Do isch aber derno der Zundelfriedergeist über d'Geburtstagsfiir-gsellschaft cho und 's isch bschlosse worde, im Nachtwächter e Zundelfrieder-streich z'spiele. Gli isch me au zue der Tat gschritte. Der Hueber Fritz (er isch Schriiner gsi) het e chlai „Fuchsschwänzli" gholt, mit däm isch der Stiel im Nachtwächterspieß schier ganz durgsägt worde. Der Schmitte-heiner, e „Scharschierte" vo der Füürwehr, isch heim, het der Füürwehrrock aglait, der Helm ufgsetzt und der Wachtmeister gmarkiert. In dem Ufzug isch derno der Schmitteheiner wieder im „Adler" zue gange.

Miteme große Gipolter isch der „Wachtmeister" im Husgang vom „Adler" uftrette und uf aimol hän die gäle Chnöpf und der Helm unter der Stubetür in d'Wirtsstube ine blitzt. Der Nachtwächter het no guet gschlofe, d'Teilnehmer an der Geburtstagsfiir aber sin ins Nebezimmer vertlaufe, hän aber vorher im Vogt Johannis e Buff ge uf d'Rippe und in d'Ohre brüelt: „Der Wachtmeister isch do!" Me cha si denke, wie der Vogt Johannis verschrocke isch.

Der Nachtwächter het si, so guet's gange isch, ufgrichtet und het im Wachtmeister gmeldet, aß es im Augeblick nüt Bsunders geb z'Huse. Derbi isch der Johannis e weng uf der Nachtwächterspieß glege und do isch der Stiel verbroche und in zweu Stücker het me müesse 's nachtwächterlich Amts-grät ufem Bode zemmelese. Ei Chugeleblitz no em andere isch us de Auge vom Wachtmeister uf der arm Nachtwächter abe zuckt und der Johannis het schier bläret und bettlet: „Machet's e weng gnädig, Herr Wachtmeister!" Aber der Wachtmeister het der Nachtwächter vo Huse abunderet: „Sie sind verhaftet und werden sofort in den Ortsarrest abgeführt."

D'Gäst sin ufem Nebezimmer cho und hän im Wachtmeister bi der Verhaftig ghulfe. Gfesslet isch der Nachtwächter abgfüehrt worde ins Hüsli und er isch gscheit gnueg gsi, kei Widerstand z'leiste. Erst wo's gegene Morge gange isch, het me der Nachtwächter wieder ufem Hüsli glo; er het uf der Holzprütsche inzwüsche si Rüschli e chlai weng usgschlofe gha, au e neue Stiel isch wieder im Nachtwächterspieß gsi und me het im Johannis au gsait, aß der Wachtmeister kei rechte Schandarm gsi seig und aß er numme us Gspaß ins Hüsli heig müesse.

Viellicht isch der Vogt Johannis jetz Nachtwächter bi der große himmlische Hebelgmai. Wänn er öbe amig sim Amtsbrueder, im Chabisnicki vo Lörrech, chlagt, wie's em's uf der Erde im „Adler" z'Huse emol gmacht hän, derno würd weleweg der Chabisnicki sage: „So Streich het mir amig z'Lörrech, woni Wächter gsi bi, 's Dragunerjobbis ihre vo Huse, der Johann Peter Hebel, au menggmol gspielt."

# Der Liebesroman im Buuchhüsli

„He was isch au do für e Lebtig, bi's Schneiders Buuchhüsli?" So hän ame Summerobe d'Lüt ins Gustave Hus und die andere Ufferdörfler gfrogt, wo jungi Kerli mit Sing und Sang vo der Chrützgaß her ins Ufferdorf gmaschiert sin und bim Buuchhüsli am Wuehr Halt gmacht hän. Me hets bal erfahre, was los isch. Im Buuchhüsli het si e Liebesroman abgspielt, wie er selte oder nie über d'Bretter, „welche die Welt bedeuten", lauft.

E recht schöne Tag isch verdämmeret gsi; d'Sunne het si schier nit chönne trenne vom Wiesetal. Mit gwaltige rote Bändel und Tüecher het d'Sunne am Himmel no zuem Abschied gwunke, wo si scho lang hinter de Berge versunke gsi isch und 's Oberot het übers ganz Wiesetal e zarti Röti usbreitet gha. Langsam aber isch der Nachtvorhang abegange und am wulkelose Himmel het Sternli um Sternli allewil schöner agfange z'glitzere. Der Tannewald am geeche Chölschberg het d'Dunkelheit im Ufferdorf no verstärcht. Liisli isch s'Wasser im Wuehr am Buuchhüsli verbeiglaufe, der Mure zue. Bime alte Wiidestock hinters Klailis Hus hän d'Fröschе quacket und au die chlainste Kreatürli im Tierrich hän fälle Obe chräftig mitgwirkt bim nächtliche Kunzert. Für e irdische Liebesroman isch also e recht stimmungsvolle Rahme gschaffe gsi.

Wo die junge Kerli bim Buuchhüsli acho gsi sin, isch ain vonene ins Hus gange, um bal druf als verchleidet M a i d l i wieder aztrette. Der Rock isch hinte z'eng gsi, me het Druckchnöpfli nit chönne imache, aber säll isch aitue gsi, vo vorne het er grad wie ne Wiibervolch ußgseh und het au no e schöne Maidlihuet ufgha. Me würd welle wüsse, wer das verchleidet Maidli gsi isch? Der zweutältst vo 's Schneider Metzgers 5 Buebe (sin alli 5 Soldat gsi) het die Rolle vom Maidli überno gha, August het er gheiße, me het em aber numme der „Augi" gsait. Er also isch das Wiibervolch gsi, wo im Buuchhüsli verschwunde isch und d'Tür zuegrieglet het.

Chum isch 's Fräulein Augi im Buuchhüsli gsi, isch e zweuti Abteilig jungi Bursche, mitem J o h a n n in der Mitti, vo der Chrützgaß her ins Ufferdorf gmaschiert. Der Johann isch e hürotswillige Burscht gsi in de beste Johre, het fliissig gschafft und nit gsoffe, mit aim Wort, er isch e rechtschaffene Mensch gsi, aber bi de Maidlene het er kei recht Glück gha. Me hetem verrote, aß in 's Schneider Metzgers Buuchhüsli e nett Maidli vo öbe 30 Johre si Jumpfereheim ufgschlage heig. 's möchti gern hürote, het aber no kei passende Ma finde chönne. So het me im Johann gsait und heten au dervo unterrichtet, aß das Maidli M a r i e heißt. Und wie me mit der Marie ungfähr schwätze mueß, säll isch im Johann au alles gsait worde.

Der Johann isch vorem Buuchhüslilade gstande und het agfange böbberle am Lade, zerscht liisli, derno allewil fester und stürmischer. „Marie, loß mi ine", het der Johann dure Astloch gflüsteret, „Marie, mach uf, ich bi's!"

Endli isch dinne ne Fraueſtimm lut worde, ſo hell und ſo ſchmeichlig und süeß, aß bigoſcht im „Augi“ ſini Kamerade bal glaubt hän, 's Frl. Marie ſeig e echt Wiibervolch.

„Biſch du's, Johann?,“ het d'Jumpfer Marie gfrogt. Do isch der Johann nümme z'hebe gſi, er isch an d' Tür grennt, die vo inne e weng ufgmacht worde gſi isch. Nonemol het 's Frl. Marie ganz ſchmalzig gfrogt: „Jä biſch es dänn aber au gwiß, liebe Johann?“ Schier gar wär jetz im Fräulein Marie d'Tür an der Chopf gfloge, dänn der Johann hetere e Ränn ge (der Tür) und dinne isch er gſi. 's Frl. Marie-Augi aber isch im gliiche Augeblick uſegflitzt und het d'Tür vo uſſe zuegmacht.

Der Johann isch alſo ellei im finſtere Buuchhüsli gſtande, het das aber nit gwüßt. In der Mitti vom Buuchhüsli isch e große Sägmehlſack glege, vo däm ſchiints der Johann gmeint gha het, er ſeig 's Bett vo der Marie, oder gar d'Marie ſelber, jedefalls isch er dernebe ghockt und het der Marie verſicheret, aß ſi e brave Ma krieg, dä der ganz Zahltag heimbringt und nüt dervo verſuft. Er het d'Rolle, wo me em glehrt gha het, ganz ordeli gſpielt, aber d' Marie isch müüsliſtill bliibe.

Der Johann würd denkt ha, d' Marie cha's groß Glück nit e ſo ſchnell faſſe und zärtli het ere mit ſinere Hand e weng welle über d'Bäckli und über d' Arm ſtriiche, aber wo er au higriffe het, überall isch numme e formloſi, chalti Maſſe gſi. Das het nüechter gmacht und der Johann isch derhinter cho, aßer am Naareſeil umegfüehrt worde isch. Spöter het aber der Johann doch e bravi Frau kriegt und ſi hän guet glebt mitenander, bis der Tod d'Frau e weg gholt het. Jetz isch der Johann ſcho zuem zweutemol verhürotet, aber vom Fräulein Marie, wo ins Schneider Metzgers Buuchhüsli z'Huſe gwohnt het, will er nüt me höre.

## Der Huſemer in der Fremdi

Öbe ne Stund vo Lörrech, weſtlich vom Chäferhölzli lebt ime Dorf ufem Rebland e rechtſchaffene und fliiſſige Bur. Sie Wagle isch z'Huſe im Uſſerdorf gſtande und ſi Heimetdorf chaner ſo wenig vergeſſe, wie ſi große Landsmann Hebel es het vergeſſe chönne. Au 's Heimweh plogt en grad eſo. Scho 30 Johr, oder no länger, buret der Huſemer jetz ufem Rebland, het e ſchön Güetli, ne tüchtegi Frau und bravi Chinder. Er isch au kei Zirkelſchmied, dä lieber gſchwind riich wär, aß langſam, und isch z'friede, wänn's e ſchöne Herbſt git und der Bur ſi Sach e weng guet ans Geld bringt.

Menggmol, wänn ſie in de Rebe ſchaffe, ſait der Vatter zue Frau und Chinder: „J wot miſeel zähmol lieber Tändli ſetze, aß Rebſtecke ſtecke, jo und ſäll isch halt amig e ſchöni Zit gſi, wänn i mitem Vatter ſelig uf d'Jagd gange bi, jo und ſi chunnt nümme ſälli Zit.“ Wänn en derno ſi Frau tröſtet und meint, he do isch's doch jetz au ſchön, würdi der Ma viellicht

bipflichte, wänn wenigstens Tülliger Höchi nit der Usblick no em Wiesetal versperre tüet, aber eso chaner vom Rebberg us nit emol hintere luege uf Huse.

Und so bohrt im Bur vo Huse ufem Rebland usse halt allewil wieder emol 's Heimweh in der Brust, bsunders wänn er e weng verdäubt worde isch. Vor längerer Zit isch er mit sim ältste Bueb z'Lörrech binere landwirtschaftliche Veranstaltig gsi. Ufem Heimweg, obe uf der Höchi und uf der Wasserscheidi, het der Vatter halt gmacht und zruckgluegt ins Wiesetal. „Sichsch Bueb", het der Vatter gesait, „wänni dört abe lueg ins Wiesetal und dört hintere, wo Huse lit, derno lacht mer's Herz im Liib. Und wänn i dört abe lueg (er het in die anderi Richtig zeigt) derno hani e Zorn im Ranze."

* * *

# Das Eisenwerk

„Und 's Bergwerch soll im Sege stoh!
's het mengge Burger 's Brot dervo."

In 35 vierzeiligen Versen hat Hebel in einem Gedicht „Der Schmelzofen" das „Bergwerch" geschildert. Er erlebte als Dorfknabe das Werden des Eisens. Ausgerüstet mit guter Beobachtungsgabe, hat er die technischen Vorgänge, die menschlichen Leistungen und die sozialen Auswirkungen des Werkbetriebs aufmerksam verfolgt. Die starken Eindrücke, die er empfing, mag Hebel als Dichter erneut nachempfunden haben, als er am Schreibtisch saß, um seine Kindererinnerungen in poetischen Ausdrucksformen seinen Landsleuten mitzuteilen und der Nachwelt zu überliefern. Doch Hebel sah und fühlte eben schon als Knabe mit den Augen und der Seele des in ihm schlummernden Dichters. Er lauschte dem Zischen des glühenden Eisens, dem Dröhnen der Schmiedehämmer, dem Rauschen der Wasserräder, kurz dem Lärm des ganzen Arbeitsprozesses die Melodien ab, die seinem dichterischen Gestaltungswillen entsprachen. Dem Geschichtsschreiber aber präsentiert sich das Eisenwerk in der nüchternen Prosa des Alltags und die pflegt in der Regel weniger romantisch zu sein wie die Poesie der Dichtung.

Mit der Errichtung des Eisenwerks begann für das Bauerndorf Hausen ein neuer Abschnitt seiner Geschichte. Wenn dieser Abschnitt in der Ortsgeschichte eine vielleicht etwas weiträumige und ausführliche Behandlung findet, so rechtfertigt sich dies sicherlich aus dem Grunde, weil das Eisenwerk, wie sich zeigen wird, nicht nur für den Ort, sondern für die gesamte Markgrafschaft, aber auch für die angrenzenden vorderösterreichischen Gebiete von größter Bedeutung war, jedenfalls kam durch das Eisenwerk ein ganz neuer Zug in die wirtschaftliche und soziale Struktur der bis dahin rein bäuerlichen Gegend. Zum Bauernfleiß gesellte sich der Gewerbefleiß und brachliegende Arbeitskräfte im Dorf fanden im Eisenwerk Beschäftigung.

Zu ihnen kamen Arbeiter und Angestellte von auswärts, so daß die Wirkung des Eisenwerks auch in einer starken Vermehrung der Bevölkerung des Dorfes in Erscheinung trat. Aus dieser Zeit stammen denn auch die öfteren Notrufe der Gemeinde an den Markgrafen, über die an andern Stellen berichtet ist. Die Notrufe verhallten nicht ungehört. Sowohl der Markgraf wie das Röttler Oberamt trugen den Beschwerden Rechnung, wenn zwingende Gründe vorlagen. Auch aus der Geschichte anderer Orte der Markgrafschaft ist zu ersehen, daß die Markgrafen bestrebt waren, den Untertanen eine Hebung der Lebenslage durch Erschließung neuer Erwerbsmöglichkeiten zu sichern. Diesem Zielstreben der Markgrafen verdankt nicht zuletzt die Wiesentäler Textilindustrie ihre Entstehung. So hebt z. B. Eberlin in der „Geschichte der Stadt Schopfheim" hervor, daß durch die Bemühungen des Markgrafen Karl Friedrich (1755) die von diesem besonders empfohlene Baumwollindustrie zum Aufblühen kam. Sie wurde noch durch Privilegien verschiedenster, vorwiegend steuerlicher Art, besonders gefördert.[1])

Die Markgrafen hatten rechtzeitig erkannt, daß die anwachsende Bevölkerung des Wiesentals auf die Dauer nicht ausschließlich von den Erträgnissen der Landwirtschaft leben konnte. Natürlich zogen auch die Markgrafen aus der Steigerung des Volkseinkommens und der Hebung der Steuerkraft ihren Nutzen. Es darf angenommen werden, daß die Errichtung des Eisenwerks hier als soziale Hilfsmaßnahme gedacht war. Bei der Wahl des Ortes waren ursprünglich außer Hausen noch Gersbach und Hasel in Aussicht genommen. In beiden Orten war die Ernährungslage für viele Bewohner recht kümmerlich, da der Boden nicht sehr ertragreich war. In Gersbach befand sich bereits ein Schmelzofen. Wann er erstellt wurde, ist nicht bekannt, außer Betrieb kam er im Jahre 1682, weil er zersprungen war. Wenn schließlich bei der Wahl des Ortes für das neue Eisenwerk Hausen den Vorrang erhielt, so war hierfür zweifellos die Frage der Wasserkräfte und die günstige Vorbedingung für billige Bauausführung ausschlaggebend. Die Wiese konnte genügend Wasserkräfte liefern. Außerdem war an der Zeller Banngrenze bereits von altersher ein Stauwehr („Legi") vorhanden, wo das Wasser der Wiese gestaut und in einen ebenfalls vorhandenen Kanal (heute „Damm" genannt) geleitet wurde. Dieses „Damm" führt noch heute dem Werk 1 der Mech. Buntweberei Brennet in Hausen bedeutende Wasserkräfte zu. Vor Errichtung des Eisenwerks lief dieser Kanal als Teichgraben den „Zweier" hinunter, um dann als Teich, wie er heute noch (allerdings verbreitert) an der östlichen Dorfseite fließt, die Mühlen zu treiben und der Mattenwässerung zu dienen. Da durch das Eisenwerk der direkte Zufluß vom „Damm" zum Teich unter-

---

[1]) In der bekannten Heimatzeitschrift „Das Markgräflerland", Heft 2, 6. Jahrgg. ff. gibt eine Aufsatzreihe unseres verdienstvollen Heimatforschers Karl Seith: „Die Anfänge der Schopfheimer Bleiche" lehrreichen Aufschluß über diese Fragen.

bunden war, mußte die „Legi“ bei der „Steilhalde“ angelegt werden. Wegen dieser „Legi“, die bei Hochwasser immer wieder zerstört wurde, und wegen den Nachteilen, die den Mattenbesitzern in der Bewässerungsfrage entstanden, hatte die Gemeindeverwaltung viele Widerwärtigkeiten; es wird darüber noch zu berichten sein.

## Jude Löwel als Pächter des Eisenwerks

Ueber die Erbauung und Verpachtung des Eisenwerks in Hausen verhandelte der Markgraf zunächst mit einigen Herren, darunter Johann Jakob Merian in Basel. Die Verhandlungen verliefen jedoch resultatlos, Merian und Chemillerot aus Biel, ein österreichischer Landvogt im Hegau, pachteten das neue österreichische Werk in Albbruck, während Markgraf Friedrich Magnus am 15. Oktober 1680 mit dem Juden Löwel aus Emmendingen einen 10jährigen Pachtvertrag abschloß. Die Viel- und Zwergstaaterei mußte sich naturgemäß auch für die Eisenwerke samt und sonders nachteilig auswirken, und die Nachteile ließen sich nicht durch vertragliche Abmachungen, die zu gegenseitiger Rücksichtnahme verpflichteten, ausgleichen. Doch darüber später noch mehr. Um jedoch gleich einen Beweis zu liefern, wie unwirtschaftlich gearbeitet wurde und wie viele Leerläufe es bei der Führung der Eisenwerke gegeben haben mag, seien die Orte genannt, an denen zu gleicher Zeit große Eisen- oder Hüttenwerke bestanden haben: Hausen, Kandern, Oberweiler-Badenweiler, Wehr, Albbruck, Staufen, Kollnau. Auf verhältnismäßig engem Raum des heutigen badischen Oberlandes mithin nicht weniger als 7 Eisenwerke, wovon allerdings die drei erstgenannten den Markgrafen, die andern Oesterreich unterstanden. Unter den drei Oberländer Werken des Markgrafen war das Hausener das jüngste und leistungsstärkste. Sehen wir uns aber zunächst den Inhalt des Pachtvertrags zwischen dem Markgrafen und Löwel an. Die wörtliche Wiedergabe des umfangreichen Vertragswerkes verbietet sich aus Raumgründen, eine übersichtliche auszugsweise Inhaltsangabe erscheint jedoch deshalb angebracht, weil der Vertrag die allgemeinen Grundsätze erkennen läßt, nach denen das Eisenwerk auch an spätere Pächter verpachtet wurde.

Der Pachtvertrag, amtlich auch „Bestandsbrief“ genannt, umfaßte 22 zum Teil recht weitläufige Artikel, die erkennen lassen, wie sehr die Beauftragten des Markgrafen bemüht waren, die beiderseitigen Rechte und Pflichten juristisch klar abzugrenzen und den Pächter zu einer gewissenhaften Bauausführung und Betriebsführung zu zwingen. Großes Vertrauen zu Löwel scheint der Markgraf nicht gehabt zu haben, aus guten Gründen, wie sich bald zeigte, denn der 10jährige Pachtvertrag wurde durch Löwels Verschulden vorzeitig aufgehoben und der Pächter kurzerhand eingesperrt, weil er keinen Pachtzins bezahlen wollte. Bleiben wir aber zunächst beim „Bestandsbrief“.

Einleitend wird es dem Pächter freigestellt, das neue Eisenwerk an einem der drei schon genannten Orte zu errichten. Hausen erhielt aus den bekannten Gründen den Vorzug.

Art. 1 des Vertrags legt fest, daß nur E i s e n e r z zur Verarbeitung kommen darf, eigenmächtige Abweichung ist dem Pächter untersagt. Art. 2 erlaubt dem Pächter die Ausnutzung von Erzvorkommen in den herrschaftlichen Besitzungen ohne Vergütung an die Herrschaft. Gemeinden und Privatpersonen, auf deren Besitztum Erz gewonnen werden kann, ist eine Vergütung zu bezahlen. Raubbau beim Erzgraben ist untersagt; die Eisenwerke in Badenweiler und Kandern dürfen weder durch das Erzgraben, noch durch das Holzhauen des neuen Werkes geschädigt werden. Das Aufsichtsrecht bei den Bauarbeiten und technischen Werkseinrichtungen steht nach Art. 3 den Röttelern Oberamtleuten zu. Die erforderlichen Materialien an Holz, Stein, Leynette und „anderen Notwendigkeiten" stellt die Herrschaft ohne Vergütung, die Untertanen müssen das Material im Frondienst herbeischaffen. Die darüber hinaus entstehenden Baukosten werden dem Pächter innerhalb der 10jährigen Pachtzeit nach und nach ersetzt. Die sämtlichen Werksbauten und Betriebseinrichtungen sind, so bestimmt es Art. 4, in gutem Zustand zu erhalten, Reparaturen hat der Pächter auf seine Kosten ausführen zu lassen.

Art. 5 gibt einen Begriff von dem riesigen Holzbedarf der Eisenwerke. 90 Jucharten Wald stellt die Herrschaft dem Pächter zur Verfügung, jährlich kann er eine solche Fläche abholzen, eine Entschädigung beansprucht die Herrschaft nicht für dieses Kohlholz. Für Holz aus Gemeinde- und Privatwaldung ist ein vom Rötteler Oberamt festzusetzender bescheidener Holzpreis zu zahlen. In erster Linie stand dem Pächter der schlagbare Wald der Umgebung zur Verfügung, doch konnten auch weiter entfernt liegende Waldungen angewiesen werden, mehr wie drei Fahrstunden sollte aber die Entfernung nicht betragen. Das Holz durfte nur für den bestimmten Zweck verwendet werden.

Im Art. 6 stoßen wir auf die Anfänge der Werkwirtschaft, die allerdings zunächst nur den Charakter einer einfachen Werkkantine hatte. Dem Pächter wird das Recht eingeräumt, den in seinen Diensten stehenden Werksangehörigen Wein, Brot und andere Lebensmittel zu angemessenen Preisen zu verabfolgen. Salz aber ist den markgräflichen Salzkästen zu entnehmen. Die Art. 7 und 8 sind minder wichtig; es wird u. a. verlangt, daß dem Fischwasser durch das Erzwaschen kein Schaden zugefügt wird. Billige Arbeitskräfte will der Art. 9 dem Pächter sichern, zwar sind in erster Linie Landesbewohner zu beschäftigen, nur wenn diese sich weigern sollten, zum gleichen Lohn zu arbeiten wie Fremde, dürfen von außerhalb der Markgrafschaft Köhler, Holzhauer und Erzknappen herangeholt werden. Schlichter und Richter in Arbeitsstreitigkeiten sind nach Art. 10 Beamte des Rötteler Oberamts.

Im Art. 11 ist die Pachtzeit auf 10 Jahre festgesetzt, sie beginnt, wenn die erste Massel gegossen werden kann. Artikel 12 regelt die Abgabenpflicht des Pächters. Er hat im 1. Jahr vom Zentner ausgeschmiedetem Eisen 40 Kreuzer, im 2. Jahr 45, im 3. und die weiteren Jahre 60 Kreuzer an das Rechnungsamt des Markgrafen abzuführen, jedoch ist, so wird dann im Art. 13 weiter bestimmt, in jedem Fall ein Mindestpachtzins von 800 Reichstalern jährlich zu zahlen, auch wenn weniger Eisen ausgeschmiedet wurde. Ist die Erzeugung aber höher, so darf der Pächter vom Ueberschuß eine Jahresrate der Baukosten in Abzug bringen. Art. 14 bestimmt, daß ein vom Rötteler Oberamt bestellter „Gegenschreiber" die Betriebsführung des Eisenwerks zu kontrollieren hat; er kann nach freiem Ermessen jederzeit Eintritt verlangen in alle Werksräume, es dürfen ihm hierbei keine Schwierigkeiten gemacht werden.

Die Art. 15 und 16 stellen das Pachtverhältnis klar im Falle höherer Gewalt. Der Markgraf wird als Verpächter in solchen Lagen billige Rücksicht walten lassen. „Zu einfallenden Kriegszeiten, welche Gott gnädig abwenden wolle", werden dem Pächter etwa notwendige Wachmannschaften zugesagt, die der fürstlichen Autorität unterstellt sein sollen. Sehr bedeutungsvolle Bestimmungen, die der Pächter zu seinem Vorteil auszunützen verstanden hat, enthält Art. 17. Er befreit nämlich ausdrücklich alle fremden Arbeitskräfte, die nicht Untertanen sind, von „allen Personal Beschwerden als Wachten und Frohndiensten, nicht weniger von Zöllen, Umgeldern, Steuern, Monatsgeldern und allen andern Auslagen, wie die Namen haben mögen." Sie dürfen weder durch die Herrschaft noch durch andere mit solchen Lasten belegt werden. Freies Durchzugsrecht wird ihnen samt der Fahrhabe zugesichert und sie dürfen in keiner Weise belästigt werden. Strafrechtlich werden sie dem Oberamt Rötteln unterstellt.

Art. 18 räumt dem Pächter weitgehende handelsrechtliche und betriebswirtschaftliche Freiheiten ein. Er darf die Eisenerzeugung aufs Höchste steigern und das Eisen so vorteilhaft wie möglich in den Handel bringen. Die erforderlichen Betriebseinrichtungen hat er auf seine Kosten zu beschaffen und sie in gutem gebrauchsfähigem Zustand zu erhalten, doch darf er die Kosten in Jahresraten in Anrechnung bringen, sofern der Pachtzins die Mindestgrenze von 800 Reichstalern übersteigt. In allen das Werk betreffenden Fragen hat der Pächter, laut Art. 19, sich mit dem Rötteler Oberamt ins Benehmen zu setzen und dessen Meinung und Weisung entgegenzunehmen.

Art. 20 sichert dem Pächter, sofern er den Nachweis einer erfolgreichen Führung des Betriebs erbracht hat, eine Art Vorpachtsrecht ein, d. h. der Markgraf wird in diesem Fall mit der Verlängerung des Pachtvertrags über die 10 Jahre hinaus einverstanden sein, ja es wird dem Juden Löwel sogar in Aussicht gestellt, daß er nach Ablauf der Pachten in Kandern und Badenweiler auch die dortigen Eisenwerke in Pacht übernehmen könne, wenn er sie zu den gleichen Bedingungen übernimmt, wie andere

Pächter sie pachten würden. Auftretende Streitfragen, die im vorliegenden Vertrag keine Regelung finden, sind, so bestimmt es Art. 21, so zu regeln, wie es in den Werken Kandern und Badenweiler üblich ist. Schließlich ist im Art. 22 die beiderseitige Kündigungsfrist bei normalem Ablauf der Pachtzeit auf ein halbes Jahr vor Ende der 10jährigen Pacht festgesetzt. Der Schlußabsatz dieses geschichtlich wichtigen „Bestandsbriefes" lautet:

„Dessen allen zu wahren Urkund haben wir diesen Bestandsbrief mit eigenen Händen unterschrieben mit unserem fürstl. geheimen Canzlei-Insiegel bekräftigen, und ihm Juden Löwel zustellen lassen. So geben und geschehen in unserer fürstlichen Residenz

Carlspurg, den 15. Monatstag Octobris 1680."

## Das Werk im Werden

„Jetz brennt er in der schönste Art,
Un 's Wasser ruuscht, der Bloosbalg gahrt,
Un bis as d'Nacht vom Himmel fallt,
So würd die ersti Maßle chalt."

Hebels Gedicht „Der Schmelzofen" beginnt mit diesem Vers. Nach dem Vertragsabschluß mit Löwel dauerte es jedoch noch ziemlich lange, bis das Eisenwerk betriebsfertig war. Der jüdische Pächter suchte zunächst Gesellschafter, die er auch im März 1682 in den Gebrüdern Barbauld de Florimont und Barbauld de Grandvillars aus Mömpelgard, [1]) das bis 1801 zu Württemberg gehörte, fand. Löwel wußte sie zu beschwatzen, indem er ihnen in Aussicht stellte, daß sie nicht nur Pachtteilhaber am Hausener, sondern auch an den beiden andern Oberländer Werken in Kandern und Badenweiler Teilhaber werden könnten.[2]) Diese beiden Werke befanden sich damals in der Pacht von Basler Herren (Zäßlin, Merian und Facio), ihr Pachtvertrag lief noch bis 1684. Löwel war ja im „Bestandsbrief" über das Hausener Werk zugesichert worden, daß er auch die beiden andern Werke in Pacht nehmen könne, allerdings unter der Voraussetzung, daß er die Vertragsbestimmungen gewissenhaft erfüllt. Um seine Gesellschafter zu födern, versprach er ihnen also die Teilhaberschaft auch am Kanderner und Badenweiler Werk, obwohl er darüber gar nicht verfügen konnte. Außerdem versprach Löwel seinen Gesellschaftern auch die hälftige Anteilnahme am Salzhandel, den er in den Herrschaften Hochberg, Rötteln und Badenweiler in seine Pacht zu bringen wußte. So verlockenden Aussichten konnten die Gesellschafter nicht widerstehen, das Geschäft mit Löwel kam zustande, aber

---

[1]) Heute Montbéliard (Frankreich).

[2]) Die Eisenwerke in Kandern und Badenweiler waren schon lange vor dem Hausener Werk erstellt. Kanderner Eisen war längst schon bekannt. Ueber die Ursprungszeit des Werks liegen jedoch keine genauen Angaben vor. Das Badenweiler Werk soll im Jahr 1595 vom Markgrafen Georg Friedrich gekauft worden sein. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift f. d. G. d. O.")

von langer Dauer war die Harmonie nicht, die Pächter gerieten sehr bald miteinander in Streit, da Löwel sein persönliches Profitinteresse über alles stellte.

Auch bei der Bauausführung in Hausen kam es bereits zu Differenzen, denn die Bauaufsicht hatte mancherlei Beanstandungen an das Oberamt Rötteln zu berichten. Als das Werk in Betrieb war, protestierten die Arbeiter, weil der jüdische Pächter den Zahltag vom Samstag auf den Sonntag verlegte. Zeitweilig mußte der Betrieb ruhen, weil Löwel nicht für Erz und Kohlen sorgte. Holzhauer ließ er aus Tirol kommen, da sie laut „Bestandsbrief" steuerliche Vergünstigungen genossen und daher billiger erbeiteten als die einheimischen Werksangehörigen. Die Bauern, die Fronfuhren für das Werk leisten mußten, ließ er immer dann fahren, wenn die Wege recht schlecht waren, denn je mehr Gäule krepierten, desto besser blühte Löwels Roßhandel. Im Jahre 1688 sperrte die Regierung des Markgrafen den Pächter Löwel kurzerhand ein, weil er keinen Pachtzins bezahlen wollte. Durch Löwels Schuld war daher der 10jährige Pachtvertrag vorzeitig gelöst worden; die Werke wurden dann weiter verpachtet. Dem Eisenwerk in Hausen hat somit bei der Entstehung kein günstiger Stern geleuchtet.

Das in Aussicht genommene Baugelände für das Hausener Werk wurde am 28. Januar 1682 besichtigt und abgemessen. Es waren zugegen Sebastian Danner von „Schopfen", Friedrich Strütt, Vogt zu Hausen, David Kaufmann, Maurer und Werkmeister und Hans Linse, Geschworene in Hausen. Besitzer des für das Werkgelände in Frage kommenden Grund und Bodens waren:

| | |
|---|---|
| Hans Jakob Bauert | (5 Dauen) |
| Hans Lacher | (1 Dauen) |
| Wm. Grether u. Kons. | (1¹/₈ Dauen) |
| Caspar Brüderlin | (1¹/₈ Dauen) |
| Georg Währer, Maulburg | (—¹/₄ Dauen) |

Nach der Regelung der Bauplatzfrage wurde dann, laut Eintrag im Hausener Kirchenbuch, das Fundament für den Schmelzofen gelegt am 7. März 1682. Mit der Bauausführung war ein Solothurner Bürger, Hans Jakob Türk, Zimmermann, beauftragt.

„. . . und strömt der füürig Jisebach
im Sand, es isch e schöni Sach."

Von der Fundamentslegung bis zur Aufnahme des Schmelzofenbetriebs vergingen nochmals zwei Jahre; erst am 3. April 1684 konnten die Feuer für den ersten Guß im Schmelzofen angezündet werden [3]) Von diesem Zeitpunkt ab also waren „d'Husemer" in der Lage zu erzählen, wie man

[3]) Mit dem Anzünden der Schmelzofenfeuer war ein feierlicher Akt verbunden, bei dem der Ortspfarrer mitwirkte. Der Brauch wurde beibehalten und erweiterte sich zeitweise zu weltlichen Feiern, bei denen es hoch, manchmal scheints zu hoch, herging.

Eisen macht. Hebel, der sich diese Kenntnisbereicherung schon als Bub beim Kohlentragen und beim Erzsteinklopfen aneignen konnte, drückt dieses Spezialwissen seiner Landsleute in folgenden schönen Versen aus:

Frog mengge Ma: „Sag, Nochber, he!
Hesch au scho Jise werde seh
Im füürige Strom, de Forme no?“
Was gilt's, er cha nit sage: Jo!

Mir wüsse, wie me's Jse macht,
Und wie's im Sand zue Massle bacht,
Und wie me's druf in d'Schmidte bringt
Und d'Luppen unterem Hammer zwingt.

Zum ersten Guß waren im Schmelzofen acht „Sätze“ gesetzt, jeder „Satz“ bestand aus 15—16 Sester Erz, 4 Wannen Holzkohlen und 4 Sester Kalkstein (letztere zu Reinigungszwecken). Das Erz kam aus der Auggener, Lieler, Kanderner und Feuerbacher Gegend, auch von Sallnecker Erz ist einmal in den Bergwerksakten die Rede. Je nach dem Ursprungsort des Erzes (die Ergiebigkeit war verschieden) wurden aus einem „Satz“ beim Schmelzen 22—24, in ganz günstigen Fällen noch etwas mehr, Zentner Eisen gewonnen. In der Hammerschmiede wurde aus den „Luppen“ das Roheisen geschmiedet, hier arbeiteten an 5 Feuern je 3 Hammerschmiede. Die Kalksteine wurden aus einer Grube geholt bei Eichen, während der Formsand bei Säckingen geholt werden mußte.

Außerordentlich groß war bei der damals üblichen Verhüttung des Eisenerzes der Kohlholzbedarf; die Folge war eine arge Verwüstung der Waldungen und häufige Auseinandersetzungen zwischen den Behörden der Markgrafschaft und den Gemeinden. Zu diesem Kapitel wird noch an anderer Stelle mehr zu sagen sein. Das Erz mußte, da Wege nicht vorhanden waren, mit Eseln und Mauleseln von den Erzgruben zum sog. Platzhof auf der Scheideck gebracht werden, hier wurde es vom verpflichteten Platzknecht gemessen und abgenommen, und von da transportierten es dann die Hausener Fuhrleute anfangs ebenfalls mit Eseln, später mit Pferdefuhrwerken, nach dem Eisenwerk.

## Löhne, Gehälter und soziale Einrichtungen

Das äußere Bild des eigentlichen Dorfes veränderte sich nach der Aufnahme des Betriebes im Eisenwerk zunächst nur wenig, denn die Werksangehörigen, auch Laboranten genannt, wohnten zum größten Teil „ufem Bergwerch“ in den „Laborantenhäusern“, die ja heute noch, allerdings moderner ausgebaut, Wohnzwecken dienen. Auch das von Hebel oft erwähnte „Herehus“ war mit dem Eisenwerk „ufem Bergwerch“ entstanden. Es bildet heute zweifellos noch das stolzeste Wahrzeichen aus jener für das Dorf und für die ganze Markgrafschaft bedeutsamen Zeit des Eisenwerks, doch

kann der Kundige die Spuren des Eisenwerks auch noch an vielen andern Stellen finden; so vor allem sind die alten „Laborantenhäuser", dann die verschiedenen heute Lagerzwecken dienenden „Choleschüüre", Magazine und eine Reihe weiterer Gebäulichkeiten noch sichtbare Ausläufer der Eisenwerkszeit. Auch der „Heregarte" und der Auslaufkanal zur Wiese sind Zeugen jener Zeit. Nur die herrliche große Linde, an deren Aesten Hebel im Geist seinen alemannischen Blumenkranz im Winde spielen ließ, ist nicht mehr; ihr ist an anderer Stelle ein Nachruf gewidmet.

Mancherlei neue Verdienstmöglichkeiten wurden den Dorfbewohnern durch das Eisenwerk erschlossen, sowohl im Werk selbst, wie auch im Außenbetrieb. Schon die älteren Dorfbuben konnten auf dem Werk durch Kohlentragen, Erzsteineklopfen und dergl. Dienste einige Kreuzer verdienen. Dem kleinen Hanspeter soll es ja eine besondere Freude bereitet haben, daß er auf diese Weise seinem treu sorgenden und sparsamen Mütterlein einige verdiente Kreuzer vom „Bergwerch" heimbringen konnte. Man wird auch kaum fehl gehen, wenn man in dem Büble, dem der Schmelzer „'s Pfiifli" wegnimmt, den kleinen Hanspeter sieht:

„Doch fangt e Büebli z'rauche a,
Und meint, es chönns, as wie ne Ma,
Se macht der Schmelzer churze Bricht,
Und zieht em 's Pfiifli usem Gsicht."

Er keit's ins Füür und balgt derzue:
„Hesch's au scho glehrt, du Lappi du!
Suug am e Störzli Habermark!
Weisch? Habermark macht d'Buebe stark!"

Durch das Eisenwerk wurde eine wesentlich andere Schichtung der Bevölkerung herbeigeführt. Neben den Werksangehörigen siedelten sich auch manche Huf-, Nagel-, Ketten- und Rinkenschmiede im Dorf an; auch in den Orten der Umgegend waren diese Handwerker stark vertreten und namentlich die Nagelschmiede waren noch bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in der ganzen Gegend stark vertreten. Die Handwerksbetriebe der Schmiede waren gute Abnehmer des Hausener Eisens, sie nahmen einen wesentlichen Teil der Erzeugung auf. Zu ihnen kam dann noch der Gottschalksche Drahtzug in Schopfheim[1]) als guter Inlandskunde, er nahm dem Hausener Werk allein jährlich 800—1000 Zentner Eisen ab.

Was die Löhne und Gehälter im Eisenwerk betrifft, so waren sie nach heutigen Begriffen recht niedrig, doch läßt sich das Einkommen von damals nicht einfach schematisch mit dem heutigen vergleichen, da die Unterschiede in den Lebensbedingungen und Lebensgewohnheiten zu verschieden sind. Gemessen an der damaligen Lebenskultur und den Lebenshaltungskosten dürfte die Kaufkraft der Löhne und Gehälter durchaus nicht immer wesentlich geringer gewesen sein als heute. Zweifellos lebte ein großer Teil der Werksangehörigen recht anspruchslos und sparsam. Die heutige ältere Generation

[1]) Er ist 1834 stillgelegt worden.

in Hausen erinnert sich noch an manchen der letzten Hammerschmiede und sonstigen Werksangehörigen des Eisenwerks, der zwar keine Reichtümer angesammelt, aber immerhin es zu solidem Wohlstand gebracht hatte. Der bestbezahlte Lohnarbeiter des Werks war der Schmelzer, das wissen wir schon aus Hebels Gedicht:

„Am Zahltag teiltisch doch mit keim;
Und bringsch der Lohn im Nastuech heim,
Se luegt di d'Marei fründli a,
Und seit: „I ha ne brave Ma!"

Aus einer Rentabilitätsberechnung vom Jahr 1750 sind folgende jährlichen Gehälter und Löhne zu ersehen:

| | | |
|---|---|---|
| Faktor (Betriebsleiter) einschl. der ihm aus dem Kantinenbetrieb zustehenden Zuwendungen | 355 | Gulden |
| Ein Schmelzer | 200 | " |
| Ein Werkszimmermann | 156 | " |
| Ein Platzknecht | 130 | " |
| Ein Erzmesser (auf dem Waldplatz) | 75 | " |
| Zwei Aufsetzer beim Schmelzofen zus. | 249 | " |
| Ein Ofenknecht | 140 | " |
| Ein Schlackenschürger und Schl.-brecher | 130 | " |
| Ein Nachtwächter | 78 | " |

Da der Betrieb seine Erzeugungsstärke besser ausnutzen sollte, wurden in der erwähnten Ertragsberechnung angefordert ein Bergwerksdirektor, ein Scribent und ein Magaziner, für die zusammen 1060 Gulden als Aufwand jährlich angeführt werden. Der Kontrolleur erhielt jährlich 150 Gulden. Aus dem Jahr 1733 gibt der „Sonderabdruck aus der Zeitschrift der Geschichte des Oberrheins" Löhne an: Für den Hammermeister wöchentlich 5 Gulden 35 Kreuzer, für Hammerschmiede 4 fl. 37½ kr., für Zainschmiede 8 fl. 20 kr., für Rennschmiede 4 fl. 39 kr.

Der Oberfaktor behauptete, in der Eisenindustrie ganz Europas würden keine so hohen Löhne gezahlt. Die Arbeiterschaft war aber nicht der gleichen Meinung; sie erlitt auch bedeutenden Lohnausfall, da der Betrieb in wasserarmer Zeit und bei starkem Frost ruhte, was jährlich mehrere Wochen ausmachte. Aussetzen mußten die Arbeiter aber auch oft, wenn der Absatz stockte, oder Holzkohlen und Erz fehlten. Unter zu niedrigen Löhnen litt sogar zeitweise die Güte des Eisens, wie aus Beschwerden der Kundschaft hervorging. Verschlimmert wurde die Lage auch öfter, wenn Mißernten oder andere Naturkatastrophen die Lebensmittelpreise sprunghaft in die Höhe trieben, die Löhne aber auf dem alten Stand gehalten wurden. In solchen Fällen gewährte die Verwaltung lieber kleine Sonderzulagen, denn einmal erhöhte Löhne seien, so meinte sie, schwer wieder auf einen niedrigeren Stand herunterzubringen.

Sozialgesetze im heutigen Sinne gab es damals natürlich noch nicht, doch können schon hier einige interessante Ansätze dazu festgestellt werden. Für Zeiten der Arbeitslosigkeit, dann auch für Notfälle, die aus Unfällen oder

Krankheiten resultierten, war eine besondere Werkskasse, die sog. Bergwerksbüchse, bereitgestellt, in die sowohl die Werksangehörigen wie auch die Verwaltung Beiträge abführten. Markgraf Karl Wilhelm verfügte am 18. Juli 1718, daß jeder Beschäftigte in den Bergwerken der Markgrafschaft vom Gulden Arbeitslohn einen Kreuzer in die Armenbüchse abzuführen habe. Aus dieser Sonderkasse, deren Einlagen allerdings nie groß waren, erhielten Werksangehörige bei Arbeitslosigkeit, Krankheit, Unfall, oder aus andern Gründen in unverschuldete Not Geratene, kleine Unterstützungen Die heutige vorbildliche Sozialgesetzgebung Deutschlands hatte demnach bereits in den markgräflichen Armen- oder Bergwerksbüchsen bescheidene Vorläufer.

## Weitere Verpachtungen

Auch nach Löwel, dessen eigensüchtige Betriebsführung und Mißachtung der Vertragsbestimmungen die vorzeitige Lösung des Pachtvertrages zur Folge hatte, blieb das Kapitel Verpachtungen ein recht wechselvolles. Vor allem aber kann an der Geschichte der Markgräfler und vorderösterreichischen Eisenwerke das Elend der inneren staatlichen Zerrissenheit Deutschlands an abschreckenden Bildern abgelesen werden. So fehlte es z. B. in den 3 Werken der Markgrafschaft im Oberland oft am nötigen Kohlholz, die vorderösterreichischen Werke Wehr, Albbruck, Staufen und Kollnau dagegen hatten meist genügend Kohlholz, aber kein oder zu wenig Erz. Oesterreich sperrte zeitweilig die Holzausfuhr ins Markgräflerland, um den Markgrafen zu zwingen, die vorderösterreichischen Werke im Austausch mit Kohlholz mit Erz und Masseln zu beliefern. Es kam schließlich auch zu diesbezüglichen Abmachungen. In den Streit um Holz und Kohlen spielten oft auch die klösterlichen Rechte und Besitzinteressen von St. Blasien, St. Trudpert und der Commende Beuggen hinein, über deren Einsprüche sich jedoch Oesterreich hinwegsetzte; die Klöster konnten es nicht hindern, daß ihre Waldungen zusammengehauen wurden.

So hatten sämtliche im oberbadischen Gebiet gelegenen Eisenwerke unter sich einen recht unerfreulichen Wettkampf zu führen, obwohl ihnen auf dem ausländischen Eisenmarkt das französische Eisen aus Lothringen, das viel billiger war, schwere Konkurrenz machte. Den Oberländer Werken der Markgrafschaft kam jedoch der gute Ruf ihres Eisens zu statten, namentlich das Hausener Eisen galt bei den vorwiegend schweizerischen Großabnehmern, aber auch bei den einheimischen Schmieden als das hochwertigste. Konnten, wenigstens zeitweise, erhebliche Ueberschüsse aus den Werken herausgeholt werden, so war dies lediglich auf die gute Qualität des erzeugten Eisens zurückzuführen. Eine wirklich rationelle Ausnutzung der Werke ließ sich aber auf dem schwammigen Boden der zwergstaatlichen Desorganisation nicht erzielen. Doch kehren wir wieder zu den Verpachtungen zurück.

Nach Löwels Einsperrung verpachtete der Markgraf die Werke Hausen, Kandern und Badenweiler an den Bergrat Joh. Heinrich F r i e d aus Colmar. Ihm wird nachgesagt, daß er die Werke in gutem Zustand hielt, jedoch die Werksangehörigen schlecht behandelte. Im Januar 1700 wurden die 3 Oberländer Werke an eine Gesellschaft von Schaffhausener Herren verpachtet, die unter Führung eines Joh. Heinrich H o r n stand. Diese Gesellschaft nahm die drei Werke, dazu dann auch noch das Pforzheimer Eisenwerk auf 9 Jahre in Pacht. Kriegswirren machten schon bald Pachtzinsnachlaß notwendig. Aber auch die Gesellschafter führten unter sich einen heftigen Streit, die Hauptschuld wird dem Direktor S a h l e r zugeschoben, der gleichzeitig Pächter des Wehrer, also eines vorderösterreichischen Eisenwerkes war. Er soll verstanden haben, 7000 Gulden Betriebskapital aus den Werken des Markgrafen herauszunehmen und in sein Wehrer Werk zu stecken. Auch hier offenbart sich wieder der Irrsinn der Kleinstaaterei. Die übrigen Gesellschafter sollen sich viel Mühe gegeben haben, die Werke wirtschaftlich zu betreiben, der Erfolg blieb ihnen jedoch versagt. Der Pachtvertrag wurde aufgelöst, nachdem die Pächter 13 000 Gulden verloren hatten.

Von Johanni 1704 ab kommen die Markgräfler Werke dann in die Pacht des B a s l e r Bürgers Achilles L e i ß l e r, dessen Vater, Franz Leißler, Bankier war in B a s e l. Leißler pachtete die 4 Werke (das Pforzheimer also mit) zunächst auf 6 Jahre. Unter dem neuen Pächter kamen die Werke in Aufschwung, wenigstens so lange das nötige Kohlholz und Erz für den Vollbetrieb zu beschaffen war. Die Beamten des Markgrafen rieten diesem nach Ablauf der Pachtzeit, die Werke in Selbstbewirtschaftung zu nehmen; sie hofften auf diese Weise die gute Konjunktur besser zu Gunsten des Markgrafen ausnutzen zu können. Doch der damalige Markgraf K a r l war in großer Geldnot. Er beauftragte seinen Rötteler Landvogt von G e m m i n g e n und den Kammerdirektor W e i m a r n bei Bankier Leißler zu sondieren, ob dieser zur Hergabe eines Darlehens in Höhe von 40 000 Gulden bereit wäre. In dem „Sonderabdruck aus der Z. f. d. G. d. O." wird gesagt, das Geld sei zum Teil für eine Reise nach Venedig verwendet worden. Nach dem Darlehensvertrag aber wurde das Geld benötigt zur Sanierung der Finanzen. Es wird da gesagt, die Kapitalaufnahme war notwendig

> „zu Abfertigung einiger unserer Diener, Stillung der Krämer und Handwerksschulden, Zahlung obliegender fürstl. Deputaten, Erkaufung benötigter Naturalien und anderer ohnvermeidlicher präſtationen ... umb uns gleich anfangs unserer Regierung in einem regulierten Stand zu setzen . . ."

Zu der 40 000 Gulden-Anleihe kam 1711/12 eine weitere von 20 000 Gulden, ebenfalls von Leißler, Basel, dem 5% Zinsen und günstige Pachtbedingungen eingeräumt wurden. Als Sicherheit für das Kapital wurden die 3 Oberländer Werke als Pfand gegeben, und zur besonderen Sicherung des Zinsendienstes verpfändete der Schuldner dem Gläubiger die Zehnteinkünfte in Haltingen und Oetlingen. Im Jahre 1718 lief der Pachtvertrag mit Leißler

ab; der Markgraf entschloß sich nun doch, die Werke in Selbstbewirtschaftung zu nehmen und Leißler gab sich damit zufrieden, obwohl er noch ein Guthaben hatte von 32 000 Gulden. Er habe mit den Werken großen Verdruß gehabt, behauptete Leißler.

## Einrichtung einer Gewehrfabrik

Die Hoffnung, es lassen sich durch die Selbstbewirtschaftung höhere Ueberschüsse aus den Werken des Markgrafen herausholen, erfüllte sich vorerst nicht. Es fehlte an den kaufmännischen Erfahrungen der Privatwirtschaft, außerdem erhielten die Schweizer Großabnehmer das lothringische Eisen zu billigsten Preisen und die Oberländer Werke waren aus Konkurrenzgründen gezwungen, oft mit Verlust zu verkaufen. Dann fehlte auch das Betriebskapital und wieder wandte sich der Markgraf an den Basler Bankier Leißler, der die Abnahme von 12 000 Ztr. Eisen zusagte, aber zu einem Preis, bei dem die Werke beim Zentner mindestens 45 kr. Verlust hatten. Die Geldnot zwang aber zur Annahme auch ungünstiger Bedingungen.

Um aus der dauernden Geldkrise herauszukommen, versuchte es die Betriebsführung der Werke mit neuen Fabrikationszweigen. So wurde im Jahr 1719 im Hausener Werk eine Rohrschmiede eingerichtet, um glatte und gezogene Läufe für Kommisflinten, Jagdgewehre, Stutzen und Pistolen herzustellen. Diese Waffenmacherei erwies sich jedoch bald als Fehlgriff, denn die Konkurrenz lieferte viel billiger. Ein Beispiel: Der nach Hausen geholte Karlsruher Büchsenmacher verlangte für das Anbringen einer Bayonettvorrichtung und für das Schiften allein 2 Gulden und 20 Kreuzer, während Suhler Flinten frei Karlsruhe für 2 Gulden und 45 Kreuzer zu haben waren. In unserer Zeit, da alle Staaten rings um Deutschland hochgerüstet sind, während Deutschland sich erst wieder eine seiner Größe und Lage entsprechende Aufrüstung zu sichern suchen muß, mutet es sonderbar an, daß in einem Bericht die Unwirtschaftlichkeit der Gewehrfabrikation in Hausen u. a. so begründet wird:

> „Nachdem bei den jetzigen Friedenszeiten in Deutschland wenig Kauf um diese Ware ist, mithin die Suhler, Smalkalder, Bruntruter und Niederländer ihre Läufe fast um ein Stück Brot, soviel die Arbeit betrifft hinweggeben . . .“

Nach genauen Berechnungen der Sachverständigen wurden die Selbstkosten im Durchschnitt für eine fertige Schießwaffe für das Hausener Werk mit 4 Gulden und etwas über 17 Kreuzer festgestellt, während, wie schon erwähnt, Suhler Flinten frei Karlsruhe für 2 fl. 45 kr. zu haben waren. (Der Markgraf hatte mit sachverständigen Büchsenmachern Verhandlungen führen lassen, welches Ergebnis die Fertigstellung der Waffen haben könnte.) Unter den gegebenen Umständen war es wohl das Klügste, diesen Zuschußbetrieb wieder stillzulegen; schon im Jahr 1721 wurde die Gewehrmacherei auf-

gegeben und die Rohrschmiede zu einer Zainschmiede umgebaut. Hebel mochte von diesen fehlgeschlagenen Versuchen gewußt haben, als er die Verse niederschrieb:

„Wie gieng's im brave Hamberchsma?
's mueß jede Stahl und Jise ha;
Und mueß der Schnider d'Noble ge,
Sen isch's au um sie Nahrig gscheh.

Und wenn im früeihe Morgerot
Der Buur in Feld und Fuhre stoht,
Se mueß er Charst und Haue ha,
Sust isch er e verlorne Ma.

Zuem Broochc bruucht er d'Wägese,
Zuem Meihe bruucht er d'Sägese,
Und d'Sichle, wenn der Weize bleicht,
Und s'Messer, wenn der Trübel weicht.

So schmelzet denn, und schmiedet ihr,
Und dankich Gott der Her derfür!
Und mach en andere Sichle drus,
Und was me bruucht in Feld und Hus!

Und numme keini Sebel meh!
's het Wunde gnueg und Schmerze ge.
's hinkt mengge ohni Fueß und Hand,
Und mengge schloft im tiefe Sand.

Kei Hurlibaus, kei Füsi meh!
Mer hen 's Lamento öbbe gseh,
Und ghört, wie's in de Berge chracht,
Und Aengste gha die ganzi Nacht.

Und glitte hemmer, was me cha;
Drum schenket i, und stoßet a:
Uf Völker-Fried und Einigkeit
Von nun a bis in Ewigkeit."

Es ist nicht anzunehmen, daß der Dichter nur in der Erinnerung an die fehlgegangene Gewehrmacherei im heimatlichen Eisenwerk ein Friedenstäubchen hochfliegen ließ, es dürfte vielmehr noch ein anderes Motiv die friedensfreundlichen Verse veranlaßt haben. Hebel war im Herbst 1796 in Haltingen Augen- und Ohrenzeuge, als die Franzosen von ihren Artilleriestellungen aus bei der Schusterinsel eine Kanonade gegen die Kaiserlichen donnerten. Das war „sellemols, wo Anno sechsenünzgi der Franzos so uding gschosse het." Auch auf der Heimreise nach Karlsruhe sah und hörte Hebel gar vieles von den Greueln des Krieges, die ihm dann bei der Niederschrift der Friedensverse im Gedicht „Der Schmelzofen" wieder ins geistige Blickfeld getreten sein mögen.

Wie schon erwähnt, wurde die Gewehrmacherei im Jahr 1721 wieder eingestellt, aber noch 1723 waren große Posten unverkaufter Läufe vor-

handen.[1]) Mit Verlusten fand die Ware Absatz, nur die Kommisläufe wollte niemand. Da wurde der Gedanke erwogen, sie an die waffenlosen Untertanen der Herrschaften Rötteln und Badenweiler abzugeben, doch wurde der Plan wieder fallen gelassen, weil befürchtet wurde, es könnte das Wildern stark zunehmen. Demnach hat es in der Markgrafschaft außer Zundelfrieder und Komp. auch noch manche andere Liebhaber von billigen Hasen- und Rehbraten gegeben.

Statt die Eisenwerke in der Selbstbewirtschaftung nach käufmännischen Grundsätzen zu leiten, wurden sie offenbar von der Karlsruher Regierung als die Hennen betrachtet, die auch dann noch immer goldene Eier legen sollten, wenn ihnen das nötige Futter vorenthalten wurde. Mochte die Verwaltung noch so tüchtig sein, die Karlsruher Geldnöte erschwerten dauernd eine geordnete Betriebs- und Geschäftsführung. Keinerlei Rücklagen konnten gemacht werden, ja selbst die Betriebsmittel zur Befriedigung der laufenden Verpflichtungen wurden den Werken nicht immer belassen. So zog Karlsruhe einmal in einunddreiviertel Jahren nicht weniger als 60 000 Gulden aus den Oberländer Werken, so daß diese nicht einmal mehr ihre Arbeiter, geschweige ihre Lieferanten bezahlen konnten. Infolge des Fehlens von Betriebskapital mußten zeitweise sogar einzelne Betriebszweige stillgelegt werden.

Der Schweizer Geschäftswelt, die als Hauptabnehmer des Eisens aus den Markgräfler Werken in Frage kam, war die Karlsruher Geldnot wohlbekannt; sie suchte natürlich auch ihren Vorteil daraus zu ziehen. Schweizer und vor allem Basler Geschäftsleute und Bankiers springen dauernd helfend ein als Geldgeber und als Großabnehmer. Besonders die Witwe des Basler Bankiers Peter Ochs tritt als Geldgeberin hervor. Ihr Guthaben an Baden belief sich im Jahr 1721 auf 46 000 Gulden; 1723 waren die Vorschüsse auf abzunehmendes Eisen sogar auf 70 000 Gulden gestiegen. Im Auftrag der Witwe Ochs hatte die Basler Eisenhandlung Heußler und Zäßlin den Vertrieb des Eisens der Markgräfler Werke in der Schweiz übernommen, soweit das Eisen nicht im Markgräflerland selbst Absatz finden konnte. In der Schweiz war aber immer stärker mit der Konkurrenz des französischen Eisens zu rechnen.

In Karlsruhe sah man ein, daß es mit den Werken auf der bisherigen Grundlage abwärts gehen mußte. Zum Glück setzte aber im Jahr 1723 ein recht guter Geschäftsgang ein, der mehrere Jahre anhielt. Das Markgräfler Eisen hatte in der Schweiz und in Oesterreich einen weit besseren Ruf als das französische; es fand guten Absatz, so daß die aufgenommenen Vorschüsse an Ww. Ochs vorübergehend fast ganz zurückerstattet werden konnten, immerhin hatte sie bei Ablauf des Vertrags (1727) wieder eine Forderung von über 44 000 Gulden.

---

[1]) Im Sonderdruck aus der „Z. f. d. G. d. O." werden genannt 869 Stück Kommisläufe, 96 St. gewöhnliche Flintenläufe, 3 Stutzenläufe und 83 Pistolen.

## Von der Selbstbewirtschaftung wieder zur Verpachtung

Noch einige Jahre wurden die Oberländer Werke unter schwierigsten Verhältnissen in der Selbstbewirtschaftung weitergeschleppt; dann entschloß sich der Markgraf wieder zur Verpachtung. Das Hausener Werk wurde im Jahre 1736 auf 6 Jahre an Samuel Burckhardt, Basel, verpachtet, der auch Pächter des Eisenwerks in Wehr war. Burckhardt war es gelungen, durch große Holzkäufe in den Waldungen St. Blasiens das erforderliche Kohlholz zu sichern. Der Markgraf zeigte sich dadurch erkenntlich, daß er dem Hausener Werk manche Vergünstigungen einräumte, so erhielt das Werk in Hausen von den jährlich geförderten rund 39 645 Kübeln Erz 24 000 zugewiesen, während die beiden andern Werke in Kandern und Badenweiler sich mit dem Rest begnügen mußten. Dem Kollnauer Werk wurde, trotz der Fürsprache Oesterreichs, die Lieferung von Markgräfler Erz abgeschlagen, es sollte die starke Betreibung des Werkes in Hausen nicht gestört werden.

Burckhardts Zeit scheint für Hausen den besten Geschäftsgang gebracht zu haben und gehört jedenfalls zum glücklichsten Abschnitt der Geschichte des Eisenwerks. Der Pachtvertrag wurde denn auch verschiedentlich verlängert. 1738 bekundete Burckhardt den Willen, eine Stahlfabrik einzurichten. Mit der Verlängerung der Pacht erhielt er hierzu auch die Genehmigung, doch durften in der Stahlfabrik nur solche Gegenstände angefertigt werden, die bisher im Lande nicht selbst erzeugt wurden. Bis zum Jahre 1770, mithin bis zur Zeit, da der kleine Hanspeter Hebel als Kind seine starken Eindrücke vom Eisenwerk erhielt und seine ersten Kreuzer verdienen konnte, wurde der Pachtvertrag mit Burckhardt immer wieder erneuert und in diesem Jahr auch auf seinen Enkel Samuel und auf Johann Jakob Merian ausgedehnt.[1]) Welchen Nutzen hat nun der Markgraf als Verpächter aus dem Hausener Werk unter Burckhardt gezogen? Die Pachtsumme (Regale) richtete sich bekanntlich nach der Höhe der Erzeugung. Eine Aufstellung, die vier Jahre (1736/37/38 und 39) umfaßt, weist folgende Pachtbeträge aus:

| | |
|---|---|
| 1736 | 3432 Gulden |
| 1737 | 4539 Gulden |
| 1738 | 6591 Gulden |
| 1739 | 6116 Gulden |
| Zusammen | 20 678 Gulden. |

In der gleichen Zeit hatte aber die Regierung des Markgrafen einen Aufwand für das Hausener Werk:

| | |
|---|---|
| Kohlscheuer | 519 Gulden |
| Sonstige Baukosten | 259 Gulden |
| 3 Paar Blasbälge | 1794 Gulden |
| Noch eine Kohlscheuer und verschiedene Anbauten | 974 Gulden |
| Ein neues Laborantenhaus, das auf 840 Gulden zu stehen kam, dazu verschiedene Wasserbauten zus. | 2092 Gulden |
| Sonstige Anschaffungen, Reparaturen usw. | 1377 Gulden |

[1]) Die Geschichte des Hausener Eisenwerks zeigt, wie stark die geschäftlichen und freundnachbarlichen Beziehungen zwischen Basel und Hausen schon früher waren.

Einschließlich der in Kreuzern angeführten Bruchteile wird ein Gesamtkostenaufwand errechnet von 6238 Gulden, 39 Kreuzern. Dazu kam noch das Einkommen eines Buchhalters aus Gehalt und Naturalien, das in den vier angeführten Rechnungsjahren zusammen 766 fl. 53 kr. betrug; der Gesamtaufwand belief sich somit auf über 7000 Gulden, so daß die Nettopachtsumme sich auf rund 13 674 Gulden, also im Jahresdurchschnitt der vier Jahre auf etwas über 3418 Gulden ermäßigt. Zeitweise war Burckhardt das Werk sogar regalfrei überlassen, so von 1741—1751. Von da ab wurde wieder die übliche Pacht bezahlt, doch durfte Burckhardt jährlich nicht mehr wie 4000 Ztr. Eisen ausschmieden lassen, während er in den vorangegangenen Jahren die Erzeugung bis auf fast 10 000 Ztr. zu steigern verstanden hatte. Bei normal geführtem Betrieb konnte das Hausener Werk jährlich etwa 7000 Ztr. Eisen erzeugen, der Zwang zur Einschränkung war offenbar wieder durch die Kohlholznot bedingt. Als der Waldvogt von Waldshut, Baron von Schönau, das Liefern von Kohlholz nach Wehr und Hausen bei 20 Reichstalern Strafe verbot, glaubte der Vogt von Todtmoos, daß hinter diesem Verbot der Pächter Burckhardt stecke, da diesem bekannt geworden war, daß der Markgraf das Hausener Werk wieder in Selbstbewirtschaftung nehmen wollte. Auf Georgi 1770 wurde denn auch die Pacht gekündigt und das Hausener Werk, wie auch die andern beiden in Kandern und Badenweiler, wieder in staatliche Selbstbewirtschaftung genommen.

Der normale Leistungsgrad des Hausener Werkes war, wie schon bemerkt, 7000 Ztr. jährlich; statt dessen erging jedoch Anweisung, nur 3000 Ztr. Eisen auszuschmieden (Kandern und Badenweiler durften nur 2000 Ztr. erzeugen). Für Hausen war dann die Frage eines Betriebsleiters (Faktor) neu zu regeln. Faktor Fuchs in Badenweiler-Oberweiler und sein im Hausener Werk beschäftigter Bruder empfahlen dem Markgrafen ihren Neffen, einen Sohn des Basler Archivariats und Geheimen Hofrats Herbster. Dieser war bereits in Hausen als Magaziner tätig, stand aber erst im Alter von 22 Jahren. Trotz dieses noch recht jugendlichen Alters wurde Herbster zunächst als Unterfaktor und am 28. Januar 1777 als eigentlicher Faktor berufen; er war somit verantwortlicher Leiter des Hausener Werkes geworden.

Als Faktor bezog Herbster ein Gehalt von jährlich etwa 350 Gulden. Im Jahr 1776 hatte er eine Eingabe gemacht, worin er u. a. um pachtweise Ueberlassung der Werkswirtschaft ersuchte. In einer beigefügten rechnerischen Aufstellung bezifferte er den jährlich zu erwartenden Ueberschuß auf 299 Gulden, 30 Kreuzer. Die Werkswirtschaft wurde Herbster zum jährlichen Pachtzins von 150 Gulden überlassen, doch scheint der Umsatz und die Ueberschußrate nicht den Erwartungen entsprochen zu haben, wenigstens war schon nach einem Jahr eine Ermäßigung der Pachtsumme um 60 Gulden notwendig.

Bei der Uebernahme des Werkes in Selbstbewirtschaftung mußte der Markgraf zunächst wieder ziemlich hohe Aufwendungen machen für bauliche und betriebliche Zwecke. Wie bei Verpachtungen derart großer Vermögens-

objekte und wertvoller Wirtschaftsbetriebe kaum anders erwartet werden konnte, waren die Gebäulichkeiten aufs äußerste abgenutzt und die technischen Anlagen heruntergewirtschaftet, so daß erst alles mit großen Kosten wieder in Stand zu setzen war. Als Kuriosum sei vermerkt, daß die Belegschaft des Werkes beim Privatunternehmer lieber gearbeitet hat, als beim Staat, während heute im Allgemeinen die gegenteilige Neigung besteht. Die Erklärung ist nicht schwer. Die privaten Unternehmer hatten etwas höhere Löhne bezahlt, als der Staat sie glaubte bezahlen zu können, und da sozialpolitisch auch keine großen Unterschiede bestanden, sehnten sich eben die Arbeiter nach den besseren Löhnen der Privatwirtschaft.

## Großer Kohlholzbedarf und vielstaatliches Durcheinander

Auf die volkswirtschaftliche Unsinnigkeit und nationale Schädlichkeit der Viel- und Kleinstaaterei ist schon wiederholt hingewiesen. Wie viel Volksgut auf diesen Wegen verschleudert wurde, läßt sich nicht mit Zahlen belegen, daß der Schaden enorm war, steht außer Zweifel. Ein Beispiel möge zeigen, welches tolle Durcheinander bei der Kohlholzversorgung herrschte. In einem Bericht über die Weiterverpachtung des Hauseners Eisenwerks an Burckhardt wird die Verlängerung der Pacht u. a. damit begründet, es sei B. gelungen, mit St. Blasien einen Holzliefervertrag abzuschließen, der ihm eine starke Betreibung des Hausener Werkes ermögliche. Das wird als notwendig bezeichnet, da „die diesseitigen Waldungen zu Gersbach und anliegenden Orten" gänzlich zusammengehauen seien. Dann heißt es, daß der Markgraf Holz aus benachbarten vorderösterreichischen Orten, vor allem aus den Waldungen derer von Schönau, von St. Blasien und Todtmoos nicht einführen könne, da Oesterreich (1739) ein Ausfuhrverbot erlassen habe. Der Holzmangel, so heißt es im Bericht weiter, wird dazu zwingen, das Kanderner Werk nur schwach zu betreiben, während das Oberweiler Werk wahrscheinlich stillgelegt und abmontiert werden müsse, wenn die Waldungen der Markgrafschaft nicht völlig ruiniert werden sollten.

Nun hatte Burckhardt geglaubt, in St. Blasien sich genügend Holz gesichert zu haben, doch er klagt in einem Bericht an den Markgrafen, daß dieses für Hausen bestimmte Kohlholz zum Teil von H u r t e r, Schaffhausen, kurzerhand beschlagnahmt und dem von ihm betriebenen Albbrucker Werk zugeführt wurde. Ein anderer Teil des Holzes wurde an L i t s c h g i, den Pächter des Kollnauer Werkes, verkauft, der es aber nicht etwa auf dem Werk verwendete, sondern, wie Burckhardt erklärte, nach Basel flößen ließ, wo er es mit einem Gewinn von einem Gulden am Klafter weiter veräußerte. Was Hurter und Litschgi nicht nahmen, kauften die Herren von S c h ö n a u und der Abt vom K l o s t e r St. B l a s i e n, und Burckhardt hatte das Nachsehen. Er verlangte denn auch in seinem Bericht, daß künftig die „Tractate" geheim gehalten werden müßten und nicht Litschgi davon Kenntnis gegeben werden

dürfe. Offenbar hatte der Pächter vom Kollnauer Werk Wind bekommen von Burckhardts Holzplänen und hat seinem „ausländischen“ Kollegen im Markgräflerland das Holz vor der Nase weggeschnappt.

Immer wieder stößt der Leser auf Hinweise, daß es den Oberländer Eisenwerken oft am nötigen Kohlholz fehlte. Daß mitten im waldreichen Gebiet des Schwarzwaldes es an Holz fehlte, mutet eigentlich in unserer Zeit mit ihrer planvollen Forstwirtschaft sonderbar an, doch ist eben zu bedenken, daß die Verhüttung des Eisenerzes in unseren heimischen Eisenwerken ausschließlich mit Holzkohlen erfolgte.[1]) Bleibt die nachteilige Wirkung der Vielstaaterei außer Betracht, so wird die Kohlholznot trotzdem erklärlich, wenn der riesige Bedarf berücksichtigt wird. Der „Sonderdruck aus der Zeitschrift f. d. G. d. O.“ führt dafür ein lehrreiches Beispiel an. Darnach wurden aus einem Klafter Holz etwa 2/3. Fuder Kohlen gewonnen. Zur Erzeugung von 3000 Ztr. Stabeisen waren 800 Fuder Holzkohlen erforderlich. Nun brauchte das Hausener Werk allein in den Jahren 1779 bis 1788 23 054 Fuder Kohlen; die beiden andern Werke brauchten zwar wesentlich weniger, doch gibt sicherlich schon der Hausener Bedarf einen Begriff davon, wie die Wälder zusammengehauen werden mußten, wenn dauernd genügend Holzkohlen zum Vollbetrieb der Werke herbeigeschafft werden sollten. Eine Nachricht aus dem Jahre 1793 besagt, daß die drei Markgräfler Werke jährlich 8—9000 Klafter Holz brauchten, die Erzeugung von wenigen Tausend Zentnern Eisen habe also den Holznachwuchs von etwa 12 000 Jucherten Wald verschlungen. So wird allerdings die ständige Klage über Holzmangel verständlich und auch die tieferen Ursachen der häufigen Waldstreitigkeiten zwischen den Gemeinden und der Regierung werden hier leicht erkennbar. Von einer planmäßigen Waldwirtschaft, wie sie heute als selbstverständlich gilt, war damals natürlich auch noch keine Rede; so buntscheckig und rückständig die Lage auf dem vielstaatlichen Holzmarkt war, so mangelhaft war auch die Organisation der Waldwirtschaft.

## Das Werk wieder in Selbstbewirtschaftung

Im Ganzen genommen, scheint das Hausener Werk bei der erneuten staatlichen Selbstbewirtschaftung nach dem Weggang des Pächters Burckhardt keine ungünstigen Geschäftsergebnisse erzielt zu haben, wenigstens weisen die Rechnungsabschlüsse in den Jahren nach 1770 recht erhebliche Gewinne aus, wobei allerdings nicht gesagt ist, daß es sich hierbei um wirkliche Ueberschüsse handelte; vermutlich waren sie zum erheblichen Teil nur buchmäßig errechnet. Nicht unerwähnt mag bleiben, daß die drei Oberländer Werke 1776 durch den Kammerpräsidenten von Gayling, den Rechnungsrat Clais und den Ingenieur Ehrhardt einer gründlichen Revision unterzogen wurden. Das

[1]) Mit Steinkohlen wurden zwar auch Versuche gemacht, doch wurden sie bald wieder aufgegeben, denn der Faktor vom Kanderner Werk behauptete, mit Steinkohlen erzeugtes Eisen sei rotbrüchig und daher minderwertig.

Ergebnis wird, alles in allem genommen, als hocherfreulich bezeichnet. Vom Hausener Werk wurde außerdem noch die Feststellung gemacht, daß hier von den drei Werken das beste Eisen erzeugt werde, daß es auch den schwersten Hammer und den geschicktesten Hammerschmied habe.

Auch nach der Jahrhundertwende hat das Eisenwerk noch jahrzehntelang das wirtschaftliche Leben des Hebeldorfes und seiner näheren und weiteren Umgebung befruchtet und manchem „Burger" das Brot gebracht, bis dann die Stillegung des Werkes erfolgte. Längst gehört nun das Eisenwerk der Geschichte an, aber im Gedicht „Der Schmelzofen" ruft es Hebel der Nachwelt stets in die Erinnerung zurück. Es hat auch „'s Bergwerch" dem Dichter ein die Jahrhunderte überdauerndes Denkmal gesetzt, von dem aus Hebel beim Dorfkirchlein in sein Heimatdorf und in die von ihm besungene Heimat schaut. So bleiben Hebel, sein Heimatdorf und das Eisenwerk harmonisch miteinander verbunden bis in fernste Zeiten.

Die Stillegung des Eisenwerks bezw. dessen Verkauf erfolgte im Jahr 1865. Ueber 70 Jahre sind seither vergangen. Nur einige ganz alte Leute der Dorfgemeinschaft vermögen sich aus ihrer Kinderzeit noch an das Eisenwerk zu erinnern. So will denn die gedruckte Ortsgeschichte den kommenden Generationen des Hebeldorfes, wie auch den auswärtigen Hebelfreunden die Möglichkeit bieten, Einblick nehmen zu können in die Geschichte des Eisenwerks, das Hebel in der Dichtung verewigt hat, und das in Hausen und in der alten badischen Markgrafschaft fast 185 Jahre eine bedeutende wirtschaftliche und soziale Rolle spielte.

## Leitende Persönlichkeiten im Eisenwerk

Auf den Schultern der Betriebsführer und sonstigen leitenden Männern des Eisenwerks ruhte eine schwere Verantwortung, ganz gleich ob sie im privatwirtschaftlichen, staatlichen, oder gemischtwirtschaftlichen Betrieb führend waren. In solchen führenden Stellungen waren u. a. als Faktoren, Inspektoren, Großh. Hüttenverwalter usw. tätig:

> Rudolf Roths (1682), Rudolf Rotzler (1687/89), Joh. Friedrich Waßmer (1700), Grieser (1703), Maximilian Schwörer (1707/13), Simon Wehrer (1714), Barthollomäus Seufert (1720), Jeremias Zorn (1742), Jakob Fuchs (1768), Fr. Ludwig Voltz 1799, Hammerassessor), Johann Jeremias Herbster (1770/1802 und nach ihm ein Sohn bis 1822. Es waren in dieser Zeit zwei leitende Beamte angestellt), Creuzbauer (1805), Karl Eduard Böckh (1826/53), Rudolf Gysser (1854), Frank (1864)/65), Gg. Friedrich Behringer, Platzmeister (1855/60)

Von 1806 ab ist in der Amtssprache nicht mehr von dem Eisenwerk oder Bergwerk, sondern vom ärarischen Hüttenwerk und von der Großh. Hüttenverwaltung die Rede. Der geschichtliche Ausgangspunkt für die Aenderung des Firmenschilds ist den Lesern zweifellos in Er-

innerung, gleichwohl dürften einige stichwortartige Hinweise willkommen sein. Im Jahre 1789 kam es bekanntlich zum Ausbruch der großen französischen Revolution, die dann in die napoleonischen Kriege führte. Damit war auch für die friedliche Bevölkerung der angrenzenden badischen Markgrafschaft wieder eine Zeit der Sorgen und der Unruhe angebrochen. Die Furcht, die Franzosen könnten das Land überfallen, wurde immer größer, daß sie begründet war, lehrten die Ereignisse nur zu deutlich. Als es zwischen Frankreich und Oesterreich zum Krieg gekommen war, setzten im Jahre 1796 große französische Heeresmassen bei Hüningen über den Rhein. Im Juli wurde das Markgräflerland mit Einquartierungen heimgesucht und schwer waren die Opfer und Leiden der Bevölkerung. Wohl warfen die Oesterreicher unter Erzherzog Karl in siegreichen Gefechten bei Emmendingen, Waldkirch und Schliengen (19. und 24. Oktober) die Franzosen zurück; nach einem kurzen Gefecht bei Zell wurden diese auch aus dem Wiesental vertrieben, doch die Bevölkerung litt weiter sehr unter den Einquartierungs- und Kriegslasten.

Anläßlich eines Besuches in Lörrach wurde bekanntlich auch Hebel in den Kriegsstrudel hineingerissen, auch er suchte vorübergehend Schutz in der nahen Schweiz, und gar respektvoll lobte Hebel später die Schweizer Miliz, die ruhig und fest stand, wie die Berge der Eidgenossenschaft. Als Augen- und Ohrenzeuge erlebte dann der alemannische Heimatdichter im kaiserlichen Hauptquartier in Haltingen die Kanonade der Franzosen bei der Schusterinsel gegen die Kaiserlichen. Jene Ereignisse wetterleuchten in manchen Briefen und Gedichten Hebels nach, so u. a. im „Schmelzofen" und auch im Gedicht „Der Storch":

„. . . Was bringsch denn Neus us Afrika?
Sie henn gwiß au so Umständ gha
und d'Büchse gspannt und d'Säbel gwetzt
und Freiheitsbäum vor d'Chilche gsetzt?

Um das hättsch über Land und Meer
nit reise dörfe hi und her
vom Rhiistrom bis in Afrika;
de hättsch's jo in der Nöchi gha . . ."

In Frankreich stieg der Korse Napoleon Bonaparte zu immer größerer Macht empor. Ihm war das Kriegsglück günstig, bis er 1812 in Moskau, 1813 bei Leipzig und 1815 bei Waterloo scheiterte und schließlich als Verbannter auf der einsamen Insel St. Helena ein qualvolles Ende fand. Mit Napoleon hatte Oesterreich im Jahre 1801 den Frieden von Luneville geschlossen. Der badische Markgraf hatte die Neutralität gewahrt. Dafür wurde er zum Kurfürsten erhoben und erhielt bedeutenden Gebietszuwachs. Es kam zum unrühmlichen Rheinbund, dem der Kurfürst beitrat. Badens Söhne bluteten für den Korsen, der sich inzwischen zum Kaiser der Franzosen ausgerufen hatte. Der Kurfürst erhielt weiteren Gebietszuwachs und wurde zum Großherzog ernannt (1806). Es spielte sich in der napoleonischen Zeit

ein schwarzes Kapitel der badischen Geschichte ab, immerhin war mit der Zwerg- und Vielstaaterei etwas aufgeräumt. Aus der Vielheit der vorderösterreichischen und markgräflichen Eisenwerke entstanden die Großh. badischen Hüttenwerke unter einheitlicher Leitung.

## Großh. Hüttenverwalter Eduard Böckh

Unter den leitenden Persönlichkeiten des Eisenwerks waren zweifellos eine ganze Reihe hervorragender Männer, deren Tüchtigkeit dem Werk großen Nutzen brachte, deren soziale Stellung und höhere Bildung aber auch außerhalb des Werkbetriebs, vor allem im gesellschaftlichen Leben des Dorfes, sich vorteilhaft auswirkte. Wenn nun Hüttenverwalter Böckh besonders hervorgehoben wird, so sind hierfür verschiedene Gründe maßgebend. Die Leser erinnern sich, daß Herr Böckh z. B. bei der Erwerbung des Hebelhäuschens durch die Schopfheimer Lesegesellschaft eine bedeutsame Rolle spielte und die Bürgschaft für die Kaufsumme übernommen hat. Es darf angenommen werden, daß er es war, der die Anregung zum Ankauf gab, als im Jahr 1850 dem Hebelhäuschen die Veräußerung auf dem Gantweg drohte.

Ein besonderes Verdienst hat sich Herr Böckh ferner dadurch erworben, daß er den mehrstimmigen Gesang bei der Werksgemeinschaft des Eisenwerks einführte.

27 Jahre war Herr Böckh der verantwortliche Betriebsführer des Hausener Eisenwerks; er hat das Vertrauen der Großh. Regierung in hohem Maße besessen. Böckh war geborener Lörracher und somit im Boden des Markgräflerlands verwurzelt. Ein Enkel von ihm lebt heute als Oberstleutnant a. D. in Schiltach (bad. Schwarzwald). Durch dessen freundliches Entgegenkommen ist es möglich geworden, näheres über den Lebenslauf des verdienstvollen Großh. Hüttenverwalters Böckh in Erfahrung zu bringen. Karl Eduard Böckh (geb. 27. 11. 1800) war der Sohn des Fabrikanten und Buchhalters Karl Christoph Böckh in Lörrach und dessen Ehefrau Wilhelmina geb. Gmelin.[1]) Gestorben ist Karl Eduard Böckh im Jahr 1859 als Großh. Bad. Kreiskassierer in Mannheim.

Seine schulische Ausbildung genoß Böckh im Lörracher Pädagogium, ferner in einem franz. Institut im Elsaß und in der welschen Schweiz. Später erlernte er die Kaufmannschaft. 1819 trat Böckh in den Dienst der Großh. Hüttenverwaltung Albbruck, wurde 1823 als Kassenführer in die Bergwerks-Inspektion Münstertal berufen und dann 1826 in gleicher Eigenschaft zur Großh. Hüttenverwaltung Hausen versetzt. Von 1831 bis 1853 war Herr Böckh als Verwalter des Hausener Hüttenwerks tätig. 1855 wurde er als Kreiskassierer nach Mannheim berufen. Verheiratet war

[1]) Sie stand im nahen Verwandtschaftsverhältnis zu Karl Christian Gmelin, der ein sehr bekannter und mit Hebel befreundeter Botaniker war.

Böckh mit Luise Maria geb. G e r w i g , einer Tochter des damaligen Sulzburger Stadtpfarrers Gerwig, der aus Karlsruhe gebürtig war. 1842 erwarb Böckh das Bürgerrecht in Lörrach.

Böckhs Hochzeit fand im Jahr 1827 in Sulzburg statt. Beim Einzug ins „Herehus" im Hebeldorf harrte des jungen Paares eine angenehme Ueberraschung. Als Hochzeitsgeschenk hatte nämlich die Belegschaft des Hüttenwerks mancherlei nützliche Gebrauchsgegenstände für Küche und Garten gestiftet, die durch Kinder der Belegschaft feierlich überreicht wurden. Die kleinen H e b e l i a n e r wählten natürlich die p o e t i s c h e Form der Uebergabe. Die Verse sind überliefert, wer sie gedichtet hat, ist nicht bekannt. Mit einem herzlichen „Gottwilche" fängt das Gedicht an, dann wurde jeder Gabe eine poetische Würdigung gegeben, nachdem die jugendlichen Spender dem jungvermählten Paar bekanntgegeben hatten:

„Doch chömmemer just nit so leer,
das müen Ihr jo nit denke;
Euch, liebi Frau, Euch, liebe Her,
wenn mir au öbbis schenke!"

Ein Wasserkübel, ein Bund Kochlöffel, ein Salzbüchsle, ein Besen, eine Bürste, ein Korb und Rechen, das waren die Hochzeitsgaben, die dem ins „Herehus" einziehenden Ehepaar von den Belegschaftskindern feierlich übergeben und jeweils mit einem witzigen Vers umrankt wurden. Schließlich babbelten die Kinder gar drollig weiter:

„Jetzt sin der zwar no Euer Zwei,
do bruucht me nit gar z'spare;
doch aller gute Ding sin d r e i ,
— der werdets scho erfahre. —

Drum chunnt au 's Best erst hintedri:
Ne Düpfi zue der Babbe.
E Löffeli lit au derbi,
Me git's de chleine Grabbe.

Zuem Schluß: Mer wünsche Euch nüt meh,
aß Glück und Gottes Sege!
Gar höfli sagemer Adje!
Und göhn jetz eusi Wege."

---

# Husemer Allerlei

## Die großi Stadt

Alti Bäum verſetzt me nit, ſi gwöhne ſi nümme an neui Lebensbedingunge und gönge hi, wämes usmacht und näume anderſt hi ſetze will. Au der Menſch ſot im Alter kei Wohnſitzwechſel me vor ne, 's iſch 's gſcheitſt, wänn er hocke blibt, wo er hockt. Bſunders aber nach Amerika ſot er nümme uswandere, dänn nomol im Alter e neu Lebe afange, cha me nit, säll iſch naturwidrig. Das hän au ſcho verſchiedeni Huſemer erfahre, die in ihre alte Tage d'Heimet verlo hän, um zue Chindere z'goh in Amerika. Au unter e ſo günſtige Umſtänd iſch es de Alte nit mügli gſi, in der neue Welt z'bliibe, ſie hän wieder müeſſe zruck in d'Heimet, ſunſt wär ihre Lebensbaum gli no ganz düür worde; numme im alte, heimiſche Bode hän e paar Schößlig dra no e zitlang grüeni Blätter triebe.

Zue de Huſemer, die gmeint hän, me chön bi de Chindere in Amerika im Alter grad ſo guet lebe, wie deheim, het der Eichi Frieder ghört, der Vatter vo der Frieda, sällem Großmüeterli, wo jetz im hoche Alter no ſo ſchöni Brief heim ſchriebt uf Huſe. Er het's nit lang usghalte in Amerika und iſch bal wieder zruck cho in ſie alti Heimet. Uf der große Reis und au bim churze Ufenthalt im Wunderland, wie ſi sälli Zit viel Lüt bi eus Amerika vorgſtellt hän, het der Eichi Frieder halt doch recht viel gſeh und erlebt gha.

Er het im Wirtshus gern verzellt vo ſinere Meerfahrt und vo Philadelphia, wo er gſi iſch. Bi ſome Alaß het der Eichi Frieder emol grüehmt, Philadelphia ſeig acht Stund lang und acht Stund breit. Wo e paar vo de Gäſcht höhniſch gſait hän: „He, jetz loſet numme au dohi", het der Amerikaner-Frieder uſenandergſetzt, wie das Größimaß z'verſtoh iſch und het erklärt: „Jä in Philadelphia goht halt d'Stadt au uße an de Hüſer no witer." Säll würd ſtimme, aber der Eichi Frieder hätt's gli ſölle ſage.

## „Jetz bachi aber miſeel nümme ..."

Früeiher het 's Brotbache ufem Dorf faſt durane zue der Huswirtſchaft ghört, 's Bäckergwerb iſch no nit e ſo uf der Höchi gſi, wie hüt. Wo eigeni Brotfrucht pflanzt würd, dört bacht me jo au hüte no ſelber, wer aber 's Mehl mueß chaufe, nümmt au gern 's Brot bim Bäck, 's iſch eifacher und wahrſchiinli nit tüürer, aß wämme ſelber bacht.

Inere Mueter het der Bachtag amig menggerlei Arbet und Sorge brocht, aber die andere Familiemitglieder hän ſi gfreut druf, weniger wäge der ſuure Schweiziſuppe, wo's am Bachtag z'Mittag ge het, aß wäge der Waie, wo me zue der Suppe het chönne wickle. Au d'Mieltſche und bſunders die

schöne gäle Chröpf an de große neubachene Brotlaibe g'schmecke de Dorf-chindere besser, aß de Stadtchindere d'Zuckerbrötli und d'„Bonbons".

Zuem bache mueß me Mehl ha. Säll isch früeiher eso gsi und würd eso bliibe. Aber 's Mehl het emol der Frau Hueber z'Huse (si isch e geboreni Obermaier gsi) gfehlt, wo sie hätt' sölle bache. Scho drei Tag isch d'Hebi gmacht gsi und d'Muelde parat gstande, wer aber mitem Mehl nit chunnt, isch der Müller gsi. Endli isch 's Mehl cho und der Daig het chönne gchnettet werde. Bis er ghebt het und mitem Brotschüssel hätti chönne igschosse werde, wär der Bachofe gheizt gsi, wänn d'Hueberne düür Bachholz gha hätt'.

Aber do isch e neui Störig itrette, 's Holz het numme au gar nit welle brenne. E Wunder isch's nit gsi, dänn grasgrüen Buechehola het euser Lebtig no nie guet brennt, do hilft der Güüsel nüt, wo me zuem afüüre nümmt. Do isch der Hueberne dänn doch d'Geduld usgange und recht niidig het sie gsait: „Nei, jetz bachi miseel nümme, wänn i grüen Holz ha und kei Mehl." 's ischere Ernst gsi, der plogte Frau, und me het's glaubt, aß sie nümme bacht, wänn sie kei Mehl het.

## Der glehrt Bur

Der Oertli Erhardt vo Huse, der nämli, wo bi sim Tod inere dütsch-amerikanische Zitig sone wunderschöne und ehrevolle Noruef kriegt het, isch in de junge Johre, wo er no deheim gsi isch, in die landwirtschaftlichi Schuel gange uf der Hochburg bi Emmedinge. Mengs, wo er dört glehrt gha het, würd em spöter als Farmer in Argentinie z'guet cho si.

Die Gschdutierte het me aber ufem Dorf vo jeher e weng uf der Latt gha, wil me gmeint het, si bilde si i, öbis mehr z'si, aß die andere. Säll cha me ufem Dorf nit verbutze. Der Oertli Erhardt isch aber kein gsi vo sälle, wo die nitgschdutierte Bure über d'Axle aglueget het. Sini Kamerade im Dorf hän em einewäg emol e Streichli gspielt. Ame schöne sunnige Morge isch ufem Nußbaum bis Oertlis, hoch obe, e große Hufe Heu ghanget, dä die junge Bursche in der Nacht ufe gschafft hän. Zuem Heuhufe isch e Plakat ghängt gsi, uf dem in große Buechstabe z'lese gsi isch:

„Het dänn dä Bur au öbis glehrt,
dä 's Heu jetz ufem Nußbaum deert?"

# Hausen und Zell

Im Anschluß an die Geschichte des Eisenwerks ist auch dem nachbarlichen Verhältnis zwischen den beiden Orten Hausen und Zell, die zwar bis 1806 durch eine politische Grenzlinie getrennt waren, aber doch stets regen geschäftlichen und auch geselligen Verkehr miteinander hatten, eine kurze Betrachtung zu widmen, zumal die heutige Gießerei Bernauer längere Zeit zum Hausener Eisenwerk gehört hat, freilich nicht als Gießerei, sondern als Hammerschmiede. Die Geschichte dieser Hammerschmiede war eine recht bewegte; wir entnehmen darüber u. a. Dr. Humperts „Geschichte der Stadt Zell im Wiesental", daß in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts in Zell der Vogt Meinrad Montfort als sehr wagemutiger Unternehmer hervortrat. Er erbat vom Freiherrn von Schönau, der hierfür zuständig war, die Erlaubnis zur Errichtung einer Hammerschmiede, in der altes Eisen umgeschmolzen werden sollte. Trotz behördlicher Genehmigung, kam es, wie Humpert erzählt, wiederholt zu schweren Ausschreitungen, so daß einmal sogar Militär einrückte, um die Bauten zu schützen. Feuersgefahr wurde als Hauptgrund der Gegnerschaft gegen die Hammerschmiede geltend gemacht.

Mit viel Mühe und großen Kosten konnte Montfort schließlich die Hammerschmiede fertigstellen, aber gewalttätige Störungen und Tumulte gab es immer wieder, so daß der Strafrichter eingreifen mußte. Einzelne der Rädelsführer kamen sogar ins Zuchthaus. Die Betreibung des Werkes wurde dann auch durch behördlichen Eingriff unmöglich gemacht. Montfort war aber offenbar nicht der Mann, der sich klein kriegen ließ, er gründete mit seinem Bruder in Zell eine Kottonfabrik mit 80—100 Webstühlen. Viele Heimarbeiter fanden dadurch Beschäftigung. In der Montfort'schen Hammerschmiede, die innerhalb des bebauten Stadtgebietes lag, brach zweimal Feuer aus, wahrscheinlich durch Brandstiftung. Da entschloß sich Montfort zur Stillegung bezw. zur Errichtung einer Hammerschmiede außerhalb der Stadt. Sie kam an den Platz der heutigen Gießerei Bernauer. Diese Hammerschmiede kam bald in andern Besitz und ging im Jahre 1794 bei einer Gant in das Eigentum des Baslers Bernhard v. Parsvicini über. Weil die Hammerschmiede dem Hausener Eisenwerk Konkurrenz machte, kaufte sie die Verwaltung des Eisenwerks im Jahr 1823 auf. Als dann im Jahr 1865 das Eisenwerk selbst zum Verkauf kam, ging das Werk „uf d'r Schmitte hinte" in Jakob Bernauers Besitz über, der darin eine Eisen- und Metallgießerei betrieb. Jakob Bernauer war ein Hausener. Die Gießerei, die im Herbst 1936 abgebrannt, aber bald wieder neuerstellt war, befindet sich weiterhin im Besitz der Familie Bernauer.

So war das Werk „uf d'r Schmitte hinte" eine Art Verbindungsbrücke zwischen Hausen und Zell, zumal auch viele Hausener stets bei Bernauers gearbeitet haben. Die „Altbadischen" und die „Neubadischen" haben sich immer gut miteinander vertragen, allerdings erst, wenn sie den Kinderschuhen entwachsen waren. Als Buben haben sich die Zeller und Hausener gerne gegenseitig verprügelt und oft schmetterten bei der Legi und auf den Matten in der vorderösterreichisch-markgräflichen Grenzzone die Kriegshörner, wenn die „Heere" der Zeller und „Husemer Buebe" aufeinanderstießen. Wer als Bub den Weg von Hausen nach Zell, oder auch umgekehrt, machen mußte, der konnte, sofern er nicht durch Erwachsene genügend Deckung hatte, auf eine zünftige Tracht Prügel rechnen, wenn er dem „Feind" in die Hände fiel. Im reiferen Alter aber verstand man sich trotz verschiedener „Nationalität" und unterschiedlicher Religion recht gut und die Prügeleien aus der Lümmelzeit blieben beiden Teilen lustige Erinnerungen.

Auch in kirchlicher Hinsicht bestehen zwischen Hausen und Zell alte nachbarliche Verbindungen. Zell hatte bis zum Jahre 1888 keine evangelische Kirche, aber eine erhebliche Zahl evangelischer Einwohner. Bis zur Erstellung der Kirche und der Errichtung eines evangelischen Pfarramts, versah der Pfarrer von Hausen in Zell den Dienst. Die Zeller Konfirmanden kamen nach Hausen in den Konfirmandenunterricht und wurden auch in der Hausener Pfarrkirche konfirmiert. Im evangelischen Hausen wuchs infolge der Industrialisierung die Zahl der Katholiken erheblich. So lange in Hausen keine katholische Kirche war, fanden Gottesdienste und Kommunikantenunterricht für die Hausener Kirchenangehörigen in Zell statt. Im Jahr 1895 wurde die katholische Kirche in Hausen eingeweiht, doch besitzt Hausen auch heute noch kein eigenes katholisches Pfarramt, die Kirche ist Filialkirche von Zell und untersteht dem Zeller Pfarramt.

Als bedeutender Industrieort hat Zell stets eine große Zahl Hausener Arbeiter beschäftigt. Auch Zeller Gewerbebetriebe boten reiche Arbeitsgelegenheit, wie schon das Beispiel der Gießerei Bernauer zeigte. In der Nachbarschaft der Gießerei entstand im Jahr 1885 die Maschinenfabrik Winter und Marget,[1]) wo schon manche Hausener Metallarbeiter Beschäftigung gefunden haben. Da Zell etwas näher bei Hausen liegt als Schopfheim, waren die Zeller Aerzte, die Zeller Apotheke und das Zeller Spital, stets von Hausen stark in Anspruch genommen. Die wechselseitigen Beziehungen zwischen Hausen und Zell waren somit stets recht vielseitige.

---

[1]) Marget war mehrere Jahre in der Kraft'schen Kammgarnspinnerei in Hausen als Obermeister tätig und wohnte mit seiner Familie im „Herehus". Die von Marget mitbegründete Maschinenfabrik befindet sich seit 1898 im Besitz des Herrn Krückels.

# Eine oft zerstörte Legi[1])

Seinen Heimatfluß, die Wiese, hat Hebel in einem Gedicht wunderbar personifiziert. Manche gute Eigenschaft rühmt der Dichter des „Feldbergs Tochter" nach, doch sieht er sich auch zu einigen Tadeln genötigt:

„. . . Aber soll i eis, o Wiese, sage, wie's ander,
nu, se seyg's bikennt: De hesch au bsunderi Jeste,
's chlages alli Lüt und sage, 's seyg der nit z'traue,
und wie schön de seygsch, wie liebli diini Giberde,
stand der d'Vosget in den Auge, sage sie alli . . ."

Die „bsundere Jeste" der Wiese bekam die „Diichlegi" — so heißt die Teichlegi im alemannischen Dialekt — schon häufig zu spüren. Nach jedem Hochwasser sind die Beulen, Löcher und Brüche zu sehen, die des Feldbergs „liebliche Tochter" der Legi hinhaut. Früher begnügte sie sich aber nicht mit solchen Beschädigungen, da rannte sie bei Hochwasser die Legi einmal um das andere über den Haufen und flußabwärts ging es mit dem wertvollen Baumaterial dem Rheine und dem Meere zu. Solche tolle Ausgelassenheit der eben zur „Markgröfleri" umgekleideten Wiese rechtfertigt schon reichlich den Tadel, den Hebel seinem Lieblingsfluß erteilt.

Doch die Wiese kann sich auf den Pflichtenkreis berufen, der ihr durch „höhere Gewalt" zugewiesen ist. Sie hat nun einmal die Aufgabe, manchmal unsichtbar, doch stetig an der Veränderung der Erdoberfläche mitzuarbeiten. Wenn die Abbruchs- und Wiederaufbauarbeit pressiert, dann setzt eben Hochwasser ein und die arbeitstägliche Normalleistung wird erhöht. Große Massen Schlamm, Kies, Sand, Gestrüpp und Holz schwemmen und wälzen die lehmigen Fluten mit. Bei starken Hochwassern donnern auf der Flußsohle auch Felsblöcke übereinander, die von wilden Gebirgsbächen von den Bergen heruntergeschleudert und übereinandergekugelt werden, als wären die Steine Leder- und Gummibälle. In wasserarmer Zeit liegen dann diese ursprünglich rohen und kantigen Felsblöcke als abgeschliffene Kieselwacken über das ganze Flußbett zerstreut; es sind stumme und doch eindrucksvolle Zeugen des emsigen Schaffens der Wiese. Sie arbeitet fleißig mit am Webstuhl der Zeit und daß sie schon ein schönes Stück Arbeit hinter sich gebracht hat, geht daraus hervor, daß sie ihren Lauf während der Jahrtausende schon oft geändert hat. Wir vermögen es als Laien kaum zu glauben, daß z. B. die Wiese vor langen Zeiten nicht bei Hüningen, sondern bei Schwörstadt in den Rhein einströmte, noch unglaublicher will es uns scheinen, daß Hochrhein und Wiese einmal in die Rohne eingemündet seien und doch weisen dies die Geologen glaubwürdig nach, wobei die abgelagerten Erdschichten und Gesteinsmassen als zuverlässige Zeugen gelten dürfen.

---

[1]) Legi werden in Hebels Heimat die Stauwehre genannt, die in die Wiese eingebaut sind, um das Wasser zu stauen, das in die Gewerbekanäle und Wuhre fließt. Im Flußlauf durch den Haufener Bann sind nicht weniger als vier solcher Legi eingebaut.

Für ihr Zerstörungswerk an der Legi kann also die Wiese recht gewichtige Milderungsgründe geltend machen, wodurch aber der Schaden, den das Hochwasser schon so oft verursacht hat, nicht ausgeglichen ist. Es scheint jedoch bei der „Diichlegi" zunächst auch an der baulichen Sorgfalt gefehlt zu haben. Sie sollte rasch fertig sein und wenig kosten. Es sei an die Entstehungsgeschichte des Eisenwerks erinnert. Bei der Wahl des Ortes für ein neues Eisenwerk der Markgrafschaft bekam Hausen den Vorzug, weil bereits eine Legi und ein „Damm" vorhanden waren. Günstige Voraussetzungen waren somit gegeben, es bedurfte nur einer Erweiterung der vorhandenen Anlagen.

Damals standen offenbar weitsichtige und fortschrittlich gesinnte Männer an der Spitze der Gemeinde, die es verstanden haben, frühzeitig die Wasserkräfte der Wiese zu gewerblichen Zwecken, aber auch für die Mattenbewässerung auszunutzen. Planmäßig wurde ein Grabenwerk angelegt, das als vorbildlich gelten durfte; es hat im Laufe der Jahrhunderte keine großen Aenderungen erfahren.

Im Baugebiet des Eisenwerks teilte sich „das Damm", wie der Gewerbekanal noch heute genannt wird, in zwei Teile, nämlich in das Wuhr und in den Teich. Das Wuhr fließt auf der westlichen Talseite dem „Usserdorf" zu, um sich gleich südlich des Dorfes in ein weitverzweigtes Grabennetz zu verteilen, das der Mattenbewässerung dient. Der Teich (im Dialekt „Diich" genannt) fließt in östlicher Richtung den „Zweyer" hinunter und bildete von hier ab den am Ostrand des Dorfes fließenden Teich. Dieser Teich hat Ende der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts eine wesentliche Verbreiterung und teilweise Vertiefung erfahren; er führt der Mentonschen Walzenmühle und dem Werk 2 der Fa. Mech. Buntweberei Brennet hier die Wasserkraft für die Turbinen zu. Nach der Ausnützung seiner billigen Wasserkraft muß dann der Teich noch das Wasser zur Mattenbewässerung liefern. In früherer Zeit hat der Teich die Wasserräder der später stillgelegten Wollspinnerei Fritz Behringer, der Kundenmühlen, der Schmiede und der Säge getrieben.

Die Errichtung des Eisenwerks hatte den Zufluß des Wassers zum Teich unterbunden. Um die Wasserkraft zu steigern, war eine Steigerung des Gefälls nötig. So kam es zur Anlage des Ablaufskanals, dessen Sohle ziemlich in der Tiefe des Wiesenbettes liegt. Dieser Kanal führt heute in tunneliertem Bett das Wasser von den Turbinen unter der Fabrik hindurch wieder der Wiese zu.

Die Wasserbauten für das Eisenwerk bedingten also eine Zerstörung des oberen Teichstückes, die Erhaltung des Teiches aber war für die Gemeinde aus gewerblichen und landwirtschaftlichen Gründen eine zwingende Notwendigkeit. Es mußte somit eine neue Legi an einer südlicher gelegenen Stelle in die Wiese eingebaut werden; diesen Umständen verdankt die

Teichlegi ihre Entstehung. Die Kosten hatte selbstverständlich das Eisenwerk bezw. die Regierung zu tragen; so war es auch vereinbart worden, leider hatte es aber die Gemeinde versäumt, außer mündlichen, auch schriftliche Abmachungen zu treffen, was ihre Rechtsansprüche bei den vielen späteren Streitfällen nicht durchschlagender machte. Die Legi wurde denn auch zum großen Sorgenkind der Gemeinde.

Immer wieder ist die Teichlegi durch Hochwasser vernichtet worden, woran offenbar auch Fahrlässigkeit bei der Bauausführung einen Teil der Schuld trug. Schon bei der ersten Erstellung wurden die Arbeiten durch Hochwasser gestört. Bei Hochwassern in den Jahren 1699, 1706, 1711 und 1713/14 wurde die Legi gänzlich vernichtet. Oefters war das Hochwasser mit Eisbruch verbunden, wodurch die katastrophalen Wirkungen noch erhöht wurden. Eine abermalige Zerstörung der Legi durch Eisbruch und Hochwasser erfolgte dann wieder im Jahr 1729. Im Sommer dieses Jahres war in der Herrschaft Rötteln und Sausenberg auch ein verheerendes Hagelwetter niedergegangen, das im Bann Hausen schweren Schaden angerichtet hatte, so daß der Gemeinde steuerliche Erleichterungen gewährt wurden.

Im Zeitraum eines knappen halben Jahrhunderts wurde die Teichlegi nicht weniger als fünfmal gänzlich zerstört. Zweimal hatte das Eisenwerk bezw. die Regierung des Markgrafen die Kosten allein getragen, bei der 3. und 4. Neuerstellung der Legi wurde aber die Gemeinde mit zu den Kosten herangezogen, wohl nicht zuletzt deshalb, weil vermutet wurde, die Bauten würden dann auch sorgfältiger ausgeführt werden. Die Gemeinde sträubte sich gegen die ihr zugemutete Belastung und glaubte sich auf ihr gutes Recht berufen zu dürfen, da sie ja diese Legi nicht gebraucht hätte, wenn ihr durch das Eisenwerk die hintere Legi nicht abgenommen worden wäre. Das Fehlen schriftlicher Abmachungen machte sich aber für die Gemeinde auch bei dieser Gelegenheit unliebsam bemerkbar, obwohl das Oberamt Rötteln offensichtlich bestrebt war, unbillige Härten zu vermeiden. Aus einem Bericht der Bergwerk-Inspektion Rötteln an die Regierung ist zu ersehen, daß zu der neuen Teichlegi (1729) u. a. aus den Roggenbachschen und Schopfheimern und anderen Gemeindewaldungen angeliefert waren 19 Eichenstämme, 32 Tannen- und Fohrenstämme; ferner wurden Flecklinge, Nägel und anderes Baumaterial geliefert. Bezahlt war nichts und die Arbeiten selbst waren in der Fron ausgeführt worden, wobei der Fahrnauer Forstknecht Simon Schuster im Auftrag des Rötteler Oberamts die Aufsicht führte.

Die Gemeinde sandte nun eine Beschwerdeschrift an die Regierung, die datiert ist vom 5. November 1729. Die Anschrift lautet: „Durchl. Fürst gnädigster Fürst und Herr." Unterzeichnet haben Hans Jerg Lacher, Vogt, Andreas Weiller, Stabhalter, ferner folgende Richter und Bürger von Hausen: Jakob Bötsch, Hans Bauert, Jakob Arzet, Hans Jakob Greiner, Hans Baschin Claihs, Hans Greiner und Simon

Wehrer.[2]) In dieser Eingabe wird zunächst die Vorgeschichte der Teichlegi dargelegt und der große Schaden hervorgehoben, den die Gemeinde durch die Zerschneidung des Teichs bei Errichtung des Eisenwerk erlitten hatte. Daß die Schadenersatzklage nur mündlich und nicht schriftlich geregelt worden war, wird in der Beschwerdeschrift zugegeben. Auf die behördliche Aufforderung, schriftliche Vereinbarungen vorzulegen, wird erklärt:

„welches aber von Seiten der Gemeinde Hausen nicht kann geschehen, und deshalb nichts Schriftliches in Händen hat, welches sie Anfangs, wann solches verlangt worden wäre, auch verhoffentlich unverweigerlich würde gegeben worden sein, weilen solches aber keine veraltete Sache und mit lebendigen Zeugen solches noch kann erwiesen werden, daß es denen erzählten Umständen nach solches sich also erfinde, wird hoffentlich solches von gnäd. Herrschaft auch so wohl als schriftlich angenommen werden . . ."

Ein Gutachten der Bergwerks-Inspektion Rötteln an den Markgrafen schildert die Rechtslage und weist auf die Ursachen hin, die nach Meinung der Bergwerks-Inspektion die häufige Zerstörung der Legi verschuldet haben. In diesem amtlichen Schreiben heißt es u. a.:

. . .„Dahingegen, daß denen zu Hausen abgenommenen und zur Schmitte gezogenes Wuhr bis Anno 1714 gut geblieben, damals aber, da das große Eis und Wasser solches verissen statt Holzes, mit großen Steinen wiederum zu machen unterm 15. März dieses Jahres Hans Jerg Lacher und Jakob Bötsch und Sohn von Seiten gnäd. Herrschaft gegen Zahlung 200 fl verdingt worden, dergestalten, daß sie solches nicht allein wehrhaft herstellen, sondern auch 30 Jahr lang dafür garandieren mithin bis solche Zeit 1744 auf ihre Kosten ohne der Herrschaft oder der Untertanen Beschwerde erhalten sollen, welches auch geschehen und noch bis dato von selbigen im Stand erhalten wird, aus welchem dann erhellet, daß freilich die Ge. Hausen dieses kostbare und viel gefährlicher als das obere zur Schmitten gezogene Wuhr (Wehr) nicht nötig gehabt hätte . . . ."

Es mag sein, daß die Teichlegi besser Stand gehalten hätte, wenn das gleiche Verfahren zur Anwendung gekommen wäre, wie bei der hinteren Legi, doch hatte eben das Eisenwerk, das für die hintere Legi aufkommen mußte, rechtlich und geldlich in der Regierung des Markgrafen einen stärkeren Rückhalt als die Gemeinde. Im amtlichen Gutachten wurde schließlich vorgeschlagen, der Gemeinde Hausen, die sehr arm sei, einen Kostenzuschuß von 100 fl zu genehmigen. Der Vorschlag fand Annahme, doch wurden die 100 Gulden nicht ausbezahlt, die Gemeinde konnte den Betrag an den Schatzungsschuldigkeiten in Abzug bringen. Das Gutachten der Bergwerks-Inspektion ist datiert vom 16. Januar 1731; der Amtsschimmel der Markgrafschaft schlug demnach nicht gerade einen gestreckten Galopp an, wenn solche Streitfragen zu regeln waren.

---

[2]) Diese Beschwerdeschrift ist im August 1865 von Bürgermeister Behringer im General-Landesarchiv in Karlsruhe abgeschrieben und dem Gemeindearchiv einverleibt worden.

Auch bei späteren Hochwassern der Wiese ist die Teichlegi noch oft schwer beschädigt worden, doch ist der Rahmenbau heute so solid, daß des Feldbergs Tochter an ihm die gleiche Erfahrung macht, wie ihr Bruder, „Der Oberwind“ [3]) am alte „Durn“ der Rötteler Burg.

## Hochwasser der Wiese

Die Geschichte der Teichlegi lehrt, welche zerstörende Gewalt des Feldbergs Tochter zu entfalten vermag, wenn sie ihre Naturkräfte zum vollen Einsatz bringt. Die Zerstörungswut erschöpft sich dann meist nicht in einer Vernichtung der Legi, sehr oft sind auch die hölzernen Brücken bei Hochwassern auseinandergekracht, wenn mächtige Eisschübel herandonnerten und quer vor den Eisbrechern und Brückenjochen sich angeschwemmte Baumstämme, zugerichtetes Bauholz und Gerümpel aller Art hochtürmte. Die älteren Dorfbewohner erinnern sich auch noch recht gut der Zeiten, wo das Hochwasser weite Strecken des Uferlandes überschwemmte, da und dort das angrenzende Land anfraß, das dann Stück um Stück, wie schmelzender Schnee, in den Fluten versank. Manchmal wurde auch die Straße streckenweise zerstört.

Oft bahnte sich die Wiese bei Hochwasser einen ganz neuen Weg, denn der mühsame Faschinenbau bot keinen genügenden Uferschutz. Die südlich des Dorfes liegenden Gewanne „Bruckmatt“, „Stockmatt“ und „Steinmatt“ tragen noch durchweg die Spuren des früheren Wasserlaufs der Wiese. Die älteren Dorfbewohner erinnern sich auch noch der Weiher bei der Fahrnauer Legi im Gebiet des heutigen Abflußkanals vom Werk 2 der M. B. B. Sie sind durch das große Hochwasser 1882/83 ziemlich tief „ausgebackert“, später allerdings zum Teil auch von der Wiese selbst wieder zugeschüttet worden. Soweit die Weiher beim Kanalaushub (1897) noch vorhanden waren, hat man sie bei dieser Gelegenheit eingeebnet. Beim Kanalaushub wurde übrigens ungefähr in der Mitte der Kanalstrecke auf der „gewachsenen“ Bodensohle ein mächtiger Baumstamm (Eiche) freigelegt, der von 3—4 Meter dicken Kies- und Sandschichten zugedeckt und gut erhalten war, ein einwandfreier Beweis, wie gewaltig die Wiese im Laufe der Jahrhunderte das Landschaftsbild verändert hat.

---

[3]) „Der Oberwind“ ist in unseres Heimatdichters Hermann Burte alemannischer Gedichtsammlung „Madlee“ geschildert. Das ganze kraft- und gesundheitstrotzende Markgräflertum wuchtet in dieser Dichtung. Es sei bei dieser Gelegenheit auch auf das herrliche Gedicht in Burtes „Madlee“ „Es rauscht ein Wehr . . .“ hingewiesen, das des Meisters Hebel ebenbürtiger Schüler beim Rauschen unserer Teichlegi und in deren landschaftlichen Umgebung verfaßt haben könnte; doch hat ja auch das vordere Wiesental so manche Legi, die Heimatdichtern geheimnisvolle Offenbarungen zu vermitteln vermag.

Im Laufe der Zeit hat sich nun aber die Wiese — sie folgt da, wie alle fließenden Wasser, einem Naturgesetz — ihr Bett tiefer gegraben und die Ufer höher gelegt. Auch der Mensch vermag heute der Hochwassergefahr erfolgreicher zu begegnen, als dies früher möglich war. Längst hat die Wiese ihre „Bluse" aus Faschinen ablegen müssen, sie hat einen „Pullower" aus Pflastersteinen erhalten, der, wie die Lederhösle eines wilden Buben, besser hält. So „propper" wie im durchbrochenen Faschinenblüsle mit den breiten grünen Weidenbändeln den beiden Ufern entlang, sieht des Feldbergs Tochter im glatten „Pullower" nicht aus, aber sie kann dieses Kleidungsstück mehr strapazieren.

So ist durch das eigene Werk der Wiese und dank der Fortschritte des Menschengeistes die Hochwassergefahr wesentlich herabgemindert. Zu sagen, die Gefahr sei gänzlich beseitigt, wäre vermessen; wir wissen nicht, was die Zukunft im Schoße birgt. Immerhin können wir nun für die hinter uns liegende Zeit eine zusammengefaßte Uebersicht über die Hochwasser der Wiese geben, wobei aber nur solche von katastrophalem Umfang Erwähnung finden sollen, während die vielen Hochwasser mit weniger verheerenden Wirkungen, die in den Regalen der Wasserbauinspektionen verzeichnet werden, hier nicht mit angeführt sind.

Das erste Hochwasser mit verhängnisvollen Folgen wird um das Jahr 1642 gemeldet. Die Wiesenbrücke[1]) wurde fortgeschwemmt und vermutlich war es auch bei diesem Hochwasser, wo ein Teil des Friedhofes in Ehner-Fahrnau unterspült und weggerissen wurde.

Auf diesem Friedhof, auf den noch an anderer Stelle hingewiesen wird, hatte zu jener Zeit Hausen die Toten beigesetzt. Ueber die verheerenden Wirkungen der Hochwasser zu Ende des 17. u. Anfang des 18. Jahrhunderts sind schon beim Abschnitt Teichlegi nähere Ausführungen gemacht. Meist waren diese Hochwasser mit Eisbruch verbunden, wodurch die Gefährlichkeit des Hochwassers sehr gesteigert wurde. Dem Hochwasser von 1713/14 fielen, außer der Legi, auch beide hiesigen Brücken zum Opfer. Dasselbe war beim Hochwasser 1729 der Fall. Aus dem Jahr 1766 wird von einem Hochwasser berichtet, das im Sommer durch Wolkenbruch entstanden war. Hierbei wurde die obere Brücke, die ursprünglich auch nicht am heutigen Platz, sondern weiter nördlich lag, ungefähr dort, wo der Feldweg nach der „Enget" von der Straße abzweigt, schwer beschädigt und bis auf ein Joch weggerissen. Im Januar 1783 zerstörte ein Hochwasser mit Eisgang auf weite Strecken die Straße Hausen-Zell. Im Januar 1802 hat ein Hochwasser mit Eisgang sogar die Laborantenhäuser „ufem Bergwerch" schwer mitgenommen und großen Schaden verursacht. Ein verheerendes Hochwasser

[1]) Die Wiesenbrücke stand damals im Gewann „Bruckmatt", sie kam erst später dann ungefähr an denselben Platz, auf dem die untere Brücke heute steht.

gab es dann wieder im Jahr 1823, es zerstörte die Teichlegi und riß die untere Brücke fort, 1851 wurde nicht nur die Brücke, sondern auch der angelegte Notsteg von den Hochwasserfluten fortgespült.

Das verhängnisvollste Hochwasser der neueren Zeit hauste, wie schon einleitend kurz erwähnt, in der Woche zwischen Weihnachten und Neujahr 1882/83. Ungeheure Schneemassen kamen nach grimmigem Frost am Stephanstag durch Föhnwind und Regen zum raschen schmelzen. Ganze Eisberge krachten mit den wilden Fluten durchs Wiesental. Große Uferstrecken wurden überschwemmt, ruiniert und weggefressen. Fast sämtliche Brücken des ganzen Wiesentals fielen dem rasenden Element zum Opfer, darunter die untere Brücke in Hausen, während die obere, allerdings schwer beschädigt, Stand hielt. Unermeßlich groß war der Schaden, den das Hochwasser von 1882/83 angerichtet hat, und wollte man auch die früheren Hochwasserschäden dazu schreiben, fürwahr des Feldbergs „lieblicher Tochter" wäre eine große Rechnung vorzulegen.

Hochwasser der Wiese sind auch heute keine Seltenheit, doch werden sie nach menschlichem Ermessen kaum je wieder die großen Schäden verursachen können, wie dies früher so oft geschah. Deswegen braucht des Feldbergs Tochter ihre naturwüchsigen Kräfte nicht brach liegen lassen, die saftigen Matten unseres lieblichen Tales, die gewerblichen Betriebe und die vielen Turbinenanlagen der Wiesentäler Klein- und Großindustrie geben ihr zahlreiche Möglichkeiten zur Befriedigung ihres Taten- und Schaffensdrangs.[2]) Statt Vernichtungswillen, muß die Wiese bei dieser friedlichen und nützlichen Arbeit allerdings Aufbauwillen bekunden. Den rühmt ihr ja auch Hebel schon nach:

„Stoht e Mühli näumen, en Oehli oder Ribi,
Drohtzug oder Gerste-Stampfi, Sägen und Schmidte,
lengsch mit biegsame Arme, mit glenksame Fingere dure,
hilfsch de Müllere mahle, und hilfsch de Maidlene ribe,
spinnsch mer's Husemer Ise, wie Hanf in gschmeidige Fäde.
Eicheni Plütschi versägsch, und wandlet 's Ise vom Füürherd
uffen Ambos, lüpfsch de Schmiede freudig der Hammer,
singsch derzue, und gersch kei Dank, „Gott grüeßich, Gott bhüetich!"

Ihr nur das Sündenregister vorzuhalten, wäre ungerecht, es sei daher zugegeben, daß Hebels gute Meinung über den Schaffenseifer der Wiese heute noch in weit höherem Maße gerechtfertigt ist, als damals.

---

[2]) Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß in früheren Zeiten auch die Flößerei auf der Wiese betrieben wurde, doch mögen die Interessenten sich in den Heimatzeitschriften über dieses Kapitel umsehen. Es sei lediglich vermerkt, daß die Stadt Basel aus begreiflichen Gründen die Flößerei förderte und der Markgraf dabei auch ein Geschäft machen wollte. Nur die Untertanen waren davon nicht erbaut; sie mußten in harter Fronarbeit sich gegenseitig bei der Holzflößeeri ablösen.

# Brückenkosten und Lastenverteilung

Nicht nur die Teichlegi, auch die Brücken waren große Sorgenkinder der Gemeinde. Der früher übliche Holzbau machte das Anbringen von Brückenjochen und Eisbrechern im Flußbett nötig, die dem Hochwasser, vor allem wenn es mit Eisgang verbunden war, gute Angriffsflächen boten. Bei den eisernen Brücken, deren Eigengewicht auf den starken Uferpfeilern ruht, sind Stützpunkte im Flußbett nicht notwendig; was das Hochwasser an Holzmassen, Eisblöcken usw. auch anschwemmen mag, unter der Eisenbrücke kann alles ungehemmt durchschießen. Der Brückenschaden, den ein Hochwasser anzurichten vermag, ist nunmehr auf ein Mindestmaß herabgedrückt.

Die Hausener Eisenbrücke beim Bahnhof ist nach dem verheerenden Hochwasser vom Jahr 1882/83 erstellt worden. Liefer- und Baufirma war die Freiburger Firma Th. F a u l e r. Ihr war der Auftrag zum Brückenbau zum Gesamtkostenbetrag von 11 775 Mark übertragen. Ein Vergleich möge den Unterschied in der Kostenfrage zeigen. Nach den aktlichen Belegen betrugen die Gesamtkosten der im Jahre 1734 erstellten Holzbrücke 437 Gulden und 1 Kreuzer. Zu diesem vom Oberamt Rötteln errechneten Betrag wurde der Bau der Holzbrücke dem Zimmermann E n d e r l i n und dem Schmied Hans G r e i n e r in Hausen übertragen. Eine Holzbrücke stellte sich somit viel billiger als eine Eisenbrücke, so will es wenigstens bei oberflächlicher Betrachtung scheinen; in Wirklichkeit bewährte sich auch hier der Grundsatz der klugen und sparsamen Hausfrau, daß nicht das billige Schlechte, sondern das weniger wohlfeile Gute das Billigste ist. Jedenfalls hat die Eisenbrücke in den über 50 Jahren ihres Bestehens außer den laufenden Ausgaben keine Sonderaufwendungen erforderlich gemacht.[1])

Der genaue Zeitpunkt, wann die erste Holzbrücke über die Wiese hier erstellt wurde, ist nicht bekannt. Auf jeden Fall bedeutete der Holzbrückenbau bereits einen bedeutenden Fortschritt in verkehrswirtschaftlicher und kultureller Beziehung, denn Jahrhunderte hindurch dienten nur die primitiven Fuhrten, die an flachen Stellen angelegt waren, dem Verkehr von einem Ufer der Wiese zum andern. Die erste Hausener Holzbrücke lag, wie schon bekannt, südlicher als die heutige Eisenbrücke, sie befand sich bei der „Bruckmatt", deren Namen damit zusammenhängt; die Verlegung ins Gebiet der heutigen Brücke erfolgte um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Die zweite (obere) Brücke hat das Eisenwerk erbaut, um dem umfangreichen Holz- und Holzkohlenverkehr aus dem vorderösterreichischen Gebiet den weiten Umweg über die untere Brücke zu ersparen. Auch diese Brücke lag ursprünglich nicht am heutigen Platz, sie befand sich nördlicher, dort wo die Straße eine leichte Krümmung hat.

---

[1]) Dem Einheimischen wie dem Auswärtigen fällt manchmal auf, daß die Eisenbrücke beim Bahnhof etwas winklig zur Straße steht. Das gab im Jahre 1884 auch Anlaß zu einer ulkigen Fastnachtsaufführung. Es soll aber ursprünglich eine Verlegung der Straße in dieser Richtung geplant gewesen sein.

Wie schon erwähnt, waren neben der Teichlegi auch die Brücken kostspielige Sorgenkinder. Die vielen Zerstörungen durch Hochwasser und die laufend nötigen Reparaturen verursachten dauernd große Kosten. Wer sollte sie tragen? Die Frage war begreiflicherweise sehr umstritten. Die Gemeinde, der ja auch das Rötteler Oberamt öfters bestätigte, daß sie sehr arm sei, sträubte sich gegen die Brückenlasten, während der Staat die Brückenfrage als eine rein gemeindliche Sache behandeln wollte. In der Markgrafschaft versteifte sich die Regierung weniger auf den formalrechtlichen Einwand, jedenfalls übernahm sie jeweils alle oder einen großen Teil der Brückenkosten. Größeren Widerstand aber fand die Gemeinde dann später beim Fiskus im Großherzogtum Baden, wobei aber nicht übersehen werden darf, daß die Brückenlasten immer größer wurden, einmal weil immer mehr Brücken erbaut und von Hochwassern wieder zerstört wurden, und weil neue Gebiete mit Brücken (so z. B. das hintere Wiesental) zu Baden gekommen waren. Um die Brückenlasten zu vermindern, regte der Bergwerksfaktor Kümmich beim Markgrafen (1786) an, es möchte in Hausen an Stelle der zwei Holzbrücken eine steinerne an einem von ihm näher bezeichneten Platz erstellt werden. Der Vorschlag scheint aber lediglich mit dem bürokratischen Vermerk versehen worden zu sein: „Zu den Akten!"

Zu sehr langwierigen Auseinandersetzungen zwischen Staat und Gemeinde kam es besonders in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Das Finanzministerium lehnte die Anerkennung einer Unterhaltspflicht für die Brücken rundweg ab. Die Gemeinde aber machte immer wieder geltend, daß die Brücken in erster Linie dem staatlichen Eisenwerk zugute kommen, wozu das Finanzministerium wieder erklärte, das Eisenwerk werde mit seinem ganzen Steuerkapital zu den Brückenkosten herangezogen. Größeres Verständnis für ihren Standpunkt fand die Gemeinde beim zuständigen Großh. Bad. Directorium des Dreisamkreises. In einem Bericht an das Finanzministerium anerkannte das Directorium ausdrücklich die Einwände der Gemeinde Hausen als sachlich gerechtfertigt, namentlich die obere Brücke, so wurde betont, könnte die Gemeinde ganz entbehren, deshalb könnten ihr hierfür auch keine Kosten mehr zugemutet werden. Diesen Gründen konnte sich schließlich auch das Finanzministerium nicht mehr verschließen, es schloß sich der Auffassung des Directoriums an und entband die Gemeinde von der Kostenpflicht für die obere Brücke. Dagegen blieb die untere Brücke nach wie vor ein Sorgenkind der Gemeinde. Zwar hatte der Flußverband diese Brücke übernommen, aber von 1819 ab machte das Staatsministerium die Gemeinde unterhaltspflichtig, da die Brücke nicht im Landstraßengebiet liege.

So ging der Streit um die Lastenverteilung weiter und die Holzbrücken wurden, wenn nicht das Hochwasser sie ganz fortschwemmte, immer baufälliger, so baufällig, daß der Vogt Greiner am 5. Februar 1823 das Bezirksamt Schopfheim auf den Zustand der Brücke aufmerksam machte, um Beschleunigung im Verfahren wegen der Unterhaltspflicht ersuchte und gleichzeitig bekannt gab, daß er angeordnet habe, schwere Fuhren nicht mehr

über die untere Brücke fahren zu lassen sondern sie über die obere Brücke zu leiten, um ein Unglück zu vermeiden. Wie stark sich die Brückenlasten auch steuerlich auswirkten, geht aus einer Beschwerde von 10 Arbeitern des Eisenwerks hervor. Die Beschwerdeführer protestierten bei der Regierung dagegen, daß sie nicht nur mit ihrem Grundvermögen, sondern auch mit ihrem Einkommen zu den Brückenkosten herangezogen würden. Unterschrieben war die Beschwerdeschrift u. a. von Joh. Jakob Müller, Karl Montiegel, Leontius Bernauer, Roser, Scheer und Reif. Die Beschwerde hatte keinen Erfolg.

Zu jener Zeit amtete Pfarrer Karl Ludwig Sonntag (von Brötzingen) in Hausen. Mit ihm hatte wahrscheinlich die Gemeindebehörde den Streit mit dem Staat wegen der Brückenlasten besprochen, jedenfalls hat sich Pfarrer Sonntag in dieser Sache an Hebel gewandt und ihn gebeten, zu Gunsten der Heimatgemeinde beim Staatsministerium ein gutes Wort einzulegen. Ein an Sonntag gerichteter Brief Hebels[2]) vom 7. Juli 1820 zeigt, wie Hebel sich bemühte, der Heimatgemeinde beizustehen, aber auch die sachlichen Gründe des Staates zu würdigen. In Hebels Brief wird ausgeführt:

„. . . So hart der guten Gemeinde Hausen die Heimweisung ihres Brückenbaus werden muß, so schwer ist es, sie in den allgemeinen Verband zurückzubringen, da ihre Ausschließung Folge eines allgemein aufgestellten Grundsatzes ist, der sie mit mancher andern gemeinschaftlich trifft. Das einzige, was sie vor andern, die das gleiche Schicksal getroffen hat, für sich kann geltend machen, ist der Umstand, den sie auch schon zur Sprache gebracht hat, daß die Brücke ebenso für das herrschaftliche Eisenwerk, wie für die Ortsbewohner ein Bedürfnis ist. Es kann mit Recht daraus gefolgert werden, daß die Herrschaft als Besitzerin jenes Werkes ihren Antheil an den Bau- und Unterhaltskosten der Brücke nach Maßgabe des Gebrauchs derselben u. der Abnutzung, welche dadurch verursacht wird, zu leisten, verpflichtet sei . . . . . Ich glaube nun fast, daß von Seiten der Gemeinde sollte zugewartet werden, bis eine Resolution erfolgt, wenn sie nicht ihre bereits geschehenen Vorstellungen bei dem C(reis) direkt(orium) mit neuen Gründen zu unterstützen weiß. Ich werde mich für die Sache interessieren, so viel es meine Verhältnisse gestatten. Ohne Zweifel werden auch andere Gemeinden in andern Gegenden ähnliche Vorstellungen schon gemacht haben. Möchten sie so zahlreich u. triftig seyn, daß eine Modifikation des Grundsatzes, unter welchem alle leiden, die wohltätige Folge würde. Ob u. ihre Rücksicht als die obgenannte auf diese einzelne Gemeinde eine andere sonstigen Verhältnisse werde zu bewirken seyn, muß ich der Zukunft leider für jetzt noch mit geringer Hoffnung anheimstellen."[3])

---

[2]) „Briefe von Johann Peter Hebel. Eine Nachlese von K. Obser", Verlag C. F. Müller, Karlsruhe.

[3]) Zur Zeit, da diese geschichtlichen Betrachtungen geschrieben werden, sind erneut schwierige Verhandlungen über die obere Brücke im Gange. Sie ist dem heutigen Verkehr nicht mehr gewachsen und namentlich der Lastautoverkehr muß diese Brücke mit äußerster Vorsicht überfahren. Aber auch die scharf rechtwinklig in die Hauptverkehrsstraße einmündende Straße von der Brücke her, ist für den heutigen Verkehr unzulänglich. Eine zeitgemäße Be-

## Kleinere, aber verkehrswichtige Brückle

Außer den Brücken über die Wiese, hatten früher auch das Teichbrückle bei der Schmiede am Dorfeingang, das Wuhrbrückle bei der Ziegelei und das Steinebrückle auf der Landstraße Hausen-Fahrnau verkehrswirtschaftlich größere Bedeutung. Auch diese Brückle dienten dem allgemeinen Verkehr, weshalb die Gemeinde erwarten durfte, daß die Kosten von der Allgemeinheit übernommen würden. Ursprünglich war auch bei diesen Brückle der Holzbau üblich; sie scheinen zeitweise in ziemlich üblem Zustand gewesen zu sein, wie aus einem Schreiben des Vogts Maurer vom 18. Mai 1758 an das Oberamt und die Fronverwaltung Rötteln hervorgeht. Da heißt es:

„. . . Die Gefährlichkeit wegen der hölzernen Brücke hat in abgewichener Zeit traurige Exempel dargestellt, wie an dem Chirurgo Geiger von Schopfen, welcher mit dem Pferd des Nachts hineingestürzt und den Fuß gebrochen und auch andere schon fast unglücklich geworden sind, da das bei der Brücke befindliche Gewerbe zur Unbändigkeit der Pferde viel Anlaß gibt . . ."

Wer für den gebrochenen Fuß des „Chirurgo" haftpflichtig gemacht wurde, ist nicht bekannt, immerhin war die Baufälligkeit des Brückles an einem Beispiel erwiesen, das des tragikomischen Beiwerks nicht entbehrte. Beim Gewerbe bei der Brücke, das „zur Unbändigkeit der Pferde viel Anlaß gibt", handelte es sich um die Schmiede[4]) bezw. um die zwei großen Hämmer (ein leichterer und ein schwererer), die von Wasserrädern in Betrieb gesetzt wurden. Sie konnten, wenn ihr dröhnender Schlag plötzlich die ganze Schmiede mit ihrer Umgegend zum Erzittern brachte, allerdings Menschen erschrecken und Pferde scheu machen. Aus einem Brief Hebels an Pfarrer Engler wissen wir ja schon, daß des „Schmiedhansen Hammer" Hebel manchen Abend in den Schlaf hämmerte und ihn morgens weckte, wenn er zur Lateinschule nach Schopfheim mußte.

Recht wirkungsvoll verstand Vogt Maurer den Anspruch der Gemeinde zu begründen auf Uebernahme der Brücklekosten durch den Staat. In der bereits erwähnten Eingabe an das Oberamt und die Fronverwaltung Rötteln heißt es z. B.:

---

hebung der Mängel sollte sich also nicht auf die Brücke allein beschränken, auch die Straße wird im jetzigen Zustand auf die Dauer nicht so bleiben können. Daß die Brücke heute noch mehr wie früher einen verkehrsnotwendigen Uebergang über die Wiese bildet, wird nicht zu bestreiten sein. Besitzerin der Brücke ist die Firma M. V. B. Hier sei die Hoffnung ausgesprochen, es möge gelingen, zwischen der Firma, der Gemeinde und dem Staat eine Lösung der Brücken- und Straßenfrage zu finden, die den Geboten der Billigkeit und den Anforderungen des heutigen Verkehrs entspricht.

[4]) Im Jahre 1909 wurde die Schmiede von deren Nachbarn, Herrn Mühlenbesitzer Wilhelm Menton, käuflich erworben und später dann stillgelegt. Ein stimmungsvolles Bild alter Hausener Dorfromantik versank dadurch in die geschichtliche Vergangenheit.

„Die 1. Brücke über den Mühleteich kommt bei Hans Greiner des Huf- und Waffenschmieds Haus zu stehen, über welche nicht nur alle Gersbacher und andere umliegende Orte Holz, Bretter, Kohlen und Flußstein Fuhren zum Bergwerk geschehen, sondern auch alle Abfuhren mit Eisen hier durchpassieren müssen."

Nicht minder geschickt war der Anspruch auf Kostenübernahme für das Wuhrbrückle begründet:

„Die 2. Brücke gibt an Notwendigkeit und starkem Gebrauch der 1. nichts nach, denn über diese wird alles Erz zum Bergwerk geführt. Es ist die Straße, welche von der ganzen Hauensteinischen Grafschaft stark gebraucht wird, sowohl durch Weinfuhren als Früchten, die in dem Cornhaus zu Cander[5]) abgeholt werden . . ."

Schließlich weist die Eingabe noch darauf hin, daß auch das Holz aus den Waldungen der Herrschaft nach dem Bergwerk zum großen Teil über diese Brückle geführt wird. Maurers Eingabe vom Jahr 1758 zeigt uns, daß die alte Maibergstraße zu jener Zeit, wo es noch nicht so viele Brückenübergänge über die Wiese und kein so gut ausgebautes Straßennetz gab, eine sehr wichtige Verbindungs- und Verkehrsader vom Markgräflerland ins Oberrhein- und Hotzenwaldgebiet war. Die beiden Brücklebauten wurden von der Regierung des Markgrafen genehmigt; sie wurden im Steingewölbebau ausgeführt, das Teichbrückle verursachte 59 Gulden, 36 Kreuzer, das Wuhrbrückle, an dem noch die Jahreszahl 1758 ersichtlich ist, 64 Gulden, 54 Kreuzer Kosten. Durch den Steinbau erfuhr eigentlich Faktor Kümmichs Vorschlag bei diesen Brücken im kleineren Ausmaß seine Verwirklichung.

Das sog. „Steinebrückle" über das Wuhr auf der Landstraße Hausen-Fahrnau ist schon etwas früher, im Jahr 1742, erbaut worden, die Gesamtkosten werden mit 531 Gulden angegeben. Für die Straße Kandern-Hausen waren infolge des starken Verkehrs stets große Unterhaltungskosten erforderlich; auch hier zeigte sich die Regierung des Markgrafen der Gemeinde Hausen gegenüber entgegenkommend und übernahm auf deren Antrag im Jahr 1780 die Kosten für den Bau von 9 Straßendohlen, die 49 Gulden und 20 Kreuzer kosteten.

Mit dem Verdienst eines Handwerksmeisters scheint es damals nicht gut bestellt gewesen zu sein, wenigstens dann nicht, wenn auswärts gearbeitet werden mußte. So beschwerte sich der Hauinger Maurer Ziegler, der bei der Kreuzeiche (Weitenau) Straßenreparaturen ausführte, daß er mit der gewöhnlichen Pflästerertaxe von 15 Kreuzer für das Quadratklafter nicht bestehen könne, da in der dortigen Gegend alles sehr teuer sei und der Gesellenlohn 36 Kreuzer betrage. Auch bei dem taxierten Taglohn von 32 Kreuzer für den Meister könne dieser unmöglich bestehen, weil, namentlich bei andauerndem Regenwetter die Kost höher zu stehen kommt, als der Verdienst ausmacht. Der Beschwerdeführer erhielt von der Regierung 30 Gulden Sonderoergütung zugebilligt.

---

[5]) In der Zehntscheuer in Kandern war damals jeden Samstag Fruchtmarkt, auf dem die Hauensteiner und Hotzenwälder einen großen Teil ihres Getreidebedarfs kauften.

# Von der Dreikönigskapelle zur evang. Dorfkirche

„Also sind Sie wirklich in Ihrem Eldorado angekommen? und über die Sirnitz? Es ist mir für Sie und Ihre Gemeinde ein werther Gedanke, daß Sie Ihren Weg über die Sirnitz genommen haben; denn Sie sind, so viel ich weiß, der erste und einzige Pfarrer von Hausen und Helfer von Schopfen, der über diesen Granitbuckel hinüber seine Schäflein suchte und die Gemeinde in Hausen, so viel ich vermuthen kann, die einzige im ganzen Lande, die sich rühmen kann, von ihrem Hirten, und die Schopfemer von ihrem Zuboten (nichts für ungut) über diese rauhen Pfade hinüber gesucht worden zu sein. —"

So hat Hebel im Jahr 1799 seinem Jugendfreund Engler[1]) geschrieben, als dieser in Schopfheim seinen Wohnsitz genommen hatte, um sein Amt als Ortspfarrer von Hausen auszuüben. Aus Hebels launigem Brief geht hervor, daß sein Heimatdorf zu jener Zeit einen Ortspfarrer hatte, der aber in Schopfheim wohnte und dort gleichzeitig als Lehrer an der Lateinschule wirkte. Mit den örtlichen kirchlichen Verhältnissen der Vergangenheit wollen wir uns nun etwas näher beschäftigen.

Ob hier schon in der vorchristlichen Zeit, also um das 8. und 9. Jahrhundert herum, menschliche Siedelungen bestanden haben, wissen wir nicht, an anderer Stelle besprochene Spuren machen es wahrscheinlich. Erst mit dem Aufkommen des Christentums, das in unserer Gegend hauptsächlich von den Klöstern aus verbreitet wurde, erhalten wir näheren Aufschluß über das religiöse Leben der Bewohner. Genaue und zuverlässige Kunde gibt uns die Schopfheimer Kirchengeschichte. Ihr ist zu entnehmen, daß Hausen im 12. Jahrhundert, also schon in der vorreformatorischen Zeit, zum Kirchspiel Schopfheim gehörte. Als älteste Pfarreien in unserer Gegend nennen die Historiker Binzen, Brombach, Rötteln, Weitenau und vor allem Tegernau, das im 11. und 12. Jahrhundert Sitz der Mutterkirche zahlreicher Gemeinden war, zu denen damals auch Schönau gehörte.[2]) Wann in Schopfheim die erste Kirche erbaut wurde, ist nicht genau bekannt, Eberlin nimmt die Zeit um das Jahr 1130 an, da zu jener Zeit das Schloß und wahrscheinlich auch die Schloßkapelle erstellt wurde; jedenfalls wird im Jahr 1130 in Schopfheim auch bereits ein Pfarrer genannt. (Unser Nachbardorf Fahrnau war zu jener

[1]) Sebastian Engler (Angeliko hieß er im Geheimbund „Belchismus") war von Knielingen als Diakon und Pfarrer für Hausen nach Schopfheim versetzt worden. Aus Obsers Anmerkungen zu den veröffentlichten Briefen geht hervor, daß Engler, neunzigjährig, in Durlach gestorben ist.

[2]) Ueber „Pfarreien, Kirchen und Schulen des kleinen Wiesentales" hat Herr August Feßler, Karlsruhe, in der Heimatzeitschrift „Das Markgräflerland" (6. und 7. Jahrgang) eine Reihe aufschlußreicher Artikel veröffentlicht.

Zeit fast ganz St. Blasianisch und hatte 1186 seine eigene Pfarrei, zu der Kürnberg, Raitbach und die Höfe bis Schlechtbach gehörten.)

Hausen dagegen war dem Kirchspiel Schopfheim zugeteilt, und als infolge des Anwachsens der Bevölkerung die Kirchenräume in Schopfheim zu klein wurden und es zur Errichtung von Tochterkirchen kam, wurde Hausen kirchlich der Dreikönigskapelle zugeteilt, die auf dem Gut Ehner-Fahrnau stand. Sie diente auch Enkenstein als Kirchlein. Es wird angenommen, daß die Dreikönigskapelle schon in heidnischer Zeit bestanden hat und den Heiden zur Ausübung ihrer religiösen Gebräuche zur Verfügung stand.

Wie lange unsere Vorfahren „ufem Fahrnauer Hof" zur Kirche gingen, entzieht sich der genauen Kenntnis, wie auch nicht genau festzustellen ist, wann im Dorf selbst die erste Kapelle oder das erste Kirchlein erstellt wurde. Der Platz jedoch, auf dem das erste Kirchlein im Dorf gestanden hat, ist durch mündliche Ueberlieferungen bekannt geblieben. Ein ganz unanfechtbarer Zeuge für den Standort des ersten Dorfkirchleins war die erst in unserer Zeit zum Abbruch gekommene Kirchhofmauer am „Tiich-wegli", das übrigens in einem Kaufprotokoll vom Jahr 1653 als Kirch-gäßlein bezeichnet ist. Das Kirchlein stand rechts vom Teich zwischen den beiden Häusern Hebelstraße Nr. 30 und Nr. 36. Nach den Angaben des verst. Jakob Weißhag, der mündliche Ueberlieferungen von ortsgeschichtlichen Begebenheiten recht gut im Gedächtnis behielt, ist dieses erste Kirchlein im Dorf durch Feuer vernichtet worden. Daß es im Jahr 1676 noch vorhanden war, ist zu ersehen in einem Aktenstück des Pfarrarchivs Müllheim, dessen Inhalt Eberlin in seiner Schopfheimer Ortsgeschichte auszugsweise wiedergibt. Das Aktenstück beschäftigt sich mit den Verwüstungen, die im sog. holländischen Krieg (1672/79) von den „Kaiserlichen und Lothringischen Völkern" im September und Oktober 1676 in der oberen Markgrafschaft, besonders in der Sausenberger Diözese, begangen wurden. Zahlreiche Kirchen und Schulen wurden ausgeplündert und zerstört. Von Schopfheim berichten jene Müllheimer Pfarrarchivakten:

„Weyll in dem Schopfheimber ambt unterschiedliche kirchen sich finden alß ist von einer Jedwedern waß darinnen geraubet oder verwüstet Sondern meldung zu tun, Auß der statt und haubt Kirchen zu schopfen seind drey glockhen unter welchen Eine 12 Centner, wie auch eine schöne große Uhr . . . geraubet . . . Auß dem Kirchlein zu Aichen haben die Soldaten gleichfalls eine glockhe von 16 pfundten, zu fahrnauw die Uhren weggenommen, in gleichem alda und in der kirchen zu hauffen unter Schiedliche fenster zerschlagen . . ."

Im ganzen wurden nach diesem Bericht in der Sausenberger Diözese etwa 14 Glocken und 6 Uhren weggeschleppt.

Die Zerstörung des ersten Dorfkirchleins, die, wie schon betont, nach der mündlichen Ueberlieferung durch Feuer erfolgt sein soll, machte die Erstellung eines zweiten Kirchleins nötig. Es wurde auf dem Platz erstellt, auf dem auch die jetzige ev. Dorfkirche steht. Zum erstenmal wird dieses Kirchlein erwähnt in einem Kaufprotokoll vom Jahr 1700; aus einem Beleg in den

Gemeinderechnungen ist dann weiter ersichtlich, daß Zimmermann Jakob Arzet das Kirchtürmlein erbaut hat. Dieser Rechnungsbeleg stammt aus dem Jahr 1717. Zu dieser Zeit war eine erhebliche Vermehrung der Bevölkerung eingetreten, da im Eisenwerk rund 70 Leute beschäftigt wurden. Das Kirchlein erwies sich daher bald als zu klein, besonders bei Beerdigungen konnte es die Teilnehmer in der Regel bei weitem nicht aufnehmen. Die Gemeinde ließ daher dem Markgrafen, der damals in Basel weilte, eine Bittschrift zugehen, worin auf die unhaltbare Lage hingewiesen und gebeten wurde,

„nun der Ehre Gottes willen allergnädigsten Befehl zu geben, daß das Gotteshaus allhier erweitert und in solchen Stand gestellt werde, daß man mit Freuden darin zusammen . . .“ kommen könne.

Rötteln berichtete nach Karlsruhe, daß die Kirchenerweiterung in Hausen höchst notwendig sei, die Frage wäre dadurch zu lösen, daß ein völliger Abbruch des alten Kirchleins erfolge und eine neue größere Kirche gebaut werde. Von Karlsruhe kam dann unterm 6. März 1737 der Bescheid, die Gemeinde Hausen müsse sich noch etwas gedulden, da im laufenden Jahr der Aufwand für Kirchen und Pfarrhäuser schon sehr groß sei, sie solle sich aber nach etwa einem Jahr wieder melden. Eine weitere Eingabe der Gemeinde im März 1738 hatte dann Erfolg.

Nunmehr stellte die Geistliche Verwaltung Rötteln einen Baukostenvoranschlag auf für eine neue Kirche, wobei der Buchhalter Mayer vom Eisenwerk, der Vogt Jakob Arzet, die Richter Sicc und Jerg Strütt und „verständige Handwerksleute“ mitwirkten. In der allgemeinen Einleitung zu dem Kostenvoranschlag werden interessante Ausführungen gemacht, die zeigen, daß es sich bei dem alten Kirchlein wirklich um ein äußerst primitives und baufälliges Gebäude gehandelt haben muß. Es wird da das folgende Bild entworfen:

„Weilen das alte Kirchlein allda viel zu klein und zu niedrig, daß solches die stark angewachsene Gemeinde allda, sam den vielen Arbeitern auf dem Bergwerk fassen könnte, indem solches nur 35 Sch. lang, 20 Sch. breit und 19 Sch. hoch ist, auch nur eine einzige Emporkirchen mit 2 Ständen hat und die Weiberstühle nur mit Sitzbänken ohne Brustlehnen gemacht und ein elendes Känzelein, aber gar kein Altar darinnen ist, über das von beiden Seiten und dem Giebel, so alles gar zu dünn und schwach gemauert, nichts mehr stehen gelassen werden kann, sondern alles bis aufs Fundament abgebrochen und eine ganz neue Kirche 50 Sch. lang, 35 Sch. breit hergestellt werden muß . .“

Die Gesamtkosten für die geplante neue Kirche wurden schließlich mit 700 Gulden errechnet. Nachdem dieser Kostenvoranschlag in Karlsruhe genehmigt war, wurden die Arbeiten vergeben. Der geistl. Verwalter Schabbach in Lörrach hatte die Bauaufsicht zu führen. Die Maurerarbeiten erhielt Michael Walliser,[1]) die Zimmerarbeit Joh. Lindemann und die Schreinerarbeit Hans Jakob Haller.

[1]) Ueber dem südlichen Eingang zur Kirche sind die Buchstaben M. W. und die Jahreszahl 1739 zu lesen.

Zu Hebels Zeit war ein „Guhl" auf dem Kirchturm angebracht:

„Und liisli uf de Zeche goht
und heiter uf de Berge stoht
der Sunntig, und 's schloft alles no;
es sieht und hört en niemes goh;
er chunnt ins Dorf mit stillem Tritt
und winkt im Guhl: „Verrot mi nit!"
(Aus Hebels: „Sonntagsfrühe".)

Bei einer Turmreparatur ist dann später der „Guhl" heruntergeholt und durch eine Weiterfahne ersetzt worden. Eine Vergrößerung des Turmes wurde im Jahr 1741 vorgenommen, wobei gleichzeitig ein Glockenstuhl eingebaut und zwei neue Glocken angeschafft wurden. Größere Erneuerungsarbeiten am Turm wurden weiter im Jahr 1900 vorgenommen. *)

## Die Orgel

Ein Vermerk in den Gemeinderechnungen des Jahres 1721, aus dem hervorgeht, daß die Gemeinde Geldbeträge zur Deckung der Orgelkosten eingezogen hat, läßt den Schluß zu, daß die erste Orgel im Jahr 1721 angeschafft worden ist. Im Jahr 1768 erfolgte dann der Ankauf der alten Schopfheimer Kirchenorgel, was natürlich für das Dorf ein großes Ereignis war, das seinen Eindruck auch auf den 8jährigen Johann Peter Hebel nicht verfehlte, wie wir dem Gedicht „Der Statthalter von Schopfheim" entnehmen können. Der Dichter läßt bekanntlich den „Herr Frieder", der als Hauptmann verwegener Burschen ins Tannerswald gehaust hatte, aber vom „Vreneli" wieder auf den rechten Weg zurückgebracht wurde, nicht nur „'s Vrenelis" Mann, sondern auch Statthalter von Schopfheim werden, denn

„Wohr isch's, e brävere Ma hätt d'Stadt nit chönne erchiise,
und im Vreneli gunn i's au. In d'Schopfemer Chilche
het er ne Orgle gschafft, vor siine Ziten isch nüt gsi
(z'Huse stoht sie no . . .)".

Der Kaufpreis für die Schopfheimer Orgel betrug 200 Gulden. Einschließlich der Unkosten (die Orgel mußte u. a. neu gestimmt werden) kam die Orgel auf rund 448 Gulden zu stehen. Der Erlös aus dem alten Hausener Kirchenörgeli stellte sich auf 62 Gulden, 10 Kreuzer. Ueber diesen Betrag

---

*) In den Gemeinderechnungen vom Jahr 1859 ist ein Betrag von 2 Gulden, 44 Kreuzern eingestellt für die Anlage eines Storchennestes. Das Nest befand sich auf dem Gipfel über dem südlichen Eingang. Beim Eintritt der Kirchengänger ließ es der Storch an der gebührenden Zurückhaltung fehlen, worauf das Nest an einen andern Platz auf dem Kirchendach verlegt wurde. Mit diesem Platzwechsel waren aber die Störche nicht einverstanden und blieben weg. Mündliche Ueberlieferungen wollten auch davon nichts wissen, daß ein empörter Kirchengänger auf das Storchennest einen Schuß abgefeuert habe. Jedenfalls sind seit jener Zeit auf der Dorfkirche keine Störche mehr ansässig.

hinaus sind die Kosten für die Schopfheimer Orgel durch Kollekten und Kirchenlegate aufgebracht worden. Mit dem Ab- und Umbau der Orgel und deren Neustimmen wurde der Orgelbauer Stein aus Karlsruhe betraut.

Bis zum Jahr 1826, dem Todesjahr Hebels, war die alte Schopfheimer Orgel in Benützung; sie wurde dann durch eine neue, in der Orgelstadt Waldkirch hergestellte, Orgel ersetzt. Sie kostete 800 Gulden, eine Summe, die durch freiwillige Spenden von Privatpersonen aufgebracht werden sollte. Die Beträge waren auch gezeichnet, aber manche Zeichner unterließen die Bezahlung. Eine Restsumme von 196 Gulden mußte daher in den Gemeindevoranschlag aufgenommen werden. Für 65 Gulden übernahmen Joh. Jakob Behringer, Joh. Jakob Brunner und Fr. Dießlin den Transport der Orgel von Waldkirch nach Hausen, nur Brunner erhielt für das Zurückbringen des Orgelbauers Martin bis Krozingen mittels Fuhrwerk noch besonders 10 Gulden.

## Von der Filialkirche zur selbständigen Pfarrei

Die Markgrafschaft war das letzte der deutschen Länder, das zur Reformation überging. So stellt Eberlin fest. Markgraf Karl II. hat den Uebergang zur Reformation vollzogen und im Jahr 1656 seinem Land die erste lutherische Kirchenordnung gegeben, die von nun ab auch für Hausen maßgebend war. Wie hier die kirchlichen Verhältnisse in der vorreformatorischen Zeit gelegen haben, davon ist nichts überliefert, daß die Betreuung durch die Schopfheimer Mutterkirche erfolgte, ist bereits wiederholt betont worden. Bestrebungen, die darauf abzielten, in Hausen eine selbständige Pfarrei zu errichten, scheinen recht früh eingesetzt zu haben, doch erfolgte eine Trennung von der Schopfheimer Mutterkirche erst im Jahr 1740. Von da ab waren die Schopfheimer Diakone gleichzeitig Pfarrer von Hausen. Den Wohnsitz behielten die Pfarrer jedoch in Schopfheim, einmal weil in Hausen noch kein Pfarrhaus war, und dann auch, weil der Pfarrer für Hausen gleichzeitig als Lehrer an der Schopfheimer Lateinschule zu wirken hatte.

Aus der Gemeinderechnung vom Jahr 1745 geht hervor, daß in der „niederen Mühle" eine Stube für den Pfarrer bereitgestellt wurde, (wohl damit er sich darin aufhalten und umziehen konnte). Aus Diakonatsakten geht hervor, daß der Pfarrer in Hausen nur einmal im Monat predigte und auch nur einmal Kinderlehre abhielt. Die Eisenwerksverwaltung, der dieser Zustand als unhaltbar erschien, erbot sich, jährlich 50 Gulden Zuschuß zu geben, wenn Vikar Böhm, der offenbar recht beliebt war, alle Sonntage einmal in Hausen predige. Pfarrer Zandt, dem der Vikar zur Seite stand, war bereit, Böhm Kost und Wohnung kostenlos zur Verfügung zu stellen. Karlsruhe wollte wissen, ob diese Zusagen auch für andere oder nur für Böhm gelten sollten, worauf die Eisenwerksverwaltung und Pfarrer Zandt

nur für Böhm sich verpflichten wollten. Die Gemeinde dagegen erklärte, daß ihr diese Regelung auch bei andern Personen genehm wäre. Sie wollte nämlich auch noch 50 Gulden Zuschuß geben. In einem Schreiben an den Markgrafen betonte die Gemeinde

„daß wir zwar aus Liebe gegen gedachten Pfarrer (Hauber) gesinnet, demselbigen nicht nur das vermachte Pfarrmättlein zum beständigen Genuß, zu überlassen, sondern auch, die ihm versprochene jährl. 50 Gulden so lange zu geben, als er unser Pfarrer sein wird, dabei aber ist auch unsere unterthänigste Meinung, künftighin es keinem andern mehr zu reichen. Wobei wir auch in Untherthänigkeit flehen, Euer Hochfürstl. Durchlaucht, gnäd. geruhen möchte, bei Aenderung des Stadtpfarrers zu Schopfen, uns von dem Ihm, bis daherr gegebenen kleinen Zenden, gänzlich in Gnaden zu befreien, und es unserem jeweilichen Pfarrer gnädigst angedeihen lassen . . .“

Das Schreiben trägt das Datum vom 15. September 1747. Es trägt die Unterschriften: Jakob Maurer, Vogt, Jakob Arzet, Altvogt, Hans Unßinger des Gerichts, Bartlin Käuflin, Joh. Seb. Claihs, Claus Jost.

Ober- und Spezialamt in Lörrach und Schopfheim waren anderer Meinung als die Gemeinde Hausen. In ihrer Antwort an den Markgrafen wird ausgeführt:

„Der Zehnden, den sie dem Pastori zu Schopfen geben betrifft etliche Säck Nüß, die doch gar selten geraten, Honig und Wachs auch die Frucht der Mutterschweine, deren sie in 3 Jahren keine nicht gehabt . .“

Es würde also, so wird in dem Schreiben dann noch betont, einem eigenen Pfarrer in Hausen recht schlecht ergehen, wenn er von diesem kleinen Zehnten leben müßte. Der für Hausen bestimmte Pfarrer hatte übrigens von Georgi bis Michaelis den ersten Sonntag in Hausen, den zweiten in Fahrnau und den dritten in Eichen Kinderlehre abzuhalten. Die Kinder mußten wechselweise nachgehen und die Gemeinde hatte jeweils für den Pfarrer das Mittagessen zu besorgen.

Der Zustand, daß der für Hausen bestimmte Pfarrer seinen Wohnsitz in Schopfheim behielt, dauerte recht lange, erst im Jahr 1853, am 14. Februar, hat „Seine Königl. Hoheit, der Regent, genehmigt,

1. Daß die Pfarrei Hausen für die Zukunft von dem Diakonat und der Lehrstelle an der höheren Bürgerschule gänzlich getrennt und ihr zu diesem Behufe das auf ihr Competenzmäßig ruhende Pfründeeinkommen im Betrag von cirka 600 Gulden nebst der bisherigen Dienstwohnung in Schopfheim belassen, dabei aber der Verkauf dieser Wohnung, um in Hausen ein Pfarrhaus zu bauen, gestattet werde.“

Für 5000 Gulden kaufte nun das Großh. Bad. Justizministerium der Pfarrgemeinde Hausen das Diakonatsgebäude in Schopfheim ab. Mit dem Kaufpreis sollten die Kosten für ein Pfarrhaus in Hausen bestritten werden. Drei Häuser waren zum Kauf angeboten, die Wahl fiel schließlich auf das Gg. Fr. Behringer, Platzmeister im Eisenwerk gehörende neuerbaute

Haus, das für 4 500 Gulden gekauft wurde. Einschließlich der Kosten für notwendige Umbauarbeiten kam dieses erste Pfarrhaus in Hausen auf 5 102 Gulden und 59 Kreuzer zu stehen. Den ungedeckten Aufwand übernahm die politische Gemeinde, doch war er von der Kirchengemeinde zurückzuerstatten.

Rund vier Jahrzehnte wohnten die Ortspfarrer in diesem Haus, dann aber wurden die Klagen über ungenügende Raumverhältnisse immer häufiger. Gegen den Plan der Erstellung eines neuen Pfarrhauses machte sich jedoch heftiger Widerstand geltend. Erst im Jahre 1912 wurde das heutige neue Pfarrhaus erbaut. Besitzer des Grundstücks, auf dem es steht, war Herr Wilhelm Menton, der das Baugelände gegen die Pfarrmatte eintauschte. Die Kosten für den Neubau beliefen sich auf 35 000 RM. Die Kirchengemeinde hatte aber nur 2000 Mk. als sog. Fronbeitrag beizusteuern, der eigentlich 3 500 Mk. betragen hätte, durch das Entgegenkommen des Oberkirchenrats in Karlsruhe jedoch auf 2000 Mk. ermäßigt wurde, die im Lauf von 10 Jahren durch die örtliche Kirchensteuer aufgebracht werden sollten. Den gesamten übrigen Bauaufwand übernahm der Oberkirchenrat.

Um das alte Pfarrhaus wurde dann ziemlich leidenschaftlich gekämpft, da sowohl private Liebhaber vorhanden waren, wie auch die politische Gemeinde das Haus zu erwerben suchte. (Die Gemeinde wollte u. a. die Scheune zu einem Farrenstall umbauen.) Bei einer Versteigerung ging das Anwesen um den Preis von 16 400 Mk. an den Metzger Wilhelm Schneider über, der dann einen Metzgerladen anbauen ließ. Der Anteil der Gemeinde am Erlös aus dem alten Pfarrhaus wurde zum Ankauf des neuen Bauplatzes verwendet.

## Die Kirchenglocken

„Sie lüüte weger 's Zeiche scho;
der Pfarrer, schiints, well zitli cho.
Gang, brech mer eis Aurikeli ab,
verwüsch mer der Staub nit drab,
und Chüngeli, leg di weidli a,
de muesch derno ne Meie ha!"

Sonntagsmorgenstimmung weht uns aus Hebels letztem Vers im Gedicht „Sonntagsfrühe" entgegen. Es ist auch jene feierliche Stimmung zu verspüren, die uns erfaßt, wenn im stillen Dorf die Kirchenglocken harmonisch zusammenklingend ertönen. Die Glocken im Dorf reden eine andere Sprache, als die Glocken der Großstadt, weil ihr Klang im Dorf nicht über so viele Hausdächer hinweggleiten muß wie in der Stadt. Wie feierlich klingt zum Beispiel am Abend vor hohen Feiertagen das Geläute der Glocken im Dorf? Ist es nicht, als ob das Dorf- und Landschaftsbild sich ebenfalls plötzlich feiertäglich verklärte? Und läutet es im Dorf einem Toten ins Grab, dann finden die Abschiedsgrüße der Glocken im Herzen aller Ortsbewohner ein wehmütiges Echo. So gebührt denn auch der Geschichte der Kirchenglocken eine entsprechende Würdigung in der Ortsgeschichte.

Auf dem ersten Kirchlein, das am Platz der heutigen evangel. Ortskirche stand, war nur ein kleines Türmchen, in dem wahrscheinlich auch nur eine kleinere Glocke untergebracht war. Nach dem Einbau eines Glockenstuhles und der Vergrößerung des Turmes im Jahr 1741 wurden zwei neue Glocken angeschafft, die in Lörrach gegossen wurden. Aus Gemeindeakten geht hervor, daß Vogt Arzet und Hans Greiner dem Akt des Glockengießens beiwohnten. Durch freiwillige Beiträge der Werksangehörigen vom Eisenwerk und der andern Ortsbewohner, sowie benachbarter Gutsfreunde, und durch gemeindliche Zuschüsse wurden die Kosten für die Glocken gedeckt. Die eine der drei Glocken, die sogen. „Kleine Glocke", war bis zum Jahr 1922 in Benützung, während die zwei andern, die mittlere und die große Glocke, das Schicksal so vieler ihrer Schwestern teilen und ihr Metall für Kriegszwecke hergeben mußten, als Deutschland im großen Weltkrieg ringsum von Feinden umgeben und durch die feindliche Blockade von der Rohstoffzufuhr abgeschnitten war. Im Kriegsjahr 1917 sind die beiden Glocken heruntergeholt und abgeliefert worden. 1922 wurden drei neue Glocken angeschafft und geweiht. Die Anschaffungskosten sind durch Sammlungen und freiwillige Spenden der Kirchenangehörigen aufgebracht worden. Die noch vorhanden gewesene „Kleine Glocke" übernahm die politische Gemeinde. Die drei neuen Glocken hat die Karlsruher Firma Gebr. Bachert gegossen und geliefert. Die jetzige kleine Glocke trägt die Inschrift:

„Unserm Hebel gewidmet!"

„Wenn d'Glocke schalle,
wer hilft is alle?
O geb is Gott e sanfte Tod,
e rueiig Gwisse geb is Gott!
1921."

Auf der mittleren Glocke ist zu lesen:

„Fürchte dich nicht, glaube nur:
Ein feste Burg ist unser Gott.
1921."

Die große Glocke bekennt:

„Dem Vaterland in Not und Leid,
Herr, laß' mich künden bessre Zeit!
1921."

Auf den alten Glocken waren hauptsächlich Personalangaben gemacht. Die kleine Glocke war, wie schon bemerkt, nicht zur Kriegsablieferung gekommen. Auf ihr stand:

„Hans Heinrich Weitnauer Sel. Wittwe
ließ mich gießen in Lörrach vor die
Gemeinde Hausen Anno 1741."

Weiter sind auf der Glocke folgende Personennamen und Dienstbezeichnungen zu lesen: „Joh. Mich. Hauber, als erster Pfarrherr allhier. Jakob Arzet, Vogt, Antonie Sicc, Joh. Seb. Clais, Bartlin Käuflin, Hans Greiner. Ferner: O. Amt. E. F. v. Leutrum, Jos. Syhs, Jak. Christj. Zant, Spezj.

Auf der mittleren, im Krieg abgelieferten Glocke stand:

„Für die Gemeinde Hausen
1847 von Pius Muchenberger in Freiburg."

Diese 1847er Glocke war ein Ersatz für eine der Glocken von 1741, die gesprungen war. Sie kostete 218 Gulden und 50 Kreuzer. Muchenberger brachte noch eine kleinere Glocke mit, die nun ebenfalls gekauft wurde zum Preis von 60 Gulden und 48 Kreuzer. Sie diente dann als Schulglöcklein. Wenn z. B. in den Sommerferien der Schule anhaltend schlechtes Wetter war, wurden die Ferien unterbrochen, was den Schülern und Eltern durch das Läuten des Schulglöckleins angezeigt wurde.

Auf der großen im Krieg abgelieferten Glocke stand oben rund herum: „1808. Der Gemeinde Hausen." Weiter war auf der einen Glockenseite zu lesen:

„Der Zeit war das Oberamt:
H Geheimrat von Kalm
H Oberamtmann Deimling
H Assessor von Juntner
H Spezialat Siefert
H Pfarrer : F. L. Raupp
J. G. Grether Schullerr"

Die andere Seite enthielt folgende Namen: Joh. Jak. Greiner, jetziger Vogt, Joh. Fried. Stutz, Altvogt, Joh. Mich. Gräßlin, Altvogt, Joh. Gg. Behringer, Waisenrichter, Joh. Mich. Keller und Joh. Jak. Hasler des Gerichts.

Bezüglich des Eigentumsrechtes an den Glocken scheint ziemliche Unklarheit geherrscht zu haben. Auf eine Anfrage des Kirchengemeinderats gab der Oberkirchenrat am 7. Juli 1912 folgenden Bescheid:

„Was in unserem Erlaß vom 23. v. Mts., die Vergütung des Organisten und Blasbalgvertreters betreffend, über das Eigentumsrecht an der Orgel bemerkt wurde, das gilt in gleicher Weise bezüglich der Glocken der dortigen Kirche. Auch hinsichtlich der Glocken muß angenommen werden, daß die Anschaffung derselben durch die politische Gemeinde in Vertretung der Kirchspielsgemeinde erfolgte.

Die Glocken sind sonach ebenfalls als im Eigentum der Kirchengemeinde stehend zu betrachten und hat an denselben die politische Gemeinde lediglich das Mitbenützungsrecht in dem durch das Herkommen bestimmten Umfange."

Soweit die politische Gemeinde in Frage kommt, ist bezüglich des Eigentumsrechtes an der Kirche und ihren Ausstattungen zu sagen: Der Kirchplatz, der Glockenstuhl und die Kirchturmuhr sind Eigentum der politischen Gemeinde. Baupflichtig für die Kirche ist der Staat. An den Glocken steht der pol. Gemeinde das Mitbenützungsrecht zu.

## Die Kirchenuhr

In Hebels Gedicht, „Der Wächter in der Mitternacht", ist auch die Uhr im Kirchturm erwähnt:

„. . . Denkwohl, i thue's,
und rüef de Todte — nei, sell thueni nit!
Still willi uf de stille Gräbere goh!
Sie hen jo d'Uhr im Thurn und weiß i denn,
isch au scho ihri Mitternacht verbei? . . ."

Die erste Kirchenuhr war vermutlich im Jahr 1717 angeschafft worden, als das Kirchtürmle fertiggestellt war. Aus einem Vermerk in der Gemeinderechnung von 1717 geht hervor, daß der damalige Vogt und ein Uhrmacher von Malsburg bei Verdingung der Kirchenuhr einen Gulden verzehrt haben. Auf diese Uhr bezieht sich Hebels Hinweis, denn sie war bis 1837 in Benützung. Zum Preis von 315 Gulden hat dann die Gemeinde, laut Gemeinderechnung, im Jahr 1837 bei Josef Haager, Waldkirch, eine neue Kirchenuhr gekauft. Zum Fuhrlohn von zwei Gulden hat sie Gg. Fr. Obermeier von Lörrach nach Hausen transportiert. Diese zweite Kirchenuhr, deren technische Konstruktion erklärlicherweise noch mancherlei Mängel aufwies, verkündete nun den Dorfbewohnern als öffentliche Uhr die Tages- und Nachtstunden bis zum Jahr 1913. In diesem Jahr, also ein Jahr vor dem Ausbruch des großen Weltkriegs, entschloß sich die Gemeinde zur Anschaffung der jetzigen Kirchenuhr. Hersteller und Lieferant war die Firma Schneider, Söhne in Schonach (Bad. Schwarzwald). Bei dem hochentwickelten Stand der Schwarzwälder Uhrenindustrie war die Gewähr gegeben, daß die neue Uhr allen berechtigten Ansprüchen genügen würde. Einschließlich der Kosten für die Aufstellung kam diese moderne Kirchenuhr auf 1100 Mk. zu stehen.

Rund 76 Jahre hatte die alte Uhr ihre Aufgabe erfüllt. Als sie am 2. Dezember 1913 die 10. Abendstunde geschlagen hatte, war auch ihre Zeit abgelaufen. Daß nunmehr sie den Dienst als öffentliche Uhr übernommen habe, kündete die neue Uhr am 9. Dezember 1913 um 7 Uhr abends an. Für 21 600 M. (Inflationsgeld), die einen Goldwert hatten von 4,10 M. hat Schmiedmeister Wilhelm Vogt im Jahr 1923 die alte Uhr gekauft.

## Die Verlegung des Pfarrsitzes

Daß der Ortspfarrer von Hausen nach der Erhebung unseres Dorfes zur selbständigen Pfarrei noch so lange Zeiten hindurch den Wohnsitz in Schopfheim beibehielt, scheint weniger im Willen der Kirchenbehörde als im Willen der Ortsbewohner gelegen zu haben. Jedenfalls machten sich bei einem Teil der Ortsbewohner starke Widerstände gegen die Verlegung des Wohnsitzes bemerkbar. Das geht aus einem Bericht hervor, den das ev. Dekanat Schopfheim am 24. Mai 1851 an die Kirchenbehörde machte. Auch der Gemeinderat und der Bürgerausschuß von Schopfheim hatten diesen Bericht gut-

geheißen. Ein schmeichelhaftes Zeugnis wird da unseren Vorfahren, die zu jener Zeit im Dorf gelebt haben, nicht ausgestellt. Es heißt nämlich in diesem Bericht:

„In Hausen ist wohl die Hülfe am nötigsten, insofern die Gemeinde moralisch wie öconomisch schon so tief gesunken ist, daß nur noch die wenigen besseren Bürger die Verlegung des Pfarrsitzes in ihre Mitte wünschen, während die Uebrigen teils gleichgültig bei dieser Frage, oder gar dagegen gestimmt sind nur, um desto ungestörter ihr altes Wesen oder vielmehr Unwesen forttreiben zu können."

Die Mehrheit der damaligen Ortsbevölkerung bestand nach diesem Schopfheimer Bericht nicht gerade aus Musterchristen. Die Wahrheit wird sein, daß die Hausener zu jener Zeit nicht viel schlimmer und natürlich auch nicht viel bräver waren, wie ihre Volksgenossen in den Nachbarorten, einschließlich der moralisierenden Schopfheimer Berichterstatter. Oertlich bedingte Besonderheiten führen, von der Ferne aus gesehen, leicht zu abwegigen Urteilen. Einen interessanten Beweis hierfür hat Pfarrer Weidner, Hasel (jetzt Pforzheim), der Verfasser der „Geschichte von Hasel und Glashütten" im Heft 3 des 3. Jahrgangs der Heimatzeitschrift „Das Markgräflerland" geliefert. In einem Aufsatz „Aus J. P. Hebels Hausener Volksschulzeit" erwähnt Herr Weidner u. a. den Pfarrer Preuschen,[1]) der zu Hebels Zeit in Hausen als Pfarrer wirkte. Preuschen gründete in Hausen eine kleine Leihbibliothek, um, wie Weidner annimmt, den Hausenern eine bessere Lebensart beizubringen, denn die gefiel Preuschen nicht und er beschwerte sich:

„. . . ist mir doch die große Familiärität, womit Kinder ihren Aeltern durchgängig und gewohnheitsmäßig allenthalben begegnen, z. B. daß die Kinder die Aeltern lebenslang „Du" nennen, ekelhaft und anstößig, indem solche Früchte dadurch erzeugt werden, daß Kinder . . . bei einem vorfallenden Widerspruche die schuldige Hochachtung und sich selbst auf's gröblichste vergessen."

Weidner, der selbst Pfarrer ist und sicherlich Untugenden seiner Pfarrkinder mit strengem Maßstab mißt, scheint die von Preuschen beanstandete „Familiärität" auf idealere Motive zurückzuführen, als sein Amtsbruder, denn er bemerkt mit feiner Ironie:

„Es ist zu vermuten, daß auch der Hebelbub von dieser „verirrten Gewohnheit" angesteckt war. Jedenfalls verraten seine späteren Gedichte eine „große Familiärität."

Es darf also zu Gunsten unserer Vorfahren angenommen werden, daß es weniger der Hang war zu moralischer Ungebundenheit als vielmehr die übertriebene Angst vor steuerlicher Belastung, die einer Verlegung des Pfarrerwohnsitzes von Schopfheim nach Hausen hindernd im Wege stand.

---

[1]) Preuschen war 1766 Diakon in Schopfheim und Pfarrer in Hausen. Später wurde er Hofdiakonus in Karlsruhe und hat sich auch hier väterlich um Hebel angenommen, als dieser das Karlsruher Gymnasium besuchte.

In der Zeit von 1740 bis 1856 haben folgende Pfarrer in Hausen gewirkt, die ihren Wohnsitz in Schopfheim hatten: 1. Joh. Michael Hauber, gebürtig von Betzingen (1740), 2. Joh. Chr. Ernst Zandt (1742. Gest. 1748), 3. Jak. Christ. Friesenegger[2]) von Pforzheim (1748), 4. Joh. Christ. Salzer von Müllheim (1761), 5. Aug. Gottlieb Preuschen von Diethard (1765), 6. Carl Friedr. Obermüller von Müllheim (1769), 7. Joh. Carl Hofmann von Karlsruhe (1783), 8. Jeremias Fr. Stahl von Müllheim (1792), 9. Seb. Engler von Britzingen (Hebels Jugendfreund) (1801), 10. Fr. Ludwig Raupp von Efringen (1806), 11. Chr. Roth von Hasel (1812), 12. Karl Ludwig Sonntag (er stand mit Hebel in Briefwechsel) von Bötzingen (1819), 13. Martin Schmidt von Langenalb (1831), 14. Ludwig Gerwig von der Pfarrei Wies (1835), 15. Joh. Daniel Seisen (1846).

Pfarrer, die ihren Wohnsitz in Hausen hatten, haben folgende hier gewirkt: Wilh. Reimold (1857), Wilh. Höchstetter (1866), Julius Specht (1867), Nathanael Hager (1867), Albert Ahles[3]) (1868 bis 1878), E. Fr. Stücklin, Pfarrverweser (1878), Karl Lepper (vorher in Feldberg tätig) in Hausen Pfarrer von 1879 bis zu seinem Tod am 30. März 1890,[4]) Fr. Holdermann, Pfarreiverweser vom 18. November 1890 bis 6. Januar 1892. Holdermann, der spätere Dekan von Rötteln, war bei der gesamten Ortsbevölkerung außerordentlich beliebt. Der Frauenverein machte ein Bittgesuch an die Großherzogin, es möge Holdermann unter die Bewerber bei der Wahl aufgenommen werden. Es kam der Bescheid, daß sieben Bewerber vorhanden seien, von denen Holdermann der Jüngste sei. Es gehe nicht an, die älteren zu übergehen. Es kam zur Ernennung eines Pfarrers, da die sämtlichen Wahlgänge insofern ergebnislos blieben, als die Kirchenbehörde den von der Gemeinde gewünschten Pfarrer nicht in Hausen belassen wollte. Als ernannter Ortspfarrer kam dann Otto Heinrich Werner (bis dahin Pfarrverwalter in Bötzingen) nach Hausen. Von 1892 bis 1901 war er hier als Pfarrer tätig. (Er ist 1932 in Freiburg gestorben).

Nach Pfarrer Werner kam zunächst als Pfarrverwalter Herr Oskar Beurle hierher (18. Dez. 1901). Zum Pfarrer gewählt wurde er am

---

[2]) Friesenegger kam von Hausen nach Hauingen und hat dort am 30. Juli 1759 Hebels Eltern getraut.

[3]) Ahles war der erste von der Kirchengemeinde gewählte Ortspfarrer. Er wirkte vorher in Bühl und kam von Hausen nach Malterdingen.

[4]) Pfarrer Lepper war besonders bei den Schülern, die vom ihm Religionsunterricht erhielten, sehr beliebt. Stundenlang wußte er durch seine Erzählungen das Interesse der Kinder zu fesseln. Die vier oberen Klassen sangen, wie dies damals allgemein üblich war, dem geliebten Pfarrer bei der Beerdigung. Allgemein war auch von den vielen Fremden, die zum Begräbnis erschienen waren, zu hören, so schön hätten sie noch selten singen gehört.

6. April 1902. Nach über 30jähriger Tätigkeit als Pfarrer des Hebeldorfes ist Herr Beurle auf 1. Juli 1933 in den Ruhestand getreten. Ihm folgte als Nachfolger am 16. November 1933 der heute hier wirkende Pfarrer Wilh. Fuchs, er kam von Niefern bei Pforzheim.

## Vereinigte Kirchengemeinde Hausen-Raitbach

Die Frage einer Zusammenlegung der beiden kirchlichen Gemeinden Hausen und Raitbach hat über 100 Jahre eine Rolle gespielt und oft die Gemüter in beiden Orten ziemlich heftig erregt. Schon im Jahr 1804 machte Pfarrer Engler Vorschläge, die eine Zusammenlegung von Hausen und Raitbach bezweckten. Das Dekanat Schopfheim stand der Zusammenlegungsfrage recht wohlwollend gegenüber, sah sich aber genötigt, den Oberkirchenrat auch auf die Gegengründe hinzuweisen, die von Raitbach geltend gemacht wurden. Die Gemeinde Raitbach machte nämlich geltend,

> „daß sie am liebsten mit Schopfheim verbunden bleiben möchte und durch die Zuteilung von Raitbach mit den dazu gehörigen Parzellen die kirchlichen und bürgerlichen Verhältnisse der auch Schlechtbach und Kürnberg umfassenden Gesamtbürgermeisterei ganz zerklüftet würden, indem Schlechtbach jetzt schon in kirchlicher Beziehung der Pfarrei Gersbach zugeteilt ist und Kürnberg seiner Lage nach bei Schopfheim verbleiben müßte, während Raitbach mit Hausen verbunden würde..."

Das Dekanat kam selbst zu dem Schluß, daß es bei den gegebenen Verhältnissen das Beste sei, die Frage vorerst nicht weiter zu verfolgen. Es blieb somit, formell wenigstens, beim alten Zustand, aber in der Praxis hatten sich die Verhältnisse doch mehr den Bedürfnissen angepaßt. Als dann Fahrnau sich von Schopfheim trennte und selbständige Pfarrei wurde, war für Raitbach die Frage erneut aufgerollt, denn jetzt mußte gewählt werden zwischen Fahrnau und Hausen. Daß Raitbach nicht weiter bei Schopfheim bleiben konnte, nachdem das viel nähere Fahrnau eine eigene Pfarrei bekam, war klar. So wurde denn von Raitbach die Lösung in der Weise beschlossen, daß der Filialort Kürnberg, was ja der natürlichen Lage entspricht, sich Fahrnau, Raitbach aber an die Kirchengemeinde Hausen anschloß. Am 1. Januar 1911 wurde die Vereinigung vollzogen und seit dieser Zeit, also bereits ein Vierteljahrhundert, gibt es zwar politisch nach wie vor die beiden Nachbargemeinden Hausen und Raitbach, während es kirchenpolitisch nur noch die Gemeinde Hausen-Raitbach gibt. Die Stationsbezeichnung in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts hat eigentlich auch schon die Linie der kirchenpolitischen Entwicklung angedeutet.

# Die katholische Kirche

„Wo n i am Sunntig früeih in miine Gidanke dohigang, —
's isch so lieb und heimlich gsi, und d'Sunne het gschiene
rechts und links an d'Dörfer und an die gwiisgete Chilchtürn;
und die Chilchtürn stöhn und bschauen enander vo witem
übers Weizefeld und über die duftige Matte,
und 's will kein der Afang mache: „Nochber, fang du a!
Bisch du nit der ältst und hesch die chräftigste Glocke?"
„'s het jo no nit nüüni gschlage," seit er zuem Nochber . . ."

Wer am Morgen eines schönen Frühlingssonntags über's „Sätteli" dem „Chölschberg" entlang geht und etwa unterhalb vom „Chessiloch" den Blick über die vor ihm ausgebreitete Landschaft gleiten läßt, wird unwillkürlich an die Einleitungsworte in Hebels „Hephata, tue dich auf!" erinnert. Feierliche Ruhe liegt über dem Dorf, wenn hinter der Möhr die Sonne aufsteigt und die Wälder, Aecker und Matten mit goldfunkelndem Frühlicht überstrahlt. Noch liegt das Tal im Schatten, aber der „Guhl" auf dem Turm der katholischen und die Wetterfahne auf der evangelischen Kirche blitzen bereits im Sonnenlicht. Friedlich, wie zwei vertraute Kameraden, ragen die Kirchtürme empor und weisen durch das Blau unendlicher Fernen den Weg zum Himmel. Wie es in Hebels „Hephata, tue dich auf!" heißt: „Nochber, fang du a!" so scheinen die beiden Kirchentürme, wenn es Zeit wird zum Läuten, sich gegenseitig aufzumuntern, den Anfang zu machen. Sinnbildlich wird so zum Ausdruck gebracht, daß Protestanten und Katholiken im Dorf schiedlich-friedlich nebeneinander und miteinander leben.

Konfessionelle Gegensätze stören also das Zusammenleben im Hebeldorf nicht, dagegen weisen die beiden Kirchen bedeutende, zum großen Teil zeitlich bedingte, Unterschiede auf. Um dies zu erklären, genügt der Hinweis, daß aus der evangelischen Kirche schon Jahrhunderte reden, während die katholische Kirche eine Schöpfung der Neuzeit ist; erst in mehreren Jahren kann sie das 50jährige Jubiläum feiern. Die Geschichte der evangelischen Kirche geht in das Dunkel der Vergangenheit zurück, die Geschichte der katholischen Kirche ist lückenlos in den Archivalien festgehalten, wie ja heute alle wichtigen Vorgänge gewissenhaft registriert werden.

Auffällig ist der Unterschied in der Größe der Kirchen, denn obwohl die evangelische Bevölkerung rund zwei Drittel der Gesamteinwohnerschaft umfaßt, die katholische ein Drittel, und obwohl zur evangelischen Kirchengemeinde auch noch das ganz evangelische Raitbach gehört, ist die katholische Kirche räumlich weit größer als die evangelische. Auch hierfür kann die Entstehungszeit angeführt werden. Die evangelische Kirche hielt nicht Schritt mit der Bevölkerungsvermehrung, sie suchte sich nachträglich anzupassen, während die katholische Kirche eine bedeutende Vermehrung ihrer Kirchenangehörigen von vornherein in Rechnung stellte. Da die kath. Kirche für 500 Besucher Platz bietet, wird sie allerdings noch auf lange Zeiten hinaus den Ansprüchen ge-

nügen können. Als isoliert im Bündtenfeld stehender mächtiger Bau fügte sich die kath. Kirche eigentlich erst so richtig in das Dorfbild ein, als das neue Schulhaus in ihrer Nachbarschaft erstanden und auch an der Hebel- und Bergwerkstraße weitere Wohnbauten erstellt waren. Ursprünglich war als Baugelände für die kath. Kirche der Platz bei der Wiesenbrücke vorgesehen, dort wo die Färberei Resch errichtet war und jetzt die drei Wohnhäuser der Firma M. B. B. stehen; die Entscheidung fiel aber schließlich zu Gunsten des Platzes im Bündtenfeld aus.

Die Hausener kath. Kirche ist Filialkirche der Zeller Kirche. Sie ist dem heiligen Nährvater Joseph geweiht. Durch den Herrn Weihbischof K n e c h t wurde am 30. April 1892 die Grundsteinlegung vorgenommen. In seiner Ansprache an die große Menschenmenge, die sich aus dem Dorf und der Nachbarschaft eingefunden hatte, rühmte Weihbischof Knecht den Geist der Toleranz, der in Hausen das Zusammenleben der beiden Konfessionen auszeichne. Die Einweihung der Kirche erfolgte am 29. Juni 1895 wiederum durch Weihbischof Knecht. Die Bauleitung hatte Architekt S i e g e l e, Schopfheim, der den Bau nach den Plänen des Erzb. Bauamtes in Freiburg ausführte. Die Baukosten beliefen sich auf 70 000 Mk., die durch den Bonifatiusverein und freiwillige Beiträge aufgebracht wurden. Das Eigentumsrecht hat, wie Dr. H u m p e r t in der „Geschichte der Stadt Zell" feststellt, der Filialkirchen- und Baufond Hausen, auf dem auch die Baupflicht ruht.

Von den drei gestifteten Glocken mußten im Weltkrieg zwei abgeliefert werden für Kriegszwecke (1917). Sie wurden 1925 durch zwei neue Glocken ersetzt. Auf der neu angeschafften großen Glocke ist folgende Inschrift zu lesen:

> „Die Opfer des Weltkrieges im Jahre 1917 konnten dank der Freigebigkeit der Pfarrkinder wieder gegossen werden im 4. Regierungsjahr des Hochwürdigsten Herrn Erzbischofs Dr. Karl F r i tz, eines Sohnes der Pfarrei Zell i. W., von Benjamin Grüninger Söhne in Villingen 1924.
> Hl. Joseph bitte für die heilige Kirche und unser armes Vaterland!"

Auf der Glocke ist auch das Bildnis des Hl. Joseph angebracht, während die neue kleine Glocke ein Marienbild trägt. Auf der kleinen Glocke ist zu lesen:

> „Gegossen von Benjamin Grüninger Söhne in Villingen 1924.
> Hl. Maria bitte für uns!"

---

# Die Ruhestätten unserer Toten

„Wo mag der Weg zuem Chilchhof sy?
Was frogsch no lang? Gang, wo de witt.
Zuem stille Grab im chüele Grund
füehrt jede Weg, und 's fehlt si nit.

Doch wandle du in Gottisfurcht!
I rot der, was i rote cha.
Sell Plätzli het e gheimi Tür,
und 's sinn no Sache ehne dra."

Wenn am Hebelfest während und nach der Schülerbewirtung der leitende Lehrer den gesanglichen und deklamatorischen Teil des Programms zur Abwicklung bringt, erreicht die Feier als Volksfest ihren weihevollsten Höhepunkt. Was Hebel im Jahr 1802 einem schwäbischen Freund und Lehrer als Ziel seiner alemannischen Gedichte hinstellte, hier tritt der Erfolg eindrucksvoll in Erscheinung. Hebel schrieb damals seinem Freund Gräter:

„Meine erste Absicht ist die, auf meine Landsleute zu wirken, ihre moralischen Gefühle anzuregen und ihren Sinn für die schöne Natur um sie her theils zu nähren und zu veredeln, theils auch zu wecken."

In Gedanken wandern die zuhörenden Erwachsenen wieder zurück in ihre Kinderzeit, da sie selbst das Glück hatten, als Schüler am Hebelfest teilnehmen zu können. Doch manches andächtig lauschende alte Mütterlein hat mit der Vergangenheit abgeschlossen; es wendet sich vom Irdischen hinweg dem Himmlischen zu. Ihm wird es zum ergreifenden Erlebnis, wenn „Der Wegweiser", der kaum einmal in der Vortragsfolge fehlt, vernehmbar wird, und wenn der kleine Vortragskünstler im quellreinen Heimatdialekt fragend, mahnend, warnend und verheißend die oben wiedergegebenen zwei letzten Verse dieses klassischen Gedichtes verkündet. Da huscht ein überirdisches Leuchten über das faltenreiche verwelkte Gesicht des alten Mütterleins und es verweilt in Gedanken auf dem stillen „Gottsacker". Abseits vom lärmenden Verkehr, fern ab vom tönenden Leben, liegt er einsam im Gewann „Delle". Mitten unter dem herrlichen Sonnenbogen von der „Langefirst" und der „Möhr" bis zum „Ushölzli" und „Berg" liegt der Friedhof. Das Hebeldorf Hausen hat seinen Toten eine Ruhestätte geschaffen, auf die Hebels Worte besonders gut passen:

„. . . der Himmel ist nirgends so blau, und die Luft nirgends so rein, und alles so lieblich und so heimisch, als zwischen den Bergen von Hausen . . ."

Nicht immer war der „Gottsacker" an seiner heutigen Stelle, immerhin ruhen hier bereits die Toten eines Vierteljahrhunderts. Bevor jedoch die Geschichte des heutigen Friedhofs eine ausführlichere Schilderung erfährt, wollen wir uns ein wenig in der Vergangenheit umsehen und nachforschen, wo früher die Toten unseres Dorfes ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten.

Auch sie hatten nicht immer eine bleibende Stätte; die wachsende Bevölkerungszahl, die Vermehrung der Wohnstätten für die Lebenden und wohl auch die Erfordernisse der Gesundheitspflege machten wiederholt den „Umzug" der Toten erforderlich. Auch wenn sie blieben, wurde ihr „Deckbett vo Sand und Chies" ausgeebnet und der „Gottsacher" zum freien Platz oder zur öffentlichen Anlage umgestaltet.

Zur Zeit, da der Ort Hausen nur aus wenigen menschlichen Siedelungen bestanden hatte, wurden die Toten auf dem Friedhof des Gutes Ehner-Fahrnau beigesetzt. Den hier bestatteten Toten hat die Wiese (vermutlich am 19. September 1642) bei einem Hochwasser schändlich mitgespielt, denn ein großer Teil des Friedhofs wurde weggeschwemmt.[1]) Nach dem Schopfheimer Kirchenbuch ist der letzte Tote von Hausen, Jakob Arzet, am 16. Januar 1621 auf dem Friedhof Ehner-Fahrnau beerdigt worden. Es kann also angenommen werden, daß etwa in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Hausen selbst der erste Friedhof angelegt wurde.

Wie damals allgemein und heute in reinen Bauerndörfern noch vielfach üblich, wurde der Friedhof beim Ortskirchlein angelegt. Dieses stand in Hausen im jetzigen Garten beim „Tiichwegli"; hier befand sich somit auch die erste Ruhestätte der Toten im Ort. Ein letzter sichtbarer Zeuge dafür, daß da der Friedhof lag und das Kirchlein stand, war die erst vor einigen Jahren abgebrochene und weggeräumte dicke Bruchsteinmauer am „Tiichwegli" entlang. Vermutlich hat die Mauer auch Verteidigungszwecken gedient, denn in Kriegszeiten pflegten die Ortsbewohner, wenn die Gefahr feindlicher Ueberfälle bestand, in der Kirche Schutz zu suchen und sich hinter den Kirchhofmauern zu verteidigen.

Nachdem später an der Stelle der heutigen Dorfkirche eine kleine Kapelle erbaut wurde, die den kirchlichen Zwecken diente, fand auch die Verlegung des „Gottsachers" hierher statt. Bis ins erste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts fanden nun die Gestorbenen des Dorfes hier auf dem Kirchenplatz in unmittelbarer Nähe des Hebelhauses und des heutigen Rathauses, das zu Hebels Jugendzeit als Schulhaus diente, ihre letzte Ruhestätte.[2])

Auf diesem heimeligen Plätzchen beim Dorfkirchlein haben auch Hebels früh verstorbene Eltern sich zur ewigen Ruhe betten lassen und bei der Niederschrift so manches schwermütigen Verses seiner alemannischen Heimatgedichte dürfte der Dichter im Geist am Grabe seiner Eltern im Heimatdorf geweilt haben. Bei der Verlegung des Friedhofes ist es

[1]) Der nicht vom Hochwasser fortgespülte Teil des Friedhofs ist noch heute durch seine etwas erhöhte Lage erkennbar und heißt auch heute noch das „Gottsächerli".

[2]) An den Friedhof auf dem Kirchenplatz, der nach Erstellung des Hebeldenkmals „Hebelgarten" genannt wurde, erinnern heute noch einige an der Nordseite des Dorfkirchleins angebrachte künstlerisch zugehauene Sandsteinplatten mit den Namen der Toten und entsprechenden Inschriften.

versäumt worden, die Grabstätten der Eltern Hebels vielleicht durch eine einfache Einfassung oder einen bescheidenen Gedenkstein der Nachwelt kenntlich zu machen. Doch ihnen wurde ja eine Ehrung zuteil, wie Sterbliche sie sonst kaum finden können; die Stätte auf der sie von ihrem irdischen Tagewerk ausruhen, ziert das Denkmal mit dem Bildnis ihres Sohnes, des größten und gefeiertsten Heimatdichters der Alemannen. (Das Grab der Mutter unseres Dichters soll sich auf der Südseite des Kirchleins befunden haben.)

Im Jahr 1804 wollte die Gemeinde den „Gottsacker" bei der Kirche vergrößern, da dies dringend nötig war. Bereits waren Verhandlungen zum Ankauf von angrenzendem Gelände im Gange, aber die höheren weltlichen und kirchlichen Behörden und wohl auch die örtliche Kirchenbehörde waren aus triftigen Gründen anderer Meinung. Sie hielten eine Vergrößerung der Kirche für unumgänglich nötig, wozu aber ein erheblicher Teil des Friedhofs benötigt wurde. Die weltliche Ortsbehörde wollte am alten überlieferten Brauch festhalten und den Kirchenplatz als Begräbnisstätte beibehalten, aber durch das Eisenwerk war die Bevölkerung angewachsen; außerdem verfolgten die höheren Behörden das Ziel, die Vogtei Raitbach kirchlich nach Hausen einzugemeinden. Solche Bestrebungen bestanden also schon im Jahr 1804.

Die Gemeinde drang mit ihrer Auffassung weder beim Rötteler Oberamt noch bei der Regierung in Karlsruhe durch. In einem Karlsruher Hofratsprotokoll des 2. Senats (datiert vom 30. Mai 1805) wird unter Bezugnahme auf einen Bericht vom Oberamt Rötteln u. a. angeordnet,

> „daß die so höchst nötige und bereits durch die diesseitige Verfügung vom 4. August genehmigte Anlage eines neuen Begräbnisplatzes für die Gemeinde Hausen außerhalb dem Ort nunmehr unverzüglich und ohne auf die unstatthaften Einwendungen der Gemeinde weiter zu hören, bewerkstelliget . . . werden."

Es wurde dann von der Regierung, wie aus diesem Hofratsprotokoll hervorgeht, weiter verfügt, daß der geeignet erscheinende Acker des Johannes Greiner (44 Ruten) um 115 Gulden, wie bereits „accordiert", gekauft werden soll. Weiter sei um den Platz eine Mauer anzulegen, deren Kosten sich nach einem Ueberschlag des Werkmeisters Rebstock auf 177 Gulden, 30 Kreuzer belaufen würden. Kurzerhand ordnete die Regierung ferner an, daß die sämtlichen Kosten von der Hausener Gemeindekasse zu übernehmen seien, doch wurde der Vorbehalt gemacht, daß im Falle einer Angliederung der Vogtei Raitbach diese die Kosten anteilmäßig mitübernehmen soll.

Nach den Weisungen der Karlsruher Regierung mußte also die Gemeinde im „Bündtenfeld" von Johannes Greiner einen Acker kaufen zum schon erwähnten Preis von 115 Gulden. Hier kam nun der neue Friedhof hin; die vorgesehene Mauer um den Platz wurde, wohl aus

Sparsamkeitsgründen, sozusagen in Etappen ausgeführt. Den ersten Teil der Mauer machte der Maurer Sebastian Wähler zum Preis von 47 Gulden.[3])

Schon im Jahre 1840 erwies sich auch der neue Friedhof als zu klein und mußte erweitert werden. Hierzu wurde die angrenzende „Bündte" des Bartlin Jost benötigt, der seinen Acker gegen einen andern vom gleichen Maß hergab. Der Friedhof wurde vergrößert, gleichzeitig ließ die Gemeinde durch Maurer Schaubhut, Langenau, eine Kapelle erbauen und die Friedhofmauer ergänzen. Schaubhut übernahm diese Arbeiten zum Preis von 732 Gulden.

Ueber 100 Jahre wurden die Toten unseres Dorfes auf diesem Friedhof beigesetzt. Die Bevölkerung wuchs jedoch immer mehr an. Wohl war das Eisenwerk eingegangen, dafür aber hatte die Textilindustrie ihren Einzug gehalten und eine starke Vermehrung der Bevölkerungszahl bewirkt. In unmittelbarer Nähe des alten Friedhofs erstand auch das neue Schulhaus und das Friedhofsproblem wurde erneut durch die Verhältnisse aufgerollt. Eine neue Ruhestätte für die Verstorbenen war ausfindig zu machen und nach gründlichen Ueberprüfungen aller Fragen fiel die Wahl auf den jetzigen Platz im Gewann „Delle", südlich des Dorfes und in einer Gegend, wo wohl in absehbarer Zeit eine Ueberbauung des anstoßenden Geländes nicht anzunehmen ist.

Um den Platz in seine heutige leichte Schräglage zu bringen, waren ziemlich umfangreiche Erdbewegungen erforderlich. Planung und Fertigstellung des neuen Friedhofs wurde dem Gemeinderat Jakob Friedrich Fritz (seiner Körpergröße wegen „der groß Wiesefritz" genannt) übertragen. Fritz genoß als Flußbau- und Tiefbauunternehmer in der ganzen Gegend einen sehr guten Ruf. Er und so mancher seiner Mitarbeiter am neuen Friedhof ruhen nun längst schon auf der von ihnen selbst hergerichteten Ruhestätte aus, nachdem eine höhere Macht ihnen Feierabend geboten hat. Die Einfassungsmauer um den jetzigen Friedhof, ebenso der beim Eingang zum „Gottsacker" stehende Hebelbrunnen sind von Maurermeister Maier, Zell i. W., erstellt worden.

In erhebenden Feiern wurde am 25. Mai 1911 vom alten Friedhof[4]) Abschied genommen und anschließend ebenso erhebend und feierlich der neue Friedhof eingesegnet. Tiefempfundene Predigten hielt dabei Herr Pfarrer Beurle vor der zahlreichen Gemeinde beider Konfessionen. Eine stimmungsvolle Umrahmung fanden die Feiern noch besonders durch die Mit-

[3]) Auch der Friedhof bei der Kirche war mit einer Mauer umgeben. Sie ist im Jahr 1855 abgetragen worden; zur gleichen Zeit ist der um die Kirche liegende alte Friedhof dann ausgeebnet worden.

[4]) Im Einverständnis mit den Angehörigen der auf dem alten Friedhof bestatteten Toten wurde dieser in eine schöne Anlage umgewandelt, die heute der Hebelstraße eine besondere Note gibt und sich recht vorteilhaft in den Rahmen der Landschaft beim Schulhaus einfügt.

wirkung des Gesangvereins, der mehrere der weihevollen Stunde angepaßte Chöre zum Vortrag brachte. Als erster Toter wurde der Kaufmann Emil Kiefer, dessen junges Leben ein Schlaganfall zum Abschluß brachte, auf dem neuen Friedhof beigesetzt. Er war ein gebürtiger Atzenbacher.

Seit 25 Jahren ist nun auf der „Delle" die Ruhestätte unserer Toten. Das erkaltete, bleiche Gesicht der aufgehenden Sonne im Osten zugewandt, harren sie der Stunde der Auferstehung. Wir aber sagen gefaßt mit unserem Hebel:

„He nu, es goht is alle so. Der Schlof
zwingt jeden uf em Weg, und öb er gar
in d'Heimet dure chunnt; doch wer emol
sii Bett im Chilchhof het, gottlob, er isch
zuem letztemol doniede übernacht;
Und wenn es taget, und mer wache uf
und chömme use, hemmer nümme wit,
e Stündli öbbe, oder nit emol —."

(Aus: „Der Wächter in der Mitternacht".)

# Die Schule

„Her Schuelmeister, o Mond, mit diner wulkige Stirne,
mit dim glehrte Gsicht, und mit dim Pflaster am Backe,
folge der dini Chinder, und chönne sie d'Sprüchli und d'Psalme?
Blib mer nit z'lang stoh by sellem gattige Sternli."

Im Zwiegespräch zwischen Fritz und Heiner läßt Hebel in seinem Gedicht „Die Feldhüter" den Mond als „Her Schuelmeister" anreden. Vermutlich haben hier Erinnerungen dichterische Verarbeitung gefunden, Erinnerungen an die Jugendtage, da Hebel in Hausen, Basel und Schopfheim zur Schule ging. Sehr wahrscheinlich hat Hebel die „wulkige Stirne" und das „glehrte Gsicht" mit dem „Pflaster am Backe" irgendwo bei einem irdischen „Schuelmeister" beobachtet, bevor er diese Erkennungsmerkmale dem Mond angedichtet hat.

Durch welchen Schulmeister Hebel in seinem Heimatdorf unterrichtet wurde, ist bekannt, daß dieser Andreas Grether hieß, hat sich überall herumgesprochen, dagegen ist weniger bekannt, wo sich die „Lehrsäle" befunden haben, in denen den Kindern Schulunterricht gegeben wurde. Es hat nämlich auf schulischem Gebiet sehr viel länger gedauert, bis geregelte Verhältnisse geschaffen waren, als auf dem kirchlichen. In der bekannten Heimatzeitschrift, „Das Markgräflerland", sind hierüber schon manche recht aufschlußreiche Abhandlungen erschienen. Auch das „Feldbergs Töchterlein" (Nr. 40 vom 26. Nov. 1933) hat einen von Rudolf Gmelin verfaßten und im Wieser Gemeindeblatt „Ilese Haimetschi" erschienenen Aufsatz „Aus der Schulgeschichte des Kleinen Wiesentals" abgedruckt, der über die Schulverhältnisse in früherer Zeit interessante Angaben enthält.

Nach Gmelins Angaben gab es z. B. im Jahr 1503 in den zwei Grafschaften Rötteln und Sausenburg 40 Pfarreien, aber nur 10 Schulen. In den folgenden 10 Jahren kamen dann noch weitere 6 Schulen dazu. Eine allgemeine Schulpflicht gab es noch nicht; in der Regel schickten nur die besser bemittelten Ortsbewohner ihre Kinder zur Schule. In Orten, an denen ein Pfarrer den Wohnsitz hatte, wurde der Schulunterricht vom Diakon (Vikar) gegeben. In Orten, die kirchlich von auswärts betreut wurden, übten Bürger die Lehrtätigkeit aus, die im Lesen und Schreiben einigermaßen bewandert waren. Doch mußten diese Schulmeister ihren Haupterwerb in handwerklicher oder sonstiger geschäftlicher Tätigkeit suchen, denn für ihre Lehrtätigkeit an der Schule erhielten sie nur geringe Vergütungen, die meistens in Naturalien erfolgte.

Derart primitive Schulverhältnisse bestanden lange Zeiten hindurch auch in Hausen. Von wann ab sie datierten, ist nicht nachweisbar, daß eine Schule bestanden hat, darüber liegen zuverlässige Meldungen vor seit 1680.[1]) In diesem Jahr, also 1680, hieß der Schulmeister Hans Brüderlin. Er war gleichzeitig auch Gerichtsschreiber (Ratschreiber) und „Marchrichter". Da der Schulmeister zu jener Zeit in der Regel auch noch den Dienst als Sigrist zu versehen hatte, handelte es sich bei Brüderlin ohne Zweifel um eine recht vielseitige Persönlichkeit.

Von besonderen Schulhäusern war lange Zeiten hindurch auch keine Rede, der Schulmeister unterrichtete die Kinder in seinem Haus, wenn er einen geeigneten Raum hatte, oder die Gemeinde mietete in irgend einem andern Privathaus für bescheidenen Mietzins eine größere Stube, wo dann der Schulunterricht gegeben wurde. Wie wenig Neigung die Gemeinden verspürten, für die Schule öffentliche Mittel aufzuwenden, geht drastisch daraus hervor, daß die Kinder im Winter das Holz zum Heizen der Schulstube mitbringen mußten. Bis 1751 war diese Art Beschaffung des Heizmaterials in Uebung, dann kam eine amtliche Verordnung heraus, wonach die Gemeinden das nötige Brennholz für die Schule zu stellen hätten, da den ärmeren Leuten die Mitgabe des Holzes schwer falle und sie ihre Kinder daher von der Schule fernhielten. Besondere Beachtung scheint aber die amtliche Verordnung nicht gefunden zu haben, denn noch lange blieb die alte Uebung aufrecherhalten und erst vor etwa 100 Jahren hörte das Mitbringen des Brennholzes zur Heizung der Schulstube durch die Schüler auf.

Was den Lehrplan der Schule betrifft, so war natürlich auch dieser ebenso primitiv wie die allgemeinen Schulverhältnisse; Lesen und Schreiben und Religionsunterricht (Christenlehre und Kinderlehre) waren die Hauptfächer. Um das Jahr 1740 herum kam das Rechnen hinzu und zu Hebels Zeit, im Jahr 1767, wurde für begabtere Schüler noch Geometrie in den Lehrplan aufgenommen (es wird darauf noch näher eingegangen). In den

---

[1]) Die allgemeine Schulpflicht für Kinder vom 6. Lebensjahr ab wurde im Jahr 1751 vom Markgrafen K. Friedrich eingeführt, sie bestand somit schon zu Hebels Zeit.

40er Jahren des 18. Jahrhunderts erhielten die Schüler (Knaben und Mädchen) ferner Handarbeitsunterricht im Stricken, die Mädchen außerdem im Spinnen und Nähen. (Spinnproben, die einem Visitationsprotokoll beigelegt waren, sind noch vorhanden.)

In diesem Zusammenhang möge die Tatsache Erwähnung finden, daß zu Hebels Kinderzeit der damals für Hausen zuständige Pfarrer Obermüller[2]) die Eltern der Schüler einteilte in solche die ihre Kinder schlecht und in solche, die sie gut erzogen haben. Bei den ersteren waren zwei Namen angeführt; als Eltern, bei denen gute Kindererziehung bestätigt wurde, sind folgende genannt:

1. Jakob Maurer, Vogt.
2. Hans und Stephan Roths auf dem Bergwerk.
3. Joh. Jakob Hunsinger
4. Jakob Arzet.
5. Ursula Hebelin, Wittib.

Pfarrer Obermüllers „Leumundszeugnis" ist datiert vom 12. April 1771. Hebel stand somit kurz vor der Vollendung des 11. Lebensjahres, als der Pfarrer seiner Mutter bestätigte, daß sie ihren Sohn gut erziehe. Mit Hebel besuchten noch rund 60 Schüler des Dorfes die Schule. Das Schulgeld für einen Schüler betrug 48 Kreuzer im Jahr. Durch Pfarrer Preuschen, den späteren Hofdiakonus und Gönner Hebels, wurde während Hebels Jugendzeit in Hausen eine kleine örtliche Leihbibliothek gegründet, deren Grundstock 34, teils geschenkte, teils gekaufte Bücher bildeten.

## Schulstuben und Schulhäuser

Bis zum Jahr 1773 gab es in Hausen kein besonderes Schulhaus. Wie schon angeführt, unterrichtete der Schulmeister entweder in seinem Haus, oder in einer von der Gemeinde gemieteten Schulstube. Nach den Ausweisen der Gemeinderechnungen von 1760 bis 1771 befand sich zum Beispiel in dieser Zeit die Schulstube im Haus Hebelstraße 20 und 22, zeitweise auch im Gebäude der heutigen Gaststätte zum „Adler", dann im Haus des Sebastian Währer und in einem dem Weidgesellen Hans Jerg Greiner gehörenden Haus auf der „Mure", das neben dem Haus Nr. 17, Bergwerkstraße, gestanden hatte. In einem Teil dieser Schulstuben hat Hebel in seinem Heimatdorf den ersten Schulunterricht erhalten.

Das erste Schulhaus der Gemeinde Hausen ist im Jahr 1773 fertiggestellt worden; die Vorgeschichte geht bis auf 1771 zurück. In der Gemeinderechnung von 1773 wird berichtet:

> „Ein neues Schulhaus wurde auf gnädigsten herrschaftl. Befehl und einem daselbst erlassenen hochfürstl. Rescripto de dato 25. Juni 1773 erbaut."

---

[2]) Zu Obermüller kam Hebel in Kost, als er in Schopfheim zur Lateinschule ging.

Dieses erste Schulhaus ist später zum heutigen Rathaus umgebaut worden. Ein altes baufälliges Haus hatte hier gestanden. Es wurde von der Gemeinde gekauft und niedergerissen. Gleichzeitig wurden als Baugelände für das neue Schulhaus auch die angrenzenden Grundstücke käuflich erworben. Zu den Baukosten für das neue Schulhaus leistete auch die Faktorei des markgräflichen Eisenwerks in Hausen einen größeren Beitrag; ein Teil der Kosten wurde durch die Schulkollekte bestritten, während der übrige Teil von der Gemeinde getragen werden mußte.

Hatte nun die Schulhausfrage zunächst eine recht ideale Lösung gefunden, so war diese Lösung eben doch erfolgt, ohne die notwendige Voraussicht, daß die Bevölkerungszahl weiter anwachsen werde. Es stellte sich denn bald heraus, daß in dem Schulhaus die Räume zu klein wurden, um die schulpflichtigen Kinder alle aufnehmen zu können. Im Jahr 1770 zählte das Dorf Hausen erst 377 Einwohner, aber im Jahr 1832 war die Einwohnerzahl bereits auf 603 angewachsen. Dementsprechend war auch die Schülerzahl größer geworden. Immer brennender wurde damit auch die Schulhausfrage wieder. Die Gemeinde stand vor der Wahl, entweder das alte Schulhaus ganz wesentlich zu erweitern, oder ein neues Schulhaus zu errichten. Die Gemeindeverwaltung entschloß sich, einen Neubau ausführen zu lassen. Sie kaufte im März 1846 von den Erben des Joh. Gg. Fritz ein Grundstück (Haus, Scheuer, Stallung, Kraut- und Grasgarten) für 500 Gulden. Der Abbruch der alten Gebäulichkeiten wurde den Bürgern Christian Grauer und „Konsorten" übertragen. Den Plan für das neue Schulhaus fertigte Zimmermeister Klaile an, wofür er eine Vergütung erhielt von 3 Gulden.

Die Bauarbeiten wurden dann im Submissionsverfahren vergeben, wobei der Maurer Thadäus Keller den Zuschlag erhielt, dessen Angebot sich auf 6699 Gulden belief. Die staatliche Aufsichtsbehörde genehmigte der Gemeinde Hausen eine Kapitalaufnahme von 6000 Gulden, die zur Finanzierung des neuen Schulhausbaues bestimmt war. Die Bauarbeiten, mit denen im Jahr 1847 begonnen wurde, scheinen zum Teil recht mangelhaft ausgeführt worden zu sein, denn schon im Jahr 1854 wurden umfangreiche Instandsetzungsarbeiten nötig, weil sich im Mauerwerk große Risse zeigten und auch sonst noch viele Baumängel sichtbar wurden. Die hinter dem Haus befindliche Schulscheuer ist erst im Jahr 1880 erbaut worden.

Nach der Vollendung eines neuen Schulhauses im Unterdorf und nach dem Umbau des alten zum Rathaus, meinte ein älterer Ortsbewohner zu seinen jüngeren Mitbürgern: „Wir haben jetzt alles für euch getan, ihr Jungen braucht nun nichts mehr zu bauen." Diese Meinung des älteren Bürgers stellte sich bald als irrig heraus. Wohl diente das neue Schulhaus, in dem sich zwei Schulsäle und Lehrerwohnungen befanden, rund 60 Jahre seinem Zweck, aber die Klagen über Raummangel wurden schon lange vor Ablauf dieser Zeit vernehmbar. Ein Hinweis auf die gestiegene Einwohnerzahl macht diese Klagen verständlich. Bekanntlich zählte unser Dorf im

Jahre 1832 etwa 600 Einwohner, bis 1890 aber war die Zahl auf 1170 gestiegen. Dementsprechend war auch die Schülerzahl wieder gewachsen; sie betrug 180. In zwei Schulsälen wurden sie von zwei Lehrkräften unterrichtet, nicht weniger als 90 Schüler entfielen somit auf eine Lehrkraft.

Als Ideal konnten unsere örtlichen Schulverhältnisse um das Jahr 1890 herum gewiß nicht bezeichnet werden. Wenn es trotzdem gelungen ist, den allgemeinen Lehrplan der Volksschule einzuhalten, so zeugt dies jedenfalls von einem gesunden Schülerbestand, vor allem aber von der Tüchtigkeit der Lehrer. Unter diesen gab es manche, die zweifellos über den Durchschnitt der Volksschullehrkräfte hinausragten. Ihnen verdankt es mancher ehemalige Hausener Volksschüler, wenn er draußen in der Fremde sein gutes Fortkommen gefunden hat. So wie Hebel ehrend seines Hausener Lehrers, Andreas Grether, gedachte, so gedenken manche seiner Landsleute, die nach ihm die heimatliche Volksschule besuchten, ehrend und dankbar ihrer ehemaligen Lehrer.

Räumlich konnte das zweite Schulhaus schon anfangs der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts nicht mehr genügen, doch mußte man sich mit dem bestehenden Zustand noch bis zum Ende des ersten Jahrzehnts im 20. Jahrhundert abfinden. Erst im Jahre 1908 kam es zur Erstellung des heutigen Schulhauses, das den modernen Anforderungen besser entspricht. Es enthält vier Schulsäle und ist bautechnisch so gehalten, daß eine Erweiterung leicht bewerkstelligt werden kann. Der Kostenaufwand für dieses moderne Volksschulhaus betrug 60 000 Mark. Der Gesamtplan ist von Architekt Wenner, Bezirksbaukontrolleur, entworfen worden, Wenner war auch die Bauleitung übertragen.

Mit einem recht feierlichen Weiheakt wurde das neue Schulhaus am 20. Dezember 1908 seiner Zweckbestimmung übergeben. Sämtliche Schüler beteiligten sich an dem Einweihungsakt, bei dem auch die Musik und der Gesangverein mitwirkten. Anwesend waren ferner der evangelische, der katholische und der altkatholische Pfarrer; weiter Oberamtmann Dr. Guth-Bender und Kreisschulrat Glöckler. Der damals bereits 87 Jahre alte Bürgermeister Roths hielt eine Begrüßungsansprache, die sowohl durch ihren Inhalt, wie durch die geistige Lebendigkeit, mit der sie der Siebenundachtzigjährige frei vortrug, auf alle Zuhörer einen tiefen Eindruck machte. Architekt Wenner übergab dem Bürgermeister dann feierlich die Schlüssel des neuen Schulhauses, die von Hauptlehrer Bernhard mit einer markigen Ansprache in treue Obhut genommen wurden. Die Festrede hielt sodann Kreisschulrat Glöckler; auch der Oberamtmann hielt eine Ansprache, während Fabrikant Fritz Behringer ein Gedicht vortrug, das er kundig dem Charakter der Feier anzupassen wußte. Umrahmt war die Feier von Liedervorträgen des Schülerchors und des Gesangvereins und von Musikvorträgen. Eine Festfeier in der Linde schloß sich dem Einweihungsakt an.

# Hebels Lehrer, Andreas Grether

In der langen Reihe der Lehrkräfte, die in den Schulstuben und Schulhäusern des Hebeldorfes wirkten, nimmt Andreas Grether einen besonderen Platz ein. Seine Sonderstellung verdankt Grether dem Umstand, daß er den jungen Hanspeter Hebel, den späteren großen alemannischen Heimatdichter, zu seinen Schülern zählen durfte. Grethers Sonderstellung hat somit geschichtlichen Ursprung. Daß er als Lehrkraft eine überragende Persönlichkeit gewesen wäre, ist nicht anzunehmen, daß er aber ein willensstarker, frommer und lerneifriger Charaktermensch und ein autoritärer Schulmeister war, dafür liegen mancherlei Beweise vor. Grether scheint in der Schule ein ziemlich strenges Regiment geführt und die Schüler in guter Zucht gehalten zu haben. In einem Brief an Sophie Haufe, in dem Hebel erwähnt, daß er mit der Abfassung der Biblischen Geschichten beschäftigt sei, betont Hebel, dabei „habe ich mir meinen alten Schulmeister Andreas Grether in Hausen und mich und meine Mitschüler unter dem Schatten seines Stabes gedacht." Hebel bescheinigt hier seinem Lehrer Grether, daß er ein frommer und strenger Herr war. Als sich aber die Legende bildete, Grether sei gegewissermaßen ein Prügelpädagoge gewesen, und als solche Andeutungen ihren Weg sogar in den „Rheinischen Hausfreund" gefunden hatten, ist Hebel dieser Legende wirksam entgegengetreten. In der Erzählung „Eine Gerechtigkeit" schrieb er:

> „Wie man zum Kaffee Zichorie tut, also kam es ihm (dem kleinen Hanspeter [D. V.]) darauf an, wenn er vormittags die lateinischen Schläge eine Stunde weit heimgetragen hatte, nachmittags je einmal auch noch ein paar deutsche einzutun — aber niemals unverdiente."

Andreas Grether war demnach zwar ein strenger, aber auch ein gerechter Jugenderzieher. Hebel bestätigt es ihm. Nochmals mögen hier auch jene aus dankbarem Herzen kommenden Lobworte wiedergegeben sein, die Hebel im Alter einem seiner ehemaligen Schüler schrieb, als dieser ihm eine selbstangefertigte Zeichnung zum Geschenk machte, die Hebels Elternhaus und das damalige Schulhaus (heutiges Rathaus) enthielt. Dem Zeichner und Spender schrieb bekanntlich Hebel:

> „Beide Stätten sind mir heilig, wo zwei Menschen wohnten, meine Mutter und mein Schulmeister Andreas Grether, die so vieles an mir taten, denen ich so vieles verdanke."

Einem Prügelpädagogen hätte Hebel bestimmt kein so ehrendes Zeugnis ausgestellt. Eine gewisse Stütze konnte die Legende vom prügelnden Schulmeister allerdings finden in den — Prüfungsberichten. In diesen Berichten über die Prüfungen, oder, wie es in der damals von Fremdworten nur so wimmelnden Amtssprache hieß, „Visitationen", wurde Grether jeweils bezeugt, daß er ein frommer Mann sei, der die Kinder zur Frömmigkeit erziehe; auch verstehe es Grether, in der Schule eine bewundernswerte Stille

einzuführen. Daß Spaßvögel hier dankbaren Stoff für Witze fanden, ist erklärlich; vom Scherz bis zur böswilligen Nachrede ist aber oft nur ein kleiner Schritt. Um so menschlich reiner und schöner wirkt Hebels Ehrenerklärung für seinen ehemaligen Lehrer.

Daß Andreas Grether aber auch eine durchaus tüchtige Lehrkraft war, geht aus der langen Dienstzeit hervor. 26jährig hat er im Jahr 1754 das Amt als Schulmeister in Hausen übernommen. Bis 1787 hat er es allein verwaltet. In diesem Jahr wurde ihm sein Sohn, Joh. Gg. Grether[3]) als Hilfskraft zugeteilt, da Grether alt und kränklich wurde und an zunehmender Schwerhörigkeit litt. Trotzdem blieb Andreas Grether bis zu seinem Tod (1801) im Schuldienst tätig; einen unfähigen Schulmeister würde die Aufsichtsbehörde kaum so lange im Amt belassen haben.

Daß Andreas Grether sich nicht scheute, auch an seiner eigenen Weiterbildung zu arbeiten, wenn der Lehrplan durch Einführung neuer Unterrichtsfächer erweitert wurde, hat er bewiesen, als für die begabteren Schüler Geometrie in den Lehrplan aufgenommen wurde. Witzreißer und allenfalls Sechstkläßler, die in Geometrie kaum die Note „Sehr gut" erhalten würden, mögen darüber spötteln, daß Andreas Grether, Hebels Lehrer, in der Geometrie erst selbst noch Unterricht nehmen mußte, verständige Menschen aber werden den Lerneifer des damals schon fast 40jährigen Schulmeisters Grether als Beweis dafür ansehen, daß dieser gute Charaktereigenschaften hatte und ein Vorbild für seine Schüler war. Grether nahm mit andern lernwilligen Kollegen beim Lehrer Z i l l y in Schopfheim besondere Stunden im Rechnen und in der Geometrie. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß die Lehrkräfte der Volksschule damals recht geringe Bezahlung erhielten, vielfach bestand noch die Sitte des „Umessens", d. h. der Lehrer wurde abwechselnd von der Bürgerschaft verköstigt. Gerecht urteilende Menschen werden daher vor Andreas Grethers Lerneifer großen Respekt empfinden.

Hebels heimatlicher Lehrer war kein geborener Hausener, sondern ein F a h r n a u e r. Er wurde als Sohn des Rotgerbers Johann G r e t h e r am 30. Dezember 1728 in F a h r n a u geboren. Seine Ernennung zum Schulmeister in Hausen erfolgte am 1. März 1754. Gestorben ist Andreas Grether am 25. Juni 1801.

## Sonstige Schulmeister

In früherer Zeit sind die Lehrkräfte an der Volksschule im heimatlichen Sprachgebrauch als Schulmeister bezeichnet worden. Auch H e b e l spricht oft vom Schulmeister. Es handelte sich keineswegs etwa um einen Spottnamen, der auf mangelnden Respekt vor der Lehrperson schließen ließ, mit

[3]) Joh. Gg. G r e t h e r war vorher zwei Jahre in G l a s h ü t t e n bei Hasel als Schulmeister tätig.

Schulmeister war vielmehr durchaus zutreffend die Rolle aufgezeigt, die eine Lehrkraft zu spielen hatte, so lange sie den Schuldienst nur nebenamtlich versah, den Haupterwerb aber außerhalb des Schuldienstes als Handwerksmeister, Gemeindeangestellter usw. suchen mußte. Die zeitgeschichtliche Grenzlinie zwischen Schulmeistern und Lehrern ist somit unschwer zu finden. Von Lehrern sprechen wir von der Zeit ab, da sie hauptberuflich die Lehrtätigkeit ausübten, mithin auch in sozialer und kultureller Hinsicht als besonderer Stand sich in den Gesellschaftsorganismus einfügten. In diesem Sinn wolle der Leser also die Unterscheidung zwischen Schulmeistern und Lehrern auffassen.

Als ersten Schulmeister in Hausen haben die Leser bereits Hans Brüderlin kennen gelernt, der gleichzeitig auch Gerichtsschreiber und Marchrichter war. Als Schulmeister war er vermutlich tätig von 1680 bis 1700. Nach ihm wird ein gewisser Otth erwähnt, der von 1716 bis 1717 den Dienst als Schulmeister versah. Ihm folgte Hans Jerg Greiner (1717/21). (Die in Klammern angeführten Jahreszahlen bezeichnen die Zeit der Wirksamkeit der Schulmeister, wobei jedoch nicht in jedem Fall für volle Richtigkeit Gewähr geleistet werden kann.) Hans Jerg Greiner folgte Anthony Sice (1721/45). Sice war vorher Vogt und las als solcher in der Kirche das gemeine Gebet. Sein Sohn war in Raitbach Schulmeister. Nach Sice wird in Hausen Andreas Dämler genannt, (1745/48), der hauptberuflich Schreiner war. Zeitweise scheint der Schulbetrieb unterbrochen gewesen zu sein, so z. B. vom 23. Juli 1748 bis 23. Januar 1749.

Der Schulmeisterposten in Hausen war offenbar nicht immer ein sehr begehrter, wenigstens wird von einem Schulmeister Baumeister berichtet, der Rötteln unterstand, daß er „seiner ohngeziemenden und impertinenten Aufführung halber" nach Hausen berufen worden sei. Es handelte sich demnach um eine regelrechte Strafversetzung, woraus der Schluß gezogen werden darf, daß die Aussicht, Schulmeister in Hausen zu werden, damals nicht gerade verlockend wirkte. Baumeister hat übrigens den angewiesenen Schuldienst in Hausen gar nicht angetreten. Ein Schuhmacher, Sebastian Währer, wurde Schulmeister (1749/51). Ihm folgte Hans Michael Siegrist, Sohn des Adlerwirts Siegrist, der auch Gerichtsschreiber war (1751/54). Nach Siegrist übernahm dann Andreas Grether den Posten. Grethers Rolle als Lehrer Hebels, und als Mensch und Pädagoge ist bereits an anderer Stelle gewürdigt worden. Fast ein halbes Jahrhundert, von 1754 bis 1801, erteilte Andreas Grether den Schulunterricht. Ihm folgte sein Sohn Johann Georg Grether, der seinem Vater schon vom Jahr 1787 ab im Schuldienst Beistand leistete und dann 1801 endgültig das Schulmeisteramt übernahm, das er bis 1833 ausübte. 1837 ist Joh. Gg. Grether im 73. Lebensjahr gestorben. Annähernd 80 Jahre hindurch haben er und sein Vater, Hebels Lehrer, den Kindern unseres Dorfes den Schulunterricht erteilt. In Hebels Lehrer und seinem Sohn ehren wir also

zwei um das Hausener Schulwesen recht verdiente Persönlichkeiten. Grether Joh. Gg. hat auch das Amt eines Marchrichters versehen, von ihm angefertigte handschriftliche Urkunden sind erhalten. Mit dem jüngeren Grether kann die Liste der Schulmeister als abgeschlossen gelten. Es folgen nunmehr

## die Lehrer

Als erster nach den Schulmeistern sei Karl Kaps genannt. Er ist sehr früh gestorben und konnte sein Amt als Lehrer nur zwei Jahre von 1833 bis 1835, ausüben. Trotzdem ist Kaps als besonders verdienstvoller Lehrer zu erwähnen. Er war es nämlich, der an unserer Volksschule den mehrstimmigen Gesang zur Einführung brachte. So wurde der Lehrer Kaps mittelbar auch ein Vorkämpfer der Gesangvereinsbewegung. Wenn der Gesangverein Hausen im Jahre 1945 sein 100jähriges Jubiläum feiert, wird wahrscheinlich des Lehrers Kaps wiederum so ehrend gedacht werden, wie es im Festbuch zum 50jährigen Jubiläum (1895) geschehen ist. In diesem Festbuch ist u. a. darauf hingewiesen, daß der verdienstvolle Mitbegründer des Vereins, Bürgermeister Roths, bei Kaps in die Schule gegangen war. Roths war ein stimmbegabter Sänger und als sein Lehrer gestorben war, übte er die in der Schule gelernten mehrstimmigen Lieder aus dem Gedächtnis weiter ein. Wo Hebels Geist herrscht, da singt man frohe Lieder und in Hebels Heimatdorf leben recht sangesfrohe Menschen. So war es früher, und so wird es bleiben. Wie empfänglich unsere dörflichen Vorfahren für den mehrstimmigen Gesang waren, geht wohl am eindrucksvollsten daraus hervor, daß sich vor dem Schulhaus oft Ansammlungen von Erwachsenen bildeten, wenn der Lehrer Kaps mit den Schülern den mehrstimmigen Gesang übte. Andächtig lauschten die erwachsenen Zuhörer.

Auf Kaps folgte Lehrer Eckmann (1835/37). Dann versah Räuber, Fahrnau, aushilfsweise einige Zeit den Schuldienst in Hausen. Von 1837 bis 1850 übte Wollenbär von Lahr, dann von 1850 bis 1856 Dießlin an der hiesigen Volksschule die Lehrtätigkeit aus. Dießlin folgte Schneckenburger, von dem die alten Leute oft erzählten, er sei ein guter Musiker und Gesangslehrer gewesen. Schneckenburger unterrichtete hier von 1857 bis 1870. Nach ihm waren hier als Lehrer tätig: Krauß (1870/71), Schinkle (1871/73), Holloch (1873), Finter (1873/76), Blau (1876/77), Leckebusch (1877). Bei den kurzfristig tätigen Lehrkräften handelte es sich in der Regel um Schulverwalter.

In guter Erinnerung steht den älteren Hausenern noch der Hauptlehrer Baier (1877/86). Als Schulverwalter war dann hier G. Seith (1886/87). Seith, der Vater des bekannten Heimatforschers und Fortbildungsschulhauptlehrers Seith in Schopfheim, kam von Hausen als Hauptlehrer nach Langensee im kleinen Wiesental. Sein Nachfolger in Hausen war der in Glashütten bei Hasel geborene Georg Greiner (1887/93). Greiner wurde von Hausen nach Tumringen versetzt, wo er 1913 gestorben ist. Nach Hausen kam für

ihn Wilhelm Bernhard als Hauptlehrer, der nun 27 Jahre, von 1893 bis 1920, die leitende Persönlichkeit der hiesigen Volksschule war. Bernhard war ursprünglich von robuster Gesundheit, aber Volksschulen mit hohen Kinderzahlen und einem Schülermaterial, das den verschiedensten sozialen Schichten entstammt, stellen zweifellos an die Lehrkräfte und Erzieher besonders hohe Anforderungen in körperlicher wie geistiger Beziehung. Der aufreibende Schuldienst warf denn auch den strengen und tüchtigen Lehrer frühzeitig aufs Krankenlager. Am 6. Dezember 1920 ist er in Hausen gestorben. Die hinterlassene Lehrerswitwe lebt in ihrer Heimatstadt Lörrach. Bernhards einziger Sohn ist im Weltkrieg gefallen.

27 Jahre lang standen die Schüler der oberen Klassen am Hebelfest unter der Leitung Bernhards, der auf die Pflege Hebelschen Geistes größte Sorgfalt verwendet hat. Auf seine Anregung hin hat auch sein Freund und Lehrerkollege, der musikalisch hervorragend verdiente und im hinteren Wiesental (Zell) gebürtige Lehrer Schlageter eine Anzahl Hebelscher Gedichte vertont. Als Gesangslehrer und Gesangsdirigent war Bernhard eine besonders tüchtige Kraft. Der Gesangverein und der gemischte Chor haben unter seiner Leitung bei manchen Wettsingen große Erfolge erzielt. Einige Zeit hindurch dirigierte Bernhard auch die hiesige Blechmusik.

Als weitere Lehrkräfte, zum Teil noch mit Bernhard zusammen als 2. Hauptlehrer, waren dann an der hiesigen Volksschule tätig: Brödler (1906/10), Wittmann (1910 Schulverwalter), Rüdin (1910/32). (Er war auch Bernhards Nachfolger bei den Hebelfesten, Rüdin trat 1932 in den Ruhestand). Weitere Lehrer: Schwarzenhölzer (1925), Kraus, der heute noch hier den Volksschulunterricht leitet. Gg. Schmidt (1912/13), Philipp (1914), Fischer (1913/14), Riffel (1920), Göhring (1920), Wiehst, Fortbildungsschullehrer (1922/24), Brauch, Fortbildungsschullehrer (1924), Prescher (1925/27), Herlan (1927/31), Kapp (1929), Kälber (1930/31), Mittag (1931/34), Fichter (1932/33), Schlecht (ab 1933 hier tätig), und Sindlinger (1935).

Als Unterlehrer waren hier noch tätig: Huck (1872), Heinz (1874/75), Abel (1875/77). Er ist durchgebrannt. Neuwirth, der nur 8 Tage hier war und dann im Rhein ertrunken ist. Haeg (1877), Fath (1877/79), Sauer (1879/81), Mösner (1881/82), Herbold (1882/85), Büchler (1885/86), Wölfle, Schwiegersohn des Lehrers Baier (1886/89), Häusler (1889/92), Hiß (1892/97), Böhler (1897), Müller (1897/99), Göbel (1898/1901), Lutz (1901/03), Maier (1903/06).

Als Lehrerinnen waren an der hiesigen Volksschule von 1909 bis 1920 tätig: Lili Reckendorf, Marie Schweikert, Hedwig Schweinlin, Elisabeth Beisel, Frieda Trantz, Frl. Ohim, Frl. Wiedemann, Trina Schäfer, Frl. Spahn, Frl. Schmolk und Frl. Bosch.

# Die Kleinkinderschule

Die Kleinkinderschule, in die viele unserer Dorfkinder gehen, bevor sie volksschulpflichtig sind, hat eine interessante Vorgeschichte. Der langjährige Bürgermeister Joh. Jak. Roths hat darüber Aufzeichnungen gemacht, denen wir folgendes entnehmen: Im Jahr 1853 regte der Wiesleter Pfarrer Rink beim Bürgermeister Roths an, auch in Hausen eine Kleinkinderschule zu errichten, wie dies bereits in Wieslet durch Pfarrer Rink geschehen war. Roths nahm dann mit dem Ortspfarrer Seisen Rücksprache, fand aber bei diesem nicht die erhoffte Unterstützung; Seisen erklärte, um solche Pläne ausführen zu können, müsse man Geld haben. Bürgermeister Roths ließ sich aber nicht entmutigen, er ging zu befreundeten Familien und trug hier sein Anliegen vor. Durch freiwillige Beiträge brachten diese 15 Gulden zusammen, für die Roths bei seinem Schwager, dem Schreiner Schleith-Bipp, drei lange Bänke anfertigen ließ. Sie wurden im neuen Schulhaus (dem jetzigen Lehrerwohnhaus) in dem einen der beiden Schulzimmer, das noch nicht in Benützung war, aufgestellt, und die Kinderschule konnte ihren Betrieb eröffnen.

Nach diesen Schilderungen des verstorbenen Bürgermeisters Roths befand sich also die Kleinkinderschule zunächst im jetzigen Lehrerwohnhaus, später befand sie sich viele Jahre im Wachlokal des Rathauses (heutiges Ratschreiberzimmer), einige Zeit soll sie auch im Haus Hebelstraße 48 gewesen sein. Die jetzige Kleinkinderschule entstand Ende der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Am 23. April 1888 faßte der Gemeinderat den Beschluß, zwecks Unterbringung der Kinderschule einen Neubau erstellen zu lassen. Die Kosten hierfür kamen auf 4 786.32 M. zu stehen, wovon die Gemeinde 4000 M. bei der Schopfheimer Sparkasse aufnahm. Das Anwachsen der Kinderzahl veranlaßte dann den Gemeinderat im Jahr 1912 erneut, einen größeren Kinderschulhausbau in Aussicht zu nehmen. Zur Finanzierung sollte ein Teil des Vermögens der Hebelstiftung Verwendung finden, wozu die bezirksamtliche Genehmigung bereits erteilt war. Doch war beim Ausbruch des Weltkrieges noch nicht mit dem Bau begonnen und da nach dem Krieg die Gemeinde sich vor viele anderen dringenden und großen Aufgaben gestellt sah, das Vermögen der Hebelstiftung leider auch der Inflation zum Opfer gefallen war, mußte das Bauvorhaben auf eine spätere Zeit verschoben werden und blieb bis heute unausgeführt.

Für die Kinderschule sind auch einige Stiftungen gemacht worden. So stiftete z. B. Anna Marie Roths am 13. Januar 1857 durch letztwillige Verfügung 100 Gulden (173,43 M.), deren Zinsen als Beitrag zum Unterhalt der jeweiligen Schwester bestimmt waren. Ein weiterer Stifter zu Gunsten der Kleinkinderschule war Bartlin Greiner vom Blumberg. Er starb ledig und bestimmte, daß 500 M. seines hinterlassenen Vermögens der

Kleinkinderschule in Hausen zufallen sollen. Ein Teil der Erben erhob jedoch Einspruch, so daß ein Vergleich angestrebt wurde, bei dem die Stiftung dann auf 300 Mark ermäßigt wurde.

Bei der Einweihung des jetzigen Gebäudes der Kleinkinderschule wurde für die Kinder ein kleines Festchen veranstaltet, bei dem Adlerwirt Behringer die Bewirtung der kleinen Gäste besorgte. Die Kleinkinderschüler dürfen auch bereits am Hebelfest teilnehmen und erhalten, wie die großen Schüler, Wurst und Brot, dagegen müssen sie sich mit Limonade begnügen, während den „Großen" Wein spendiert wird. Früher hatten auch die Kleinkinderschüler etwas Wein erhalten am Hebelfest und es mag sein, daß die Kinderschüler dann lauter jubelten, aber sonst sind keine nachteiligen Wirkungen bekannt geworden. Eine weitere schöne Erinnerung fürs ganze Leben bleibt für die Kinderschüler die alljährliche Weihnachtsbescherung, bei der jedes Kind ein Päckle mit allerhand Weihnachtsgeschenken, darunter recht nützliche Sachen, erhält. Es pflegt beim Namensaufruf in der Kirche zu danken: „Hier bin ich und i dank gar schön, Herr Pfarrer!" Eine Rute ist nicht bei diesem Päckle, die hat „Die Mutter am Christabend" daheim bereit gelegt:

„. . . Jetz chönnti, traui, goh;
es fehlt nüt meh zuem Guete —
Potz tausig no ne Ruete!
Do isch sie scho, do isch sie scho!

's cha sy, sie freut di nit,
's cha sy, sie haut der 's Büdeli wund;
doch witt nit anderst, sen isch's der gsund,
's mueß nit sy, wenn d'nitt witt.

Und willsch's nit anderst ha,
in Gottes Name seig es drum!
Doch Muetterlieb isch zart und frumm,
sie windet roti Bendeli dri,
und macht e Letschli dra!!

Hebels Standrede an sein Heimatvölklein im Kinderland, wie sie in den wiedergegebenen Versen poetischen Ausdruck findet, ist feinsinnig auf das Wesen des Kindes abgestimmt. Bei der Beschenkung am Christabend wird sie manche Mutter ihren Kindern halten. Sie bekommen Zuckerbrötli, kriegen aber auch die Rute zu sehen. Allzu große Angst haben die Kinder allerdings nicht, „'s rot Bendeli mitem Letschli dra" sagt ihnen ja, daß die Rute wohl öfters als Warnungszeichen, seltener jedoch als Züchtigungsmittel dienen wird, denn „Muetterlieb' isch zart und frumm".

Der Uebergang in die „groß Schuel" bildet für die Kleinkinderschüler einen wichtigen Lebensabschnitt und stärkt ihr Selbstbewußtsein ganz bedeutend. Sehr von oben herunter nennen die ABC-Schützen in den ersten Tagen des Eintritts in die Volksschule ihre bisherigen Mitschüler in der Kleinkinderschule gerne „Häfelischüeler".

Die personellen und sachlichen Aufwendungen für die Kinderschule werden von der Gemeinde und der Schule selbst getragen, jedoch hat auch der Frauenverein von jeher auf dem Gebiet der Kinderschule segensreich gewirkt. Die Gründung des Frauenvereins durch den Pfarrer Ahles erfolgte seinerzeit nicht zuletzt aus dem Willen heraus, der Kleinkinderschule helfend beizustehen. Dankbar sei aber auch der Spenden gedacht, die alljährlich von der Industriefirma am Ort und von der Einwohnerschaft beigesteuert werden, um den schönen alten Brauch der Kinderbescherung bei der Weihnachtsfeier der Kleinkinderschule beibehalten zu können.

Als Spielplatz benützte die Kleinkinderschule früher den Hebelgarten, der zunehmende Verkehr auf der vorbeiführenden Straße machte eine Verlegung an den heutigen Platz nötig.

## Gesang und Musik

„Ne Gsang in Ehre,
wer wills verwehre?
Singt's Tierli nit in Hurst und Nast,
der Engel nit im Sterne-Glast?
E freie, frohe Muet,
e gsund und fröhli Bluet,
goht über Geld und Guet."

Irgendwo ist zu lesen, die alten Römer hätten einen neugeborenen Stammesgenossen erst dann für würdig befunden, in die Gemeinschaft aufgenommen zu werden, wenn er zum erstenmal die vier Wände beschrieen hatte, innerhalb deren er geboren wurde. Je kräftiger also der junge Römer schreien konnte, um so sicherer bestand er die Aufnahmeprüfung. Die Alemannen pflegen die staatsbürgerliche Rechtsfähigkeit ihrer Nachkommen, die mindestens ebensogut schreien können, wie die kleinen Römer, nicht vom Schreien abhängig zu machen, eher prüfen die alemannischen Markgräfler den Ankömmling an der Lautstärke der Stimmbänder, ob er einmal ein guter oder weniger guter Sänger wird.

Der Alemanne, und vor allem der Markgräfler, liebt nun einmal Gesang und Musik als schönste Ausdrucksformen der Gefühle in allen Lebenslagen. Die Ankunft eines neuen Mitbürgers ist für die alemannische Familie und für die Sippe ein frohes Ereignis, daher tönt dem Ankömmling, wenn er durchs Weltentor in die Markgrafschaft einrückt, und wenn er der Umwelt zum erstenmal seine schreienden Anklagen ins Gesicht schleudert, bald froher Volksgesang entgegen. Spätestens bei der weltlichen Feier nach dem Taufakt vernimmt dann der alemannische Säugling auch die Töne des Liedes „Ne Gsang in Ehre", denn ohne dieses beliebte Volkslied gemeinsam gesungen zu haben, gehen die „Götti" und „Gotte" und die andern Taufgäste nicht heim.

Hebels vertontes Gedicht „Freuden in Ehren" mit seiner fröhlichen Lebensbejahung und den ernsten Hinweisen auf das Werden und Vergehen und auf das kurzfristige Erdendasein des Menschen entspricht so recht der Wesensart der Alemannen, deshalb gehört es auch zu den beliebtesten und bekanntesten Volksliedern in des Dichters Heimat. Bei dieser Gelegenheit soll nicht unerwähnt bleiben, daß Hebel nicht nur ein volkstümlicher Dichter, sondern auch ein guter Sänger war. Das geht aus einem Brief hervor, den er im Februar 1795 von Karlsruhe aus an seine Freundin in Weil geschrieben hat. Hebel teilte mit, daß er an einer Geburtstagsfeier des Erbprinzen teilgenommen und schöne Lieder mitgesungen habe. Er fügte hinzu: „Alle haben gesagt, ich singe am schönsten in der ganzen Kompagnie". Doch meinte der sangesfrohe Briefschreiber weiter, die Jungfer Gustave im Oberland könne noch schöner singen und die Frau Karoline auch, von dieser habe er das Singen gelernt. Demnach hat es schon zu Hebels Zeit in Weil gute Sänger und Sängerinnen gegeben, wie heute noch. Sie gibt es aber auch in des Dichters Heimatdorf Hausen. Von diesen und von der Entwicklung des Gesangs- und Musiklebens in unserm Dorf wird nun in Kürze berichtet.

Der geneigte Leser hat in Erinnerung, daß in unserm Dorf der mehrstimmige Gesang in der Schule durch den Lehrer Kaps eingeführt wurde. Er weiß auch bereits, daß sich oft Ansammlungen vor dem Schulhaus gebildet haben, wenn die Schüler die mehrstimmigen Lieder sangen. Das war sicherlich ein schöner Beweis einer gesunden, natürlichen Empfänglichkeit des Volkes für Gesang und Musik, da war nichts von verkrampfter Ueberspannung zu bemerken. Bekanntlich hat ein Schüler des Lehrers Kaps, der spätere Bürgermeister Roths, die Lieder dann auch mit Erwachsenen mehrstimmig weitergeübt. Als Pionier auf dem Gebiet des Gesangs tat sich außerdem, wie der Leser ebenfalls schon weiß, der Verwalter Böckh vom Eisenwerk hervor. Er veranlaßte einen Zeller Gesangslehrer, wöchentlich zur Gesangsprobe nach Hausen zu kommen, an der vorwiegend stimmbegabte Belegschaftsmitglieder des Eisenwerks teilnahmen.

So war der Boden für die Gründung eines Gesangvereins aufs beste vorbereitet, als im Jahr 1845 die Gründung erfolgte. 1945 wird somit der Gesangverein Hausen sein 100jähriges Jubiläum feiern können, nachdem er im Jahr 1895 das 50jährige in großem festlichen Rahmen gefeiert hatte. Im damaligen Festbuch ist die Geschichte des Vereins ausführlich und anschaulich geschildert. Die Vereinsgeschichte im zweiten halben Jahrhundert wird sicherlich im künftigen Festbuch ebenso erschöpfend festgehalten sein. Es genügen daher im ortsgeschichtlichen Buch diese allgemeinen Hinweise auf die Geschichte des Vereins, zumal aus Gründen, die wohl allgemein Verständnis finden dürften, ein näheres Eingehen auf die Vereinschroniken überhaupt nicht möglich ist. Die Festbücher der Vereine sind neben den Protokollbüchern der geeignetste Platz dafür. Wenn beim Gesangverein und der Hebelmusik eine Ausnahme gemacht wird, so deshalb, weil Gesang und

Musik stets zum Hebelgeist und zur heitern Hebelpoesie gehören. Zudem soll ja das geschichtliche Ortsbuch weniger die Gegenwart, als vielmehr die Vergangenheit übersichtlich schildern. Wenn erst die Gegenwart geschichtliche Vergangenheit geworden ist, werden künftige örtliche Geschichtsschreiber dann die Fäden dort anknüpfen, wo ihre Vorgänger sie ruhen ließen.

Gesang und Musik haben im Hebeldorf eine besonders liebevolle Pflegestätte, was nicht zuletzt auf den Hebelgeist zurückzuführen ist, den das alljährliche Hebelfest ausströmt. Schon oft hat der Gesangverein im edlen Wettstreit mit andern Vereinen Lorbeeren geerntet, (Männerchor und Gem. Chor). Das war zweifellos zum großen Teil ein Verdienst der tüchtigen Leiter und Dirigenten. Nicht minder aber waren die Erfolge auf den Idealismus der Sängerinnen und Sänger zurückzuführen, denn ohne mitreißenden Idealismus wird nichts Großes geleistet.

Ganze Sängergenerationen sind seit der Gründung des Vereins ins Grab gesunken. Auch die Vereinsführer und Gesangslehrer haben oft gewechselt. Unter ihnen waren manche, die sich um die örtliche und um die allgemeine Gesangvereinsbewegung verdient gemacht haben, ihre Namen hier alle zu erwähnen, ist leider nicht möglich, doch werden diese wackern Sänger stets in den Vereins- und Festbüchern ehrend genannt werden. Hier sei aber noch die Hoffnung ausgesprochen, es möge beim 100jährigen Gründungsjubiläum im Jahr 1945 gesagt werden können, daß der Wunsch sich erfüllt hat, der am Schluß des Festbuchs zum 50jährigen Jubiläum des Vereins ausgesprochen wurde. Dort hieß es unter Hinweis auf die am Hebelfest 1862 geweihte und übergebene, von den Jumpfere des Dorfes gestiftete Vereinsfahne:

> „Möge dieses Sinnbild der Einheit allzeit über einer begeisterten Sängerschar wehen, die in festem Zusammenhalt und treuer Hingebung des Gesanges schöne Gabe pflegt, sich selbst zur Ehre und allen Freunden einer edlen Geselligkeit zur Freude."

## Die Hebelmusik

Wo Heimatfreunde sich versammeln, wo Festesfreude herrscht und altes Brauchtum pflegliche Behandlung findet, da ist unseres Dorfes **Hebelmusik** stets gerne zur Mitwirkung bereit. Und sie wird bei solchen Anlässen oft zur Mitwirkung eingeladen, denn sie genießt einen guten Ruf, schon weil es sich um die Hebelmusik handelt, die in der alten Tracht erscheint. Ihre Beliebtheit und ihren guten Ruf verdankt sie aber nicht allein diesen äußeren Gründen, es dürfen auch die musikalischen Leistungen als Ursache hierfür gelten. Diese Leistungen sind umso höher zu schätzen, als die Mitglieder der Hebelmusik zu den erwerbstätigen Schichten gehören, wenn die Einheitskleidung dies auch nicht erkennen läßt. Sie gehören den verschiedensten sozialen Schichten an und müssen in der Fabrik und in der Werkstatt,

in der Schreibstube und im bäuerlichen Betrieb ihren und oft auch ihrer Familien Lebensunterhalt verdienen. Unter solchen erschwerten Umständen das örtliche Musikleben auf die beachtliche Höhe zu bringen, auf der es steht, dazu gehört Begeisterung und große Liebe zur Musikkunst.

Wie die Sängerbewegung, so nahm auch die Musikerbewegung ihren Ausgang im Eisenwerk. Es war der Nachfolger des Hüttenverwalters Ed. Böckh, Herr Rudolf Gießer, der etwa in der Mitte der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts eine Werksmusik gründete, die aus 8 bis 10 Mann der Belegschaft gebildet wurde. Zur Musikprobe gingen die Musikanten nach Atzenbach, wo sie Lehrer Hermann (ein Bruder des im Jahr 1928 in Zell im hohen Alter von 93 Jahren verstorbenen weithin als guter Musiker bekannten Kappenmachers Hermann) mit der Musikkunst vertraut machte. Die musizierenden Belegschaftsmitglieder des Eisenwerks erhielten wöchentlich zweimal Urlaub, damit sie zur Musikprobe nach Atzenbach gehen konnten. Gießer muß demnach ein recht großer Musikfreund gewesen sein.

Natürlich gab es schon vor Gründung der Werksmusik in unserem Dorf, wie überall, Musikanten und Musikfreunde. Sie pflegten die Hausmusik und spielten bei Festlichkeiten einzeln oder vereinigt zum Tanze auf. Solche bekannte Dorfmusikanten waren bei uns vor der „musikgeschichtlichen" Zeit Brack und Christof Weishag. Brack liebte nicht nur Blasinstrumente, er war auch ein Freund der Streichmusik und spielte leidenschaftlich gern auf seiner Geige. Von ihm wird erzählt, er habe einmal im Heuet den Heuwagen auf die Matte holen sollen, aber beim Heimkommen griff er, statt nach dem „Mißbaum", den „Wageseilern" und den „Windebrittli", nach seiner Geige und spielte drauflos, ohne zu merken, daß ein Gewitter im Anzug war. Mit dem Donner des Himmels vermengten sich die Töne der Geige, bis ein irdisches „Dunderwetter" der heimflüchtenden Heuer, die das schöne dürre Heu nun im Regen lassen mußten, das Geigenkonzert gründlich störte.

Als die Werksmusik, bei der auch einige auswärtige Musikanten mitspielten, zur Not zwei oder drei Märsche spielen konnte, erhielt sie schon von den Herren die Einladung, ihnen im Zeller Löwensaal ein Konzert zu geben. Das Konzert fand statt. Der erste Marsch war geblasen, aber an den zweiten getraute sich der Dirigent nicht recht heran. Doch er wußte Rat: „Mer spiele der nämli Marsch nonemol, sie merkes nit", sagte er, und so wurde es gehalten. Ob die Zuhörer es aber doch gemerkt haben, darüber schweigt der Chronist. Die Werksmusik, die ihre Bergknappentracht trug, hat beim ersten großen Hebelfest am 10. Mai 1860 mitgewirkt.

Unsere Hebelmusik hat eine recht bewegte Geschichte und mußte oft durch Krisenzeiten hindurch den Weg machen. Dauernd konnte dies aber den Wiederaufstieg nie unterbinden. Nach der Stillegung des Eisenwerks gab es auch für das örtliche Musikleben einen schweren Rückschlag, doch schon nach kurzer Zeit bildete sich wieder eine Vereinigung örtlicher Musikfreunde, die das begonnene Werk der Eisenwerksmusiker fortsetzte; darunter befand sich der zeitlebens als treuer Musikant bekannte Fr. Würger.

Als im Jahr 1876 die Freiw. Feuerwehr gegründet wurde, war der Wunsch laut geworden, eine Feuerwehrmusik zu bilden. Der Wunsch wurde ein Jahr später in einer Generalversammlung der Feuerwehr zum Beschluß erhoben. Von 1877 bis 1897 gab es dann eine Feuerwehrmusik, die zunächst von Musiklehrer Montiegel, Schopfheim, später von Wollspinnereibesitzer Fritz Behringer dirigiert wurde. Ohne die Verbindungen mit der Freiw. Feuerwehr, die namentlich zur Beschaffung der Instrumente Beiträge gab, ganz zu lösen, erfolgte im Jahr 1897 die Umwandlung und Umbenennung der Feuerwehrmusik in Musikverein Hausen, dem auch nichtmitspielende, aber zahlende Mitglieder beitreten konnten. Dirigent wurde Hauptlehrer Bernhard, nach ihm Julius Behringer, ein Sohn Fritz Behringers. Die Einheitskleidung, die der alten Tracht aus Hebels Zeit entspricht, erhielten die Musiker zum großen Hebelfest 1910, also am 150. Geburtstag des Dichters. Seither haben wir nun in unserem Dorf die Hebelmusik, die, wie schon eingangs gesagt, oft bei Heimatfesten mitwirkt, die aber auch den Rundfunkhörern bekannt ist, und die auch schon oft in unserer Nachbarstadt Basel Konzerte gegeben hat. Die Hebelmusik wurde lange Zeit von dem bekannten Fahrnauer Musiker Schneider dirigiert.

Schwere Verluste hatte die Hebelmusik im Weltkrieg zu beklagen, 30 Kriegsopfer verzeichnet die Vereinschronik aus den Reihen der aktiven und passiven Mitglieder. Ihre Namen sind auf den Ehrenblättern dieses ortsgeschichtlichen Buches mitaufgeführt. Die Hebelmusik wird ihr Andenken in Ehren halten.

*

Ergänzend ist zu erwähnen, daß in unserem Dorf auch ein Streichorchester besteht. Die Vorzüge der Streichmusik vor allem als Saalmusik sind hier schon frühzeitig erkannt worden. Bei der Hausmusik spielten Streich- und Zupfinstrumente neben den Blasinstrumenten schon immer eine große Rolle. In den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts fanden sich einige Streichmusikfreunde zusammen, darunter der an anderer Stelle erwähnte Geiger Brack und der Wollspinnereibesitzer Fritz Behringer. Oft gingen unsere dörflichen Streichmusiker an Samstagen ins Kleine Wiesental und spielten zum Tanz auf, wenn sie es nicht vorzogen, irgendwo bei einem Maidli zu „Fensterle".

In den 80er Jahren leitete Lehrer Wölfle einige Zeit eine Streichmusikkapelle. Er kam später nach Karlsruhe, wo er eine Knabenmusik dirigierte, doch ist er früh gestorben. An der Gründung der heutigen Streichmusik, die im Jahr 1910 erfolgte, hatte Otto Wagner großen Anteil. Er ist im Weltkrieg in Rußland gefallen. Die von ihm mitgeschaffene Musikgesellschaft Hausen, so nennt sich die Streichmusik, genießt einen guten musikalischen Ruf; sie steht heute unter der Leitung des Herrn Fritz Behringer, der die überlieferte Tradition seines Vaters und der Familie Behringer würdig fortsetzt.

Warum das Gesangs- und Musikleben besonders zu berücksichtigen war, ist schon dargelegt worden. Wenn die Fülle des geschichtlichen Stoffes ein näheres Eingehen auf das übrige Vereinsleben nicht zuläßt, so darf daraus nicht geschlossen werden, es mangle am Verständnis für die idealen Zwecke und Ziele der andern Vereine. In diesen Verdacht werden die Verfasser des ortsgeschichtlichen Buches und ihre Mitarbeiter schon deswegen nicht kommen können, weil sie ja selber langjährige aktive und passive Vereinsmitglieder sind oder waren.

Die wichtigen und idealen Ziele manches Vereins, außerhalb jener, die das Gesangs- und Musikleben pflegen, sind wohl bekannt und werden nicht minder hoch eingeschätzt. In diese Gruppe der Vereine gehören in erster Linie die Sportvereine, an deren Spitze der im Jahr 1883 gegründete Turnverein steht. Die Bedeutung der Leibesübungen für die Ertüchtigung der Jugend und die Pflege vaterländischer Gesinnung sind also hier schon früh erkannt worden. Nicht minder hatte hier der Schießsport in der Schützengesellschaft schon lange treue Anhänger und das alljährliche „Grümpelschießen" der Schützengesellschaft weitete sich schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts in unserem Dorf jeweils zu einem fröhlichen Volksfest aus. Dabei mußten die Sportfreunde im Dorf in früheren Jahren unter äußerst schwierigen Verhältnissen, deren Größe der Städter gar nicht kennt, ihre sportliche Betätigung ausüben. Für die Turner ist jetzt durch die Festhalle die brennendste Frage gelöst, hier haben sie nun ein ideales Uebungslokal.

Gedacht sei aber auch der segensreichen Tätigkeit der örtlichen Vereine, die soziale Liebestätigkeit und Hilfsbereitschaft sich zum Ziel gesetzt haben und manche Not schon linderten, wenn Krankheit, Unglück und Todesfall die Familien der Vereinsmitglieder heimsuchten. Auf diesem Gebiet der volksverbundenen Liebestätigkeit betätigen sich eine ganze Reihe unserer örtlichen Vereine. Daneben gibt es auch solche, die Bildungszwecken dienen, oder auch religiösen Charakter haben. Ebenso haben sich natürlich die bäuerlichen Einwohner Vereinen angeschlossen, die ihren Berufsinteressen dienen und wirtschaftliche Aufgaben zu erfüllen suchen.

Worauf aber an dieser Stelle besonders abgehoben werden soll, ist die Geselligkeit, die in unserem Dorf durch das Vereinsleben gefördert wird, wodurch auch der Gemeinschaftsgeist gute Anregung erhält. Bei einem so sangesfrohen Völklein, wie es in Hebels Heimatdorf lebt, erschöpft sich die Vereinstätigkeit, sei sie statutarisch auf wirtschaftliche, soziale, sportliche, kulturelle, oder auch auf religiöse Ziele eingestellt, bei Zusammenkünften und in Versammlungen nicht in der Erledigung einer Tagesordnung, sie dient in hohem Maße auch der Pflege der Geselligkeit und des Gemeinschaftsgeistes. Auch hierin unterscheidet sich das Dorf ganz wesentlich von der Stadt. Auf diese besondere Seite des dörflichen Vereinslebens darf an dieser Stelle hingewiesen werden; für eine lückenlose Chronik der Vereine aber werden deren Schriftführer und Vereinsführer sorgen.

# Vögte und Bürgermeister

Aeußerst langsam und mühsam war der Aufstieg zur Höhe unseres heutigen gemeindlichen Zusammenlebens. Gerade die badische Geschichte der Gemeinden widerspiegelt diesen mühsamen Aufstieg recht deutlich. Es kann jedoch im Rahmen dieser ortsgeschichtlichen Betrachtungen nicht näher auf die allgemeine Gemeindegeschichte eingegangen werden. Wer sie und ihren Zusammenhang mit der Heimatgeschichte kennen lernen will, sei auf die historischen Zeitschriften unserer engeren Heimat aufmerksam gemacht, vor allem auf die Zeitschrift „Das Markgräflerland. Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur".

Bis zum Jahr 1832 wurden die Ortsvorstände in den Dörfern der Markgrafschaft Vögte genannt, von da ab Bürgermeister. Der Einzug der Bürgermeister auf die Rathäuser fiel zusammen mit der Neuregelung des staatlichen und gemeindlichen Verfassungslebens. Mit den Vögten verschwand die Verwaltungsorganisation, wie sie sich in der Markgrafschaft und im Oberamt Rötteln im Laufe von Jahrhunderten allmählich herausgebildet hatte. Mit den Vögten traten auch die Gemeinderichter von der Bühne der Geschichte ab. Sie waren, wie schon der Titel anzeigt, nicht nur Beratungsorgane der Gemeinde, sondern wurden auch nach altgermanischen Vorbildern zur öffentlichen Gerichtsbarkeit als Beisitzer zugezogen. In den heutigen Schöffen- und Geschworenengerichten können wir noch letzte Ausläufer jener alten Gerichtsbarkeit der Markgrafschaft sehen. An die Stelle der Gemeinderichter traten als beratende und beschließende Körperschaften Gemeinderäte und Bürgerausschüsse. Der gemeindliche Gerichtsschreiber wurde durch den Ratschreiber abgelöst.

Wie Schulmeister und Lehrer, so zeigen Vogt und Bürgermeister verschiedene Entwicklungsstufen an. Die Bürgermeister wurden von allem Anfang an gewählt, wobei jedoch das Wahlrecht nicht immer allgemein und direkt war; Wahlgesetz und Gemeindeordnung sind im Laufe der Zeit oft geändert worden, doch galt die badische Gemeineordnung stets als recht fortschrittlich. Wahlvögte scheint es nur ausnahmsweise gegeben zu haben in Gemeinden, die sich der ganz besonderen Gunst des Markgrafen zu erfreuen hatten. So erhielt z. B. Schopfheim schon im Jahre 1701 das Recht zuerkannt, den Statthalter, wie dort das Gemeindeoberhaupt hieß, wählen zu dürfen. Sonst aber wurden die Vögte in ihr Amt berufen durch das Oberamt, wobei die örtlichen Vorschläge und Wünsche wohl berücksichtigt, das Bestätigungsrecht aber beim Oberamt Rötteln, bezw. beim Markgrafen blieb.

Für das gemeindliche Zusammenleben trifft zweifellos allgemein ein Wort Schillers zu aus „Wallensteins Tod": „Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen." Auch in unserem Dorf sind in Gemeindefragen die Geister oft aufeinandergestoßen,

aber Hebels erzieherischer Einfluß hat sich doch gerade bei solchen Gelegenheiten bemerkbar gemacht und dazu beigetragen, daß nicht politische Leidenschaft das familiäre Band, das alle echten „Husemer" verbindet, zerreißen konnte. Und wenn die Köpfe sich gar zu sehr erhitzten, dann blieb der Hinweis eines verantwortungsbewußten Landsmanns Hebels auf das Wort auf dem Denkmal des Dichters aus dem Gedicht „Der Abendstern" in der Regel nicht wirkungslos:

„O lueg, wie's flimmeret wit und breit
in Lieb und Freud und Einigkeit!
's macht kein im andere 's Lebe schwer;
wenn's doch do nieden au so wär."

## Vogt Johann Jakob Maurer

Wie unter den Schulmeistern Andreas Grether, so nimmt Johann Jakob Maurer unter den Vögten des Dorfes eine Sonderstellung ein. Schon die lange Amtszeit hebt ihn über den Durchschnitt hinaus, denn Maurer bekleidete das Amt eines Vogts in unserem Dorf von 1744—1767, und dann, nach dreijähriger Unterbrechung, wieder von 1770—1784. Vom geschichtlichen Standpunkt aus gesehen, interessiert jedoch besonders die Tatsache, daß in Maurers Amtszeit als Vogt Hebels örtliche Familiengeschichte fällt. Maurer war Vogt, als der ausgediente Kriegsmann und Weber, „d'r Dragunerjobbi" Johann Jakob Hebel aus Simmern (Pfalz), beim Markgrafen um die Zulassung als Hintersasse von Hausen nachsuchte. Vermutlich ist der Gesuchsteller von Maurer beraten worden, und der befürwortende Bericht des Rötteler Oberamts an den Markgrafen stützte sich zweifellos auf die amtlichen Mitteilungen des Vogts von Hausen.

In Maurers Amtszeit fiel auch Johann Peter Hebels Geburt. Im Vogt Maurer hat der junge Hauspeter stets den Repräsentanten seines Heimatdorfes gesehen. Vogt Maurer blieb es nicht verborgen, wie Hebels Mutter nach dem frühen Tod des Vaters sich Mühe gab, durch Fleiß, Sparsamkeit und frommen Lebenswandel die familiären und wirtschaftlichen Grundlagen zu schaffen, auf denen sich ihr talentierter Sohn zu einem tüchtigen Menschen entwickeln konnte. Vermutlich hat ihr der Vogt dabei manchen Beistand geleistet, wenigstens lassen dies die Umstände annehmen.

Als guter Mensch und wackerer Vogt handelte aber Maurer besonders, als aus Basel die Nachricht kam von dem schweren Krankheitszustand der Mutter Hebels. Der Vogt hätte zweifellos unschwer irgend einen Fuhrmann nach Basel schicken können; er tat es nicht, er stellte sein eigenes Fuhrwerk zur Verfügung, ja er ging selbst als Fuhrmann mit, wohl um sicher zu sein, daß der Transport der Schwerkranken mit der nötigen Sorgfalt erfolgt. Menschliche Sorgfalt konnte aber die Schatten

des Todes nicht mehr verscheuchen. Die Fahrt ging nicht ins traute irdische Heim, sie wurde für Hebels Mutter zur Heimkehr in die ewige Heimat. Im Angesicht der Rötteler Burg ist sie verschieden, inmitten der Heimatlandschaft, in der das große Sterben der Natur die Waldungen entlaubte und herbstlich verfärbte, und des Feldbergs Tochter, die Wiese, schwermütig vorbeirauschte.

Zwei Menschen nur waren Hebels Mutter in der Todesstunde nahe. Zwei Menschen entblößten erschüttert ihr Haupt vor der Majestät des Todes, als das schwache Lebensflämmlein im Körper der Schwerkranken vollends zum Erlöschen kam. Diese zwei Menschen waren der im 14. Lebensjahr stehende Sohn der Sterbenden, Hanspeter Hebel, und des Heimatdorfes Vogt Johann Jakob Maurer. Am 16. Oktober 1773, nachmittags 4 Uhr, ist Hebels Mutter, Ursula Hebel, geb. Oertlin, noch nicht ganz 47jährig, zwischen Brombach und Steinen gestorben. Im Augenblick hatte ihr Sohn, wie er selbst gestand, die schicksalsschwere Bedeutung des Dramas nicht voll erfaßt, daß aber die Erinnerung an den Tod der Mutter, dessen Zeuge er war, ihn noch im Alter tief ergriffen hat, wissen wir aus dem Gedicht „Die Vergänglichkeit". Hebels seelische Empfindungen finden darin ihren Widerschein. Wir dürfen im Vogt Maurer den „Aetti" sehen, der dem „Bueb" auf die Frage, ob es dem elterlichen Haus auch einmal gehen werde wie der Rötteler Burg, u. a. antwortet:

„. . . 's chunnt alles jung und neu, und alles schliicht
si'm Alter zue, und alles nimmt en End
und nüt stoht still . . ."

Als Hebel sein Bündele machte, um nach Karlsruhe zu reisen, wo ihm seine Gönner den Besuch des Gymnasiums ermöglichten, war es wieder der Vogt Maurer, der mit seinem Fuhrwerk den jungen Hanspeter nach der Kalten Herberg brachte. Von dort aus begleitete der Vormund Währer Hebel bis Karlsruhe.

## Wie die Berufung eines Vogts erfolgte

An einem geschichtlichen Beispiel sei nun hier gezeigt, auf welche Art die Vogtfrage ihre Erledigung fand, wenn der Posten des Vogts neu zu besetzen war. Im Herbst 1783 ersuchte Maurer das Rötteler Oberamt um Enthebung vom Amt, da er bereits im 67. Lebensjahr stand. Das Oberamt forderte nun den damaligen als äußerst tüchtig bekannten Schopfheimer Stadtschreiber Ziegler, der offenbar über recht gute Orts- und Personenkenntnis verfügte, zu Vorschlägen auf. In Zieglers vom 30. Oktober 1783 datierten Bericht an das Rötteler Oberamt heißt es:

„In Hausen sind wenige zum Vogtamt taugliche Männer und bei diesen wenigen walten einige Anstanden vor, weswegen ich den alten Vogt Maurer seit meiner hiesigen Dienstzeit zu Beibehaltung des Amts zugesprochen und von der Abbitte zurückgehalten habe."

Als den geeignetsten unter den sonstigen Anwärtern bezeichnete Ziegler den Waisenrichter Johann Michael Claiß, der damals Bergwerkswirt, später Adlerwirt war. Claiß war aber ziemlich schwerhörig, „sonst ist er ein im Schreiben und Rechnen wohl erfahren und ein verständiger gewissenhafter Mann, der Ernst und Eifer und Einsicht hat," heißt es in Zieglers Bericht. Als an Fähigkeiten Claiß gleichkommend wurde ferner der Gerichtsschreiber Sebastian Währer, der Vormund Hebels, genannt. Seine Frau war ziemlich vermöglich, während er selbst nur wenig Vermögen besaß. Ziegler fand ihn auch nicht haushälterisch genug. Schließlich schlug der Schopfheimer Stadtschreiber auch noch den Richter Hans Jerg Währer vor, welcher nach Zieglers Bericht ebenfalls „im Lesen und Schreiben nicht unerfahren ist und auch ein artiges Vermögen hat, welch letzteres immer erforderlich ist, indem ein Armer oder Verschuldeter Mann sich die zum Vogtamt erforderliche Autorität nicht verschaffen kann." [1]

Von den drei Hausener Bürgern, die Ziegler in Vorschlag gebracht hatte, wurde Claiß vom Oberamt Rötteln als Vogt berufen und in Pflicht genommen. Seine Frau war eine geborene Haller und hieß mit dem Vornamen Kunigunde. An der Seite ihres Mannes war sie die Wirtin zur Werkswirtschaft auf dem Eisenwerk. „'s Chünggi", wie im Heimatdialekt die Kunigunde genannt wird, ist in Hebels alemannischen Gedichten öfters genannt. Direkt angesprochen wird „'s Chünggi" in der Werkswirtschaft im Gedicht „Der Schmelzofen":

„Und 's Wasser ruuscht, der Blosbalg gahrt;
i ha druf hi ne Gulde g'spart.
Gang Chünggi, lengis alte Wi,
mer wen e wengeli lustig sy."

Als Joh. Michael Claiß im Jahr 1784 in das Vogtamt berufen wurde, war er auch Besitzer der Gaststätte zum „Adler". [2] Er war nun gleichzeitig Vogt, Gastwirt, Bäcker und Landwirt. Nach seinem Tod (1793) übernahm Hans Jakob Bötsch das Vogtamt, doch bat er schon nach 3 Jahren wegen Kränklichkeit um Enthebung vom Amt. Zum erstenmal wird nun vom Jahr 1796 von einer Vogtwahl berichtet, bei der Joh. Jakob Greiner und Joh. Friedrich Stutz, ein Sohn des von Hebel in einem Brief an Engler erwähnten Metzgers und Lindenwirts Stutz, die meisten Stimmen erhielten. Beide machten Einwendungen. Greiner meinte, er sei zu jung und unerfahren (er war 31 Jahre alt), Stutz dagegen machte sein Alter von 54 Jahren als Hinderungsgrund geltend und berief sich auch auf Ueberlastung

---

[1]) Die Vergütung, die der Vogt für die Ausübung des Amtes damals erhielt, betrug jährlich nur 4—5 Gulden, das Vogtamt war mithin ein Ehrenamt, dessen Uebernahme nur möglich war, wenn der Inhaber über Vermögen, oder über Einkünfte aus anderer geschäftlicher Tätigkeit verfügte.

[2]) Ueber der Eingangstür zum „Adler" befindet sich ein Wappen, (Adler mit Weck und Bretzel), über dem der Name Claiß und seiner Frau Kunigunde zu lesen ist.

mit Arbeit als Landwirt. Zweifellos war eben die Arbeit eines Vogts allmählich so umfangreich und verantwortungsvoll geworden, daß eine rein ehrenamtliche Ausübung des Amtes gescheut wurde.

Das Oberamt berief Greiner, der zweimal Vogt war, einmal 5 und einmal 10 Jahre. Durch Kreisdirektorialbeschluß erhielt nun Vogt Greiner ein Jahresgehalt von 60 Gulden unter der Bedingung, daß er für Dienstgeschäfte im Ort keine Gebühren erheben dürfe. Unter den gleichen Bedingungen erhielt der Gemeinderechner 15 Gulden jährlich.

## Die Vögte unseres Dorfes

Aus alten Kaufurkunden, Berainen, Protokollbüchern, Kirchenbüchern und anderem alten Schriftenmaterial amtlichen Charakters konnten die Namen der Vögte, die einst die Geschicke der Gemeinde Hausen geleitet haben, bis ins 15. Jahrhundert zurück festgestellt werden. Nachstehend deren Namen. (Die in Klammern beigefügten Jahreszahlen zeigen die Dauer der Dienstzeit an. Bei den ersten 4 Vögten ist allerdings nur die mutmaßliche Amtszeit angegeben, da genaue Unterlagen fehlen.):

| | |
|---|---|
| Lienhard Brunner | (um 1470) |
| Hans Sütterle | (um 1491—1551?) |
| Jerg Sütterle | (um 1572) |
| Michael Münch | (um 1585—1609) |
| Jerg Sütterle | (1609—1636) |
| Fritz Münch | (1636—1668) |
| Hans Lacher | (1668—1680) |
| Fritz Strütt | (1680—1693) |
| Hans Lacher | (1693—1708) |
| Anthony Sicc | (1708—1721) |
| Hans Jerg Lacher | (1721—1736) |
| Jakob Arzet | (1736—1744) |
| Joh. Jakob Maurer | (1744—1767) |
| Hans Jerg Bötsch | (1767—1770) |
| Joh. Jakob Maurer | (1770—1784) |
| Joh. Michael Claiß | (1784—1793) |
| Hans Jakob Bötsch | (1793—1796) |
| Joh. Fr. Stutz | (1796—1800) |
| Joh. Michael Gräßlin | (1800—1808) |
| Joh. Jakob Greiner | (1808—1813) |
| Andreas Arzet | (1813—1822) |
| Joh. Jakob Greiner | (1822—1832) |

## Die Namen der Bürgermeister

| | |
|---|---|
| Joh. Georg Bipp | (1832—1836) |
| Joh. Georg Währer | (1836—1837) |
| Friedr. Riedmeyer | (1837—1839) |
| Joh. Gg. Greiner | (1839—1841) |
| Joh. Gg. Bipp | (1841—1844) |
| Joh. Fr. Arzet | (1844—1847) |
| Joh. Jakob Greiner | (1847—1852) |
| Joh. Fr. Arzet | (1852—1856) |
| Karl Chr. Greiner | (1856—1865) |
| Gg. Friedr. Behringer | (1865—1867) |
| Joh. Jakob Maurer | (1867—1871) |
| August Klaile | (1871—1872) |
| Gg. Friedrich Fritz | (1872—1877) |
| Joh. Jakob Maurer | (1877—1878) |
| Joh. Friedr. Arzet | (1878—1879) |
| Gg. Friedrich Bipp | (1879) |
| Theodor Herbster | (1879—1880) |
| Joh. Jakob Roths | (1880—1911) |
| Gustav Behringer | (1911—1913) |
| Albert Hauser | (Seit 1913) |

Eine Vergleichung der Dienstjahre zwischen den Vögten und den Bürgermeistern, also zwischen den vom Oberamt berufenen und den von der Bürgerschaft gewählten Ortsvorstehern, zeigt, daß die Vögte im Durchschnitt länger im Amte waren, als die Bürgermeister. Die letzteren waren offenbar stets der öffentlichen Kritik viel stärker ausgesetzt, als dies bei den Vögten der Fall war, denen der Wähler nichts anhaben konnte, wenn sie das Vertrauen des Oberamts besaßen. In der Zeit der Bürgermeister traten eigentlich erst stabile Verhältnisse in der Gemeinde ein, als im Jahre 1880 Bürgermeister Joh. Jakob Roths das Amt übernahm. Er war zwar schon 59 Jahre alt, als er zum erstenmal zum Bürgermeister gewählt wurde, hielt aber noch 30 Jahre im Amt aus und war mit 89 Jahren wohl der älteste Bürgermeister in ganz Baden. Im Ruhestand, den er 1911 antrat, verlebte er noch 3 Jahre. Gemeinderat und Bürgerausschuß hatten ihm eine Pension bewilligt in der Höhe des Gehalts, das 720 Mark jährlich betragen hatte. Gestorben ist Roths am 21. Februar 1914. Er hatte auch 30 Jahre als Hammerschmied im Eisenwerk gearbeitet, betrieb nach dessen Stillegung die Landwirtschaft 15 Jahre lang und war noch 30 Jahre Bürgermeister. Er war eine seltene, mit besten charakterlichen und geistigen Gaben ausgestattete starke Persönlichkeit.

## Die Ratschreiber

In der Zeit, da das Gemeindeschifflein von einem Vogt, nicht von einem Bürgermeister gesteuert wurde, gab es keine Ratschreiber, sondern Gerichtsschreiber. Erst mit dem Bürgermeister zog auch der Ratschreiber auf dem Rathaus ein. Beide Amtsbezeichnungen, Bürgermeister und Ratschreiber, gibt es somit in der Gemeindeverwaltung seit etwas mehr als 100 Jahren; beide stehen am Anfang einer geschichtlich bedeutsamen Neuordnung des Selbstverwaltungsrechtes der Gemeinden.

Bis zum Jahr 1680 zurück können die Namen der hiesigen Ratschreiber bezw. Gerichtsschreiber festgestellt werden. Vom genannten Zeitpunkt ab waren als Gerichtsschreiber tätig: Hans Brüderlin, Anthony Siee, Hans Mich. Siegrist, Sebastian Währer, Joh. Friedrich Stutz, Hans Jakob Greiner. Wie lange die Genannten das Amt als Gerichtsschreiber ausgeübt haben, ist nicht in jedem Fall genau bekannt. Der letzte Gerichtsschreiber war Joh. Gg. Grether von 1808—1832. Bis 1837 war er dann auch noch als Ratschreiber tätig. Grether war somit der letzte Gerichtsschreiber und erste Ratschreiber in unserem Dorf.

Nach Grether waren als Ratschreiber tätig: Johann Gg. Bipp (1837), Christian Greiner (1841), Joh. Gg. Arzet (1841/48), Joh. Gg. Weber (1848), Friedrich Dietzlin (1853); nach dieser Zeit, von 1853 bis 1865 werden als Ratschreiber genannt Röther und Schneckenburger. Dann folgten Joh. Jakob Maurer (1865/67), Gg. Friedrich Fritz (1867/72), Joh. Jakob Roths (1872/75. Roths wurde dann Bürgermeister), Roths folgte Friedrich Würger, der aber das Amt schon nach drei Tagen wieder niederlegte. Nach ihm wurde Karl Huber Ratschreiber (1875/77), ihm folgte Gg. Fr. Bipp (1877/79). Von 1879 bis 1900 war Gg. Friedrich Fritz Ratschreiber und von 1900 bis 1910 Ernst Maurer. Seit 1910 amtiert Friedrich Blum als Ratschreiber in unserem Dorf.

# Die Größe der Gemarkung

| | |
|---|---|
| Die Größenfläche der Gemarkung des Dorfes Hausen umfaßt insgesamt: | 513,40 Hektar |
| Davon entfallen auf den Wald: (Gemeindewald: 120 Hektar; Privatwald: 145 Hektar) | 265 Hektar |
| Auf Matten, Garten und dergl. entfallen: | 144 Hektar |
| Auf Ackerland und Hausgärten: | 65 Hektar |
| Die überbauten Grundstücke und Hofraiten umfassen: | 12 Hektar |
| Wege und Gewässer nehmen eine Fläche ein von: | 27 Hektar |

## Die Höhenlage

Die Höhenmarke am Stationsgebäude Hausen-Raitbach zeigt eine Höhe an von 407,940 Meter über dem Meer. Bei der Gaststätte zum „Adler“ und dem benachbarten Hebelhaus, also ungefähr in der Mitte des Dorfes, ist die Höhenlage rund 404 Meter.

# Die Flurnamen

„. . . Aber dies fühle ich, und Sie geben mir vielleicht auch nicht unrecht, daß die alemannische Muse, so gütig auch ihre Gesänge allenthalben aufgenommen wurden, doch schicklich nur auf ihrem heimischen Boden singen darf, und daß sie eitel durch ihren Beifall und aufdringlich scheinen müßte, wenn sie ihre fremden Laute selber bis an die Donau und an die Spree tragen wollte . . .“

So schrieb Hebel dem Dichter und Wiener Theaterleiter Georg Friedrich Treitschke, als dieser ihn, wie manche andere bedeutende Männer, zu bewegen suchte, seine alemannischen Gedichte ins Hochdeutsche zu übertragen. Die Befürworter einer Umschreibung, die ganz gut gemeint, aber in ihrer beeinträchtigenden Wirkung zunächst nicht erkannt war, kamen schließlich selber zu der Erkenntnis, daß die alemannische Muse „schicklich nur auf dem heimischen Boden singen darf“, wenn ihr innerer Wert voll zur Geltung kommen soll.

Zum unveränderlichen Sprachgut eines Dorfes gehören auch die Flurnamen; für das Hebeldorf gilt dies ganz besonders. Die Flurnamen sollen sein und bleiben ein ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht. Selbst in den schwersten Wirbeln der Zeitereignisse sind sie denn auch unberührt geblieben. Das äußere Bild des Dorfes hat sich gewandelt, die Fluren aber, auf denen Hebel als Kind sich getummelt, die Fluren, auf denen er die schönsten Blümlein pflückte zum herrlichen Blumenkranz für sein Heimatvölklein, haben ihre alten Namen behalten. Es sprechen somit schon sprachliche Gründe dafür, die Leser der Ortsgeschichte des Hebeldorfes auch mit den Flurnamen vertraut zu machen.

Ein Teil der Flurnamen hat aber auch geschichtliche Bedeutung. Dort wo die Spur menschlicher Nachrichtenübermittlung im Dunkel der Vergangenheit endet, da reden manchmal die Flurnamen und geben Kunde vom Dasein unserer Vorfahren. In diese Gruppe der Flurnamen gehören Burich, Burgeck, Bruckmatt, Mure, Tor usw. Der geschichtliche Zusammenhang mit diesen Gewannen geht aus andern Abschnitten der Ortsgeschichte hervor. Die übrigen Flurnamen sind verschiedenen Ursprungs. Sie deuten die Bodenbeschaffenheit, die Bodengestaltung und örtliche Besonderheiten, die einmal waren, an. In diese Gruppe gehören u. a.: Chessiloch, Röti, Erle, Steimatt und Rütti.

Auch bei den meisten sonstigen Flurnamen ist der geschichtliche Ausgangspunkt ein ähnlicher. Mit Recht werden daher die Flurnamen als ein wichtiges Hilfsmittel der Heimatkunde geschätzt. Dem Heimatfreund, der sich mit der allgemeinen Flurnamenforschung befaßt, steht eine reiche Literatur zur Verfügung. Es sei bei dieser Gelegenheit besonders auf das wertvolle Quellenbuch aufmerksam gemacht: „Heimatschrifttum des Markgräflerlandes u. angrenzender Gebiete" von Jakob Böser. In einem ortsgeschichtlichen Buch kann auf die allgemeine Geschichte der Flurnamen nicht näher eingegangen werden, wir beschränken uns daher auf die Wiedergabe der Flurnamen innerhalb unseres Dorfbanns, wobei zu beachten ist, daß einzelne Gewanne in die Nachbargemarkungen hinüberlaufen und dort den gleichen Namen haben (z. B. Dätschgrabe, Brodiloch). Teilbezeichnungen (Oberi Rütti, Ußeri Riedmatt usw.) unterbleiben, es genügt wohl der allgemeine Flurnamen.

Aus den schon erwähnten Gründen werden die Flurnamen so genannt, wie es in der Heimatsprache gebräuchlich ist, unter Weglassung von Anführungszeichen. Flurnamen, die früher für einzelne oder mehrere Grundstücke Geltung hatten, heute aber nicht mehr üblich sind, mögen im Gemeindearchiv verwahrt bleiben, sie hier alle aufzuzählen, würde zu weit führen. In Klammern ist jeweils beigefügt, um welche Geländearten es sich handelt. Nunmehr folgen die Flurnamen der hiesigen Gemarkung:

Baldersau (Matten), Bärerieb (Wald), Birchbüehl (Wald), Brodiloch (Matten, Aecker, Wald), Bruckmatt (Matten), Büehl (Matten, Aecker, Wald), Büehlacker (Matten, Aecker, Gärten), Büehlmatt (Matten), Bündte (Aecker, Gärten), Burgeck (Wald), Bürgele (Wald), Burich (Matten), Chalberweid (Grasgärten), Chendelmatt (Matten), Cheffiloch (Wald), Chnobel (Wald), Chohlersmatt (Matten bei Ehner Fahrnau), Chölschberg (Matten, Wald), Chuenradsbroch (Wald, Aecker), Chretze (Matten), Chrummatt (Matten), Chrumeacher (Wald, früher Ackerfeld), Delle (Matten, Friedhof), Glünkisgarte (Grasgarten bei der evang. Kirche), Dätschgrabe (Wald), Dätterieb (Matten), Dütsche Rütti (Matten, Wald), Ebeniloch (Wald), Eichleneck (Wald, Aecker), Enget (Matten, Aecker, Wald), Erle (Matten, früher Erlenwald), Flieschweg (Matten, Aecker), Fluechgrabe (Wald), Fluhmatt und Munibuck (Matten, Wald), Gern (Matten), Hellwald (Wald), Höllmatt (Wald, Matten), Im Bode (Matten), Fohrewald (Wald), Henkersrai (Matten), Roßbode (Wald), Im Zweyer und Unterwirt (Matten), Langmatt (Matten), Lehacker (Matten), Lützelau (Wald, Matten), Maiberg (Wald, Matten, Aecker), Müschelbach (Wald), Moos (Matten, Aecker), Neumatt (Matten), Niederberg (Wald), Mure (Matten), Riedmatt (vorwiegend Aecker), Pfannestiel (Matten), Regematt (Aecker, Matten), Riedacher (Aecker), Rohre (Matten), Röti (Matten, Wald), Rotbrunn (zwischen Chnobel und Uebholz), Rütti (Matten, Garten), Rütteli (Sandgruben, Matten, Wald, Aecker und ein kleiner Rebberg), Salzlache (Wald, Aecker, Matten, Quellen), Sätteli (Wald), Giersmatt (Matten), Schroh (Wald), Ständel (Wald), Steimatt

(Matten), Stiegebrünndli (Wald, Matten, Quellen), Stockmatt (Matten), Tannebüchl (Wald), Diichgärte (Matten am Teich) Totegrabe (Wald, Wasenplatz), Uebholz (Aecker, Wald), Unteri Ebeni (Wald, Aecker), Gstadacker (Matten, Aecker, Wald), Tor (Matten, Gärten), Wagegspeer (Wald), Wiesematt (Matten), Winkel (Matten, Wald), Wuhrmatt (Matten).

## Was uns die Flurnamen erzählen

Die große Matte im Büchlacker, zwischen Bergwerkstraße und Zweyerwägli (sie ist heute Eigentum der Stadt Zell) hieß früher auch Hebelmatte. Hier befand sich nämlich beim großen ersten Hebelfest am 10. Mai 1860 der Festplatz.

Die Fluhmatt diente früher als Holzplatz. Das gefällte und aufgesägte Holz in den benachbarten Waldungen wurde, als Holzabfuhrwege noch fehlten, auf die Fluhmatt geschlittet und hier gespalten und aufgesetzt. Mit der mühsamen und gefahrvollen Arbeit des Holzschlittens hängt wahrscheinlich der Flurname Fluechgrabe zusammen. Vermutlich ist hier öfters ein derber Holzmacherfluch ausgestoßen worden.

Ueber die Entstehung des Flurnamens Henkersrai wird erzählt: Eine Anzahl Dorfbuben spielten Henkerlis; im Spiel haben sie an einem Baum einen Spielkameraden aufgehängt, als eben ein Hase in Sicht kam. Die Buben rannten dem Hasen nach und als sie wieder zum Baum zurückkehrten, war ihr Kamerad bereits tot.

Der Flurname Chuenradsbroch ist durch die volkstümliche Bezeichnung Schiibebroch verdrängt. Hier ist die Stätte, auf der alljährlich am Abend der „Buurefaßnecht" dem uralten, aus vorchristlicher Zeit stammenden Brauch des „Schiibeschla's" gehuldigt wird; hier flammt beim Betzitläuten das Fastnachtfeuer auf, das auch auf den Bergen der Nachbargemeinden zum Himmel lodert, und hier fliegen dann in hohem Bogen die glühenden Holzscheiben wie Sternschnuppen durch die Nacht. Außer dem Hebelfest, bleibt wohl das heimatliche Fastnachtsfeuer und „Schiibeschla" am besten im Gedächtnis derer verankert, die als Erwachsene die Heimat verlassen, um in der Fremde ihr Auskommen zu suchen. Solchen in der Fremde lebenden Landsleuten bereitet es eine besondere Freude, wenn ihnen nach Fastnacht aus der alten Heimat geschrieben werden kann, es sei die ihnen geschlagene Scheibe schön geflogen. Darauf kommt es nämlich an. Nach dem Volksglauben bringt die schön fliegende Scheibe Glück, ein Fehlflug dagegen bedeutet Pech. Ortsfremde, die sich für den uralten Brauch des Scheibenschlagens interessieren, mögen von den nachfolgenden Erläuterungen Kenntnis nehmen:

Die meistens quadratische Holzscheibe, die in der Mitte ziemlich dick und durchbohrt, an den Enden dünner ist, wird auf einer etwa zweieinhalb bis drei Meter langen Haselrute angesteckt und ins Feuer gehalten, bis sie gut angebrannt ist. Dann tritt der Scheibenschlager oder die Scheibenschlagerin, die glühende buchene Scheibe schwingend, zum Scheibenstuhl, der einem Waschstuhl gleicht (es sind in der Regel 4—6 Scheibenstühle aufgeschlagen).

Mit kräftigem Schwung wird die Scheibe abgeschlagen. Ist auch noch die Windrichtung günstig, dann fliegt die glühende Scheibe in hohem Steil- und Gleitflug oft mehrere hundert Meter weit. Natürlich gibt es auch manche Fehlschüsse, deren unheilkündende Wirkung jedoch durch nachfolgende bessere Abschläge ausgeglichen werden kann. Das übliche Sprüchlein beim Abschlagen der Scheibe lautet:

Schibii! Schiboo!
Wäm soll die Schiibe goh?
Die Schiibe föll fahre
. . . . . . . . . . .
gar schön! Hebet sie rächt!

Die Punktierung gilt für die Namen, die genannt werden. Meistens wird jedoch das Sprüchlein unter Weglassung der zwei ersten Verszeilen abgekürzt gesagt.

Die vielen Erwachsenen, die sich beim „Schiibefüür" einfinden, sind gewissermaßen Gäste der Jugend, denn sie befinden sich hier im Kinderland, in dem alle Pflichten und Rechte, die mit der Vorbereitung und Durchführung dieses uralten Volksbrauchs verbunden sind, auf die verschiedenen Altersstufen der Jugend verteilt sind. Die Scheiben werden vorwiegend den Liebespaaren und solchen, die es werden möchten, aber auch den Eltern und Angehörigen und ebenso den Spitzen der weltlichen und kirchlichen Obrigkeit geschlagen. Selbstverständlich äußert sich beim Scheibenschlagen auch der derbe Volkshumor in mancherlei Form.

## Spuckgeschichten und Volkssagen

Im Zusammenhang mit den Flurnamen sind einige Spuckgeschichten und Volkssagen zu erwähnen. Als die am meisten durch böse Geister unsicher gemachte Gegend galt früher die Strecke etwa vom „Pfaffenberg" bis hinter die „Bruckwoog". Das verengte Tal und die steil aufragenden (früher kahlen) Berge mit den dunklen Tannenwäldern geben der Landschaft in der Nacht ein düsteres Gepräge. Mancher schauerliche Vorfall gab dazu der menschlichen Phantasie viel Spielraum. So ereignete sich hier schon um das Jahr 1406 ein Totschlag, über den ein langer Streit über die Gerichtshoheit entstand, wie schon an anderer Stelle der Ortsgeschichte dargelegt ist. Auch in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts kam es in dieser Gegend zwischen jungen Burschen von Hausen und Zell zu einem blutigen Streit, bei dem ein junger Mann erstochen auf dem Platze blieb. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nahm sich im Tannenwäldchen oberhalb vom „Steini-Chrütz" ein männlicher Ortsbewohner das Leben. Er grub sich ein Grab, schleppte Tannäste herbei, deckte sich damit zu und erschoß sich liegend mit einem Gewehr, indem er mit den Zehen den Abzugshahn abdrückte. Erst nach vielen Jahren wurde der Tote gefunden; eine Anzahl Buben durchstreifte den Wald, wobei einer in die Grube des Toten einbrach.

Den Ruf einer schauerlichen Gegend bekamen jedoch die Oertlichkeiten hauptsächlich durch den Galgen, der auf der Anhöhe unweit der Grenze auf der markgräflichen Seite stand. Der Galgenplatz soll beim Bahnbau abgegraben worden sein, die Anhöhe heißt aber heute noch „Im Galge". Hier befand sich früher auch das „Chätzermättli", das wohl auch dem Kanal-, Straßen- und Bahnbau zum Opfer fiel. Bei den „Drei Eichen", die am Fuße des „Grendels" standen, wurden noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts, so behaupteten manche Leute allen Ernstes, oft in mitternächtiger Stunde die bösen Geister Gehängter und Hingerichteter gesichtet.

Eine gruselige Geschichte aus dieser Gegend ist auch im Zeller Geschichtsbuch erzählt. Ein Mann, so wird dort ausgeführt, hat einmal auf dem Heimweg in der Hausener Hammerschmiede vorgesprochen. Nachts um 11 Uhr sah er einen Reiter herankommen, in dem der Mann einen Begleiter zu finden hoffte. Im Schein des Schmiedfeuers sah er jedoch einen Rappen vorbeischreiten, der den nebenher gehenden Reiter fast ganz verdeckte, nur so viel war zu sehen, daß der Reiter Ziegenfüße hatte. Der Mann folgte dem Reiter, der plötzlich mit seinem Pferd links in den Straßengraben stürzte. Als der erschrockene Mann, der gefolgt war, in den Graben rief, ob er helfen soll, blieb alles grabesstill. Da ging der Mann weiter und hörte, wie ihm der Reiter nachsprang. Wollte er nun den Reiter vorüberlassen, blieb auch der Reiter stehen, ging der Mann weiter, folgte auch die unheimliche Reitergestalt. Erst an der Zeller Kapelle warf der Reiter sein Roß herum und jagte das Tal hinunter, daß die Funken stoben. An der Kapelle konnte er nicht vorbeireiten.

Auch beim „Steine Brückli", halbwegs zwischen Hausen und Fahrnau, soll es als „gschpuckt" haben. Mitternächtliche Heimkehrer sahen hier oft eine schwarze Katze auf dem Stein hocken, die sie mit ihren glühenden Augen anglotzte. Vermutlich war der schwarze Kater dann am deutlichsten zu sehen, wenn der Heimkehrer zu tief ins Schoppenglas geguckt hatte.

Eine interessante Buhu-Sage ist mit einem in der Büehlmatt erhaltenen Bannstein verknüpft. Sie besagt: Da die Schopfheimer Gerichtsherren an der Hausen-Schopfheimer Banngrenze falsch „gmarchet" hatten, mußten sie nach ihrem Tod als Gespenster wieder erscheinen. Man sah sie nachts mit einem Licht in der Mitte um den Bannstein herumsitzen. Solche „Marchstei"-Geschichten bilden den Hintergrund des Gedichts „Die Irrlichter", wo Hebel u. a. sagt:

„Und schritet spot e Mensch dur d'Nacht derher,
und sieht vo witem scho die Kerli goh,
und bettet lisli: „Das walt Gott, der Her —
Ach, bleib bei uns!" — im Wetter sin si do.

Worum? Sobal der Engel bette hört,
se heimelets en a, er möcht derzue.
Der füürig Marcher blieb jo lieber dört,
und wenn er chunnt, se hebt er d'Ohre zue."

## Kleine und große Marksteinversetzungen

Das Versetzen von „Marchstei" war bei unseren Vorfahren offenbar ein Verstoß gegen die guten Sitten, der ziemlich oft vorkam. Eine amtliche Flurvermessung im heutigen Sinne gab es eben früher nicht, diese setzte erst im Jahre 1854 ein und zog sich hin bis 1914. Die Versuchung, Marksteine zu versetzen, mag daher stets nicht klein gewesen sein, sie konnte aber oft auch mit Fahrlässigkeit verbunden sein, so daß nicht immer unbedingt ein böser Wille vorlag, wenn die Marksteine verschoben wurden. Immerhin: Eines kleinen Streifens Land wegen riskierten die kleinen Sünder ihr ewiges Seelenheil und mußten nach ihrem Tod als Puhu und Irrlichter durch die Fluren, die Stätten ihrer Freveltaten, geistern.

Es gab aber auch Marksteinversetzungen im G r o ß e n , die allerdings gesetzlich getarnt waren. Deren Urheber brauchten also nicht befürchten, der ewigen Verdammnis anheimzufallen und als Puhu die Leute zu „vergelschtere", obwohl diese Marksteinversetzungen für die Allgemeinheit sehr viel einschneidendere und nachteiligere Wirkungen hatten, als die kleiner Frevler. Es sei bei dieser Gelegenheit an die vielen Auseinandersetzungen erinnert zwischen den Gemeinden und den Grundherrschaften um das Besitz- und Nutzungsrecht am Wald und den Weidbergen. Die Gemeinden befanden sich bei diesen Auseinandersetzungen in der Regel im Nachteil, weil sie sich selten auf geschriebenes Recht berufen konnten; sie machten ihr altes Gewohnheitsrecht geltend und beriefen sich auf das Zeugnis alter und angesehener Mitbürger. Die Gegenpartei dagegen hatte gewiegte Rechtskundige und außerdem stand die M a c h t auf ihrer Seite und die Entscheidungen in den Auseinandersetzungen waren zweifellos häufig nicht nur von juristischen, sondern auch von machtpolitischen Faktoren abhängig. Der Schwache unterlag dem Starken. Geschichtlich steht die Tatsache fest, daß die U r f o r m der Besitzregelung G e m e i n s c h a f t s b e s i t z war, der Großgrundbesitz der Grundherrschaften ist jüngeren Datums und wurde nach und nach in die geschlossenen dörflichen Wald- und Feldgemeinschaften eingeschoben.

Aus jener Zeit, da beim Markgrafen oft bittere Beschwerden und Proteste der Untertanen einliefen, weil die Gemeinden ihr uraltes Besitzrecht nicht aufgeben wollten, sind auch in unserer Gemarkung einige klassische Zeugen erhalten geblieben. Es sind dies eine Anzahl B a n n s t e i n e. Der Bannstein mit dem Roggenbach'schen Wappen bei der Schleith'schen Kiesgrube auf dem Burich, der die Fischwassergrenze anzeigt, ist schon an einer anderen Stelle erwähnt, ebenso der Bannstein in der Bühlmatt. Der Bannstein 11 im Schopfheimer Berg trägt das badische Wappen und die Jahreszahl 1664. Zwischen Totengraben und Wagengspeer befinden sich einige Bannsteine, die den großen Roggenbach'schen Waldbesitz abgrenzen. Der Bannstein 1, dort wo die Hausener, Zeller und Raitbacher Gemarkungsgrenzen zusammenlaufen, trägt die Jahreszahl 1720, auf diesem Stein befinden sich das badische und das Schönausche Wappen. Unweit davon befindet sich ein

weiterer Bannstein mit diesen beiden Wappen und der Jahreszahl 1571. Auf dem nächsten Bannstein ist das österreichische und Schönausche Wappen zu sehen. Beim Bannstein 1 steht das oft erwähnte „Steini Chrütz" an der früheren Grenze zwischen der Markgrafschaft und Vorderösterreich. An dem Kreuz sind die Buchstaben und Zahlen eingemeißelt: JNRJ Z 1750 M.

Die erwähnten Bannsteine geben uns als stumme Zeugen lehrreichen Aufschluß darüber, wie verwickelt auch in unserer Gemarkung die Besitzrechte waren und es zum Teil auch heute noch sind.

## „Da blühen die Reben . . ."

Unser Dorf liegt außerhalb des markgräflichen Weinbaugebiets. Die Enge des Tales, die nördlich und östlich hochragenden Berge und auch die Höhenlage des Dorfes selbst beeinflussen das Klima, das einen rentablen Weinbau im Großen ausschließt. Im Kleinen allerdings ist der Versuch zum Weinbau schon seit langer Zeit unternommen worden. Im Rütteli, am heutigen Maibergweg, dessen haldige Sonnenseite zweifellos noch die günstigsten Voraussetzungen für den Weinbau erfüllt, wird schon in alten Urkunden vom Jahr 1773 ein Rebberg erwähnt, den zwei hiesige Bürger im Jahr 1728 angelegt haben. Ein kleines Stück dieses Rebbergs blieb bis vor etwa 25 Jahren erhalten. Seit einigen Jahren wird nun im Rütteli wiederum in kleinem Umfang Weinbau getrieben; möge diesem Versuch guter Erfolg beschieden sein.

Nach mündlichen Ueberlieferungen soll es in früherer Zeit im Berggelände vom Rütteli bis zum Chessiloch mehrere größere Rebberge gegeben haben. Noch im Jahr 1865 brachte Jakob Weishag, wie er selbst erzählte, aus dem Chessiloch drei „Henkel" reife Trauben mit heim, es waren damals im Chessiloch noch einige Rebstöcke vorhanden. Weinbau im Großen wird aber in unserer Gemarkung der klimatischen Verhältnisse wegen ein schöner Traum bleiben.

Einige Jahre hindurch wurde im Rütteligebiet auch ein Versuch zur Anpflanzung von Maulbeerbäumen zum Zwecke der Seidenraupenzucht unternommen, der aber bald wieder aufgegeben wurde.

## Wo Hebel oft noch weilte

In der langen Liste der aufgeführten Flurnamen wird vielleicht der eine oder andere mit den Gemarkungsverhältnissen nicht vertraute Hebelfreund einige Flurnamen vermissen, die von Hebel genannt wurden, so insbesondere die Flurnamen Plaßberg, Alzebüehl und 's Tannerswald. Es soll daher nicht unerwähnt bleiben, daß diese Gewanne, die Hebel oft durchstreift hat, zur Gemarkung unserer Nachbargemeinde Raitbach gehören. Die Eigentümer mancher Grundstücke in diesen Gewannen,

namentlich im Tal, haben ihren Wohnsitz in Hausen und auch in Fahrnau (Haseschwank, Frauenacher, Dürri Weid, Schüsselbach usw.). Die beiden Gemeinden Hausen und Raitbach, die kirchenpolitisch vereinigt sind und eine gemeinsame Bahnstation haben, sind also auch wirtschaftlich eng miteinander verflochten. Das nachbarliche Verhältnis der Bewohner beider Gemeinden war denn auch von jeher ein sehr familiäres, wie überhaupt zwischen dem Hebeldorf und seinen Nachbarorten in der alten Markgrafschaft von altersher ein recht vertrauter wechselseitiger geselliger und geschäftlicher Verkehr üblich ist.

* * *

# Husemer Allerlei

## Hexe- und Gspenstergschichtli

Im Abschnitt über d'Flurname isch uf Gspenstergschichte higwiese, die no der Volkssag in euser Gegnig gspielt hän. An dere Stell söll jetz e Hexe-gschicht verzellt werde, die urkundlich überlieferet isch. Si isch im Kirchen-zensurbuch protikolliert. Wörtlich heißt's dört unterm 18. Mai 1800:

> „Da Jakob Müller klagbar eingebracht, daß der kränkliche Hammer-meister Stephan Roths die Ursache seiner Krankheit der Mutter Benedikt Müller Ww. zugeschrieben habe, so wurden beide Teile ver-nommen und Stephan Roths zur Rede gestellt. Dieser Mann gab vor, er habe es von andern gehört, daß sein Zustand von bösen Leuten herrühre und er habe schon viele Decktoren gebraucht. Dem Roths wurde gezeigt, daß sein Glauben an Hexen ein heidnischer Glaube sei und derselbe belehrt, in dergleichen körperlichen Zuständen nicht bei Kapuzinern und anderen Betrügern, sondern bei erfahrenen Aerzten Hülfe suchen und im Falle diese nicht helfen, sich dem Willen Gottes zu unterwerfen."

Um die Zit vo 1800 het also schiints der Hexeglaube no e recht großi Rolle gspielt. Me mueß aber zue ge, aß es au 100 Johr spöter no viel Hexegläubigi ge het, jo und 's würd nit ganz sicher si, öb si hüt alli usgstorbe sin. Friili tritt hüte der Hokuspokus in e weng andere Forme uf, aber dört wo usere Meß' oder usem Chalte Märt ain gschickt der gliiche tuet, er chönn sini Mitmensche e weng in ihre Schicksalsbuech güggele lo, isch der Zuelauf recht groß. Me brucht also über eusi hexegläubige Vorfahre nit gar e so arg d'Nase rümpfle.

In eusem Dorf sin die letzte „Hexe" erst vor e paar Johrzehnte gstorbe, die ältere Lüt unter eus häns no guet gchennt, si chönne si au no an der letzt Hexemeister erinnere, dä ungfähr zue der gliiche Zit gstorbe isch. Wo's Hexe ge het, hän d'Hexemeister viel z'tue gha. Meistens hän si e weng öbis verstande vo der tierärztliche Chunst und au in der Naturheilchundi hän se si usgchennt, aber 's wichtigst isch ebe doch der Hokuspokus gsi, je

größer dä gsi isch, um so mehr hän d'Lüt Vertraue gha zuem Hexemeister und jede Dokter sait jo, aß ohni 's Vertraue vom Chranke e Arzt nit viel usrichte chönn. Wo der Hexemeister mit em gheimnisvolle 6. Buech Moses agruckt isch (in der Bible sin glaubi 5 agfüehrt), mit däm er sogar im Teufel het chönne Mooris lehre, do ischs mit de Hexechräfte Mattis am letzte gsi.

Der letzt Husemer Hexemeister het e guete Ruef gha, vo wit her sin d'Lüt zuenem cho, wänn si in Hexesache Not und Hilf bruccht hän. Me mueß sage, er het au öbis chönne und isch ne recht gscheite und erfahrene Metzger gsi. Aß d'Lüt eifach hän welle an Hexe glaube, doderfür het er jo nüt chönne. Er isch aber uf jede Fall viel besser dra gsi, aß die arme Fraue, die als Dorfhexe verschraue gsi sin. Was möge amig die Fraue au glitte ha unter dene dumme und recht bösartige Bschuldigunge! 's isch e recht schwarz Kapitel us der Vergangeheit.

*

Aß es in der Hexezit au viel gspengsteret het, isch bekannt. Wo me si der Gspenster gar nümme het erwehre chönne, sin menggmol d'Chapuziner gholt worde, die gwüßt hän, wie me d'Gspenster in Fläsche abfülle, oder zwüsche d'Mure imure cha. Me mueß schier förche, aß bim Abrisse vo alte Hüser, aim do und dört no emol Gspenster ins Gsicht gumbe.

Am radikalste sin Gspenster amig dört vertriebe worde, wo si vo bherzte Männer grüen und blau ghaue worde sin. E so Fäll het au H e b e l (im „Schatzchästli“ chames lese) gschilderet. Gwöhnli isch es inere Gegnig, wos amig gspuckt het, ganz rueihig worde, wänn 's Gspenst e zümftegi Tracht Prügel kriegt gha het. Triebchraft zuem gspengsterle isch meistens d'Bosget, menggmol au e rechti Larifaristimmig gsi. 's „Gspenst“ het e Gspaß gha dra, wänn 's de Lüte het chönne z'förche mache und het gwüßt, aß viel Mensche Förchtibuzze sin.

Ne recht unheimli Gspenst het si, so verzelle die alte Lüt hüt no in eusem Dorf, emol langi Zit ufem Maiberg obe am Weg no em Bürgeli umetriebe. Wänn sälli Zit der B u tz Karli scho Heilchrütter, Schwümm (eßbari) und Beeri gsuecht hätti und das grusig Gspenst wärem bigegnet, so hätts weleweg derno d'Nacht druf numme gspensteret, zum mindeste aber hätt' der Karli däm Gspenst bibrocht, aß me jo wohl de Lüte e weng z'förche mache cha, aber e großi Schlegelax brucht e so ne Gspenst doch nit bi sich z'ha. Mitere Schlegelax isch nämli säll Gspenst amig umegrennt. Wos hi cho isch, weißt me nit, aber me würd ane dörfe, aß es ame schöne Tag in der Gottsacher ine trait worde isch. Derno hets nümme gspuckt ufem Maiberg obe.

## Ne eigeartige Bruuch

In der Zit, wo Hexeglaube und Gspensterfurcht graffiert hän, het der Aberglaube im ganze Volkslebe e großi Rolle gspielt. Aber au bi dere Glegeheit isch z'sage, aß der Aberglaube no lang nit usgrottet isch, der wüsset jo Bscheid. Ne abergläubische Ursprung isch bi mengem alte Bruuch, dä mit

Recht in Ehre ghalte würd, z'finde, me huldiget aber nit im Aberglaube, wänn bi Volksfestlichkeite 's alt Bruuchtum bsunders pflegt würd, nei me weißt, aß me uf dem Weg zue euse Vorfahre in die tieffti Vergangeheit chunnt und der Urbode chenne lehrt, uf dem si euser völkisch und landsmannschaftlich Eigelebe ufbaut. Ehrfurcht vor em Alte findet in der Pfleg vom Bruuchtum e schöne Usdruck.

So würd au der eigeartig Bruuch z'werte si, dä bi eus verzellt würd vo de Wirt und vo de Immezüchter. Wo zuem Biispiel im jetzige Adlerwirt si Großvatter gstorbe gsi isch, het eis vo de Chindere müeße in Wiicheller go und het an jedem Faß müeße chlopfe und sage: „Der Meister isch gstorbe". Wär das nit gmacht worde, so wär, so het me agno, der Wii alle suur worde und hi gange. D'Wiigeister hän müeße wüsse, wo si dra sin.

Uf e ähnlichi Art isch de Imme in jedem Immestock Bscheid gsait worde, wänn der Immezüchter gstorbe isch. Nume e so het chönne verhinderet werde, aß d'Immevölcher z'grund gönge.

## Halleluja, Frau Pfarrer!

Wänn 's Halleluja rüefe e Gradmesser wär für der Stand der Frömmigkeit, derno hätte in de 90er Johre im vorige Johrhundert e zitlang z'Huse die Gerechte (in der Höchst- und in der Mindestzahl) mit Liichtigkeit chönne namhaft gmacht werde, die der alt Abraham hätti sölle usfindig mache, um Sodom vorem Untergang z'rette. Ueber eusi Gegnig wär kei Schwefel- und Füürrege niedergange, und 's wär au kei Wiibervolch ine Salzsäule verwandlet worde, wie d'Sara bi Sodom und Gomorra.

Aber im Halleluja, das fällmols dur eusi Gegnig gschallt het, isch kei inneri religiösi Spannig zuer Entladig cho, nei, 's het si e recht irdischi Fröhlichkeit, gmüschlet mit e weng Bosget, drin usdruckt. Und das isch e so cho: Der Fraueverein, dä viel Guetis wirkt und scho menger arme Chindbetterne und menger arme chranke Frau bigstande isch, het si jöhrlichi Hauptversammlig abghalte. Me het si gfreut über die segensriichi Arbet im abglaufene Vereinsjohr und gueti Rotschläg sin ge worde für d'Zuekunft.

Bi dere Glegeheit het au 's R o t h s M e i l i , e bravi, rechtschaffeni Frau und Mueter, e chlaini Red an d'Mitschwestere vom Verein ghalte. Dur's freudig Echo isch 's Meili innerlich e so bigluckt worde, aß es si Wiigläsli in d'Hand gno und der Reihe no mit jedem Vereinsmitglied agstoße und uf herzlichi Fründschaft und Gsundheit trunke het.

Bi sim Rundgang isch 's Meili an der Vorstandstisch cho, wo d'Frau Pfarrer der erst Platz igno het. Ufem Meili sim guetmüetige Großmüetterligsicht isch der Widerschii vome großе glückhaftige innere Erlebnis glege. Fründli het d'Frau Pfarrer im Meili zueglächelet; das het e groß Bidürfnis empfunde, der Frau Pfarrer si Dankbarkeit z'bizüüge. Aber uf weli Art

dänn au? Astoßze mitem Glas und Gsundheit trinke, wie bi de andere, säll wär weleweäg schier z'gwönlich, würd 's Meili denkt ha. Es het si Wii-gläsli gno und mit der Frau Pfarrer agstoßze. Und mit heller luter Stimm, aß mes im hinterste Winkel vom Adlersaal verstande het, isch vom Meili der Jubelruef usgstoßze worde: „Halleluja, Frau Pfarrer!"

Me würd jetz kei bsunderi Erklärig me derfür bruche, aß säll Halleluja, wo derno e zitlang dur Huse und dur alli Nochberdörfer gschallt und au in de Witzblätter e Echo gfunde het, kei Jubelruef gsi isch us fromme Seele.

* * *

# Die Poststelle

„Es sind schon ganze Briefe, die ich ins Oberland geschrieben habe, abschriftlich wieder nach Karlsruhe gekommen. Einen davon, der mutwillig, aber zum Glück nichts weiter war, hat der G.-Herzog gelesen." So schrieb Hebel im Mai 1807 seiner Weiler Freundin. Vermutlich wollten gewisse Kreise Hebel in Karlsruhe anschwärzen; mit dem Briefgeheimnis, das heute von der Reichspost als selbstverständlichste Pflicht anerkannt ist, scheint es zu Hebels Zeit recht windig bestellt gewesen zu sein. Beim damaligen Stand des Verkehrs- und Beförderungswesens war dies auch kein Wunder. Wohl gab es in größeren Orten staatliche Poststellen, aber die Führung des Post-wagens und der Abhol- und Zubringerdienst waren in privaten Händen. Für den Postwagen war der Weg von Karlsruhe bis ins Oberland sehr weit und die mitgeführte Post lief durch gar viele Hände, bis sie am Bestimmungsort anlangte.

In unserem Dorf brachte erst das Jahr 1882 eine wichtige Verbesserung der örtlichen Postverhältnisse, allerdings groß war der Postverkehr noch nicht. Bis 1882 hatte Hausen postalisch zum Landbestellbezirk Schopfheim gehört, wo 1830 eine staatliche Poststelle und 1840 die erste Posthalterei errichtet wurde. Ein Landbriefträger brachte die Post von Schopfheim; er hatte täglich folgenden Dienstgang zu machen: Schopfheim, Fahrnau, Hausen, Gresgen, Tegernau, Wieslet, Enkenstein, Langenau und zurück zum Ausgangspunkt. Die tägliche Vergütung war gering, dagegen der Schuhsohlenverbrauch sehr groß, weshalb denn auch die Postbehörde zwar die Vergütung nicht erhöhte, aber des Landbriefträgers Kosten für die viele Schuhsohlerei übernahm.

Die Poststelle Hausen, die ihren Betrieb am 1. Juli 1882 aufgenommen hat, wurde dem langjährigen Ratschreiber und Steuereinnehmer Georg Friedrich Fritz übergeben, dessen Vorfahren unter den Hammerschmieden des Eisenwerks erwähnt sind. Bis heute, somit schon 55 Jahre, wird die Poststelle von Angehörigen der Familie Fritz verwaltet; sie geht auf den

Namen der Witwe Lina F r i ß, geb. K i e f e r, der Frau des verstorbenen Sohnes des Georg Friedrich Ernst F r i ß, wird aber seit dessen schon im Jahr 1905 erfolgten Tod von der Schwester Emma vorbildlich geführt. In Emma F r i ß, die mit ihrer Schwester Frieda schon als Kind beim Austragen der Post im Dorf behilflich war, verkörpert sich somit die ganze Geschichte der hiesigen Poststelle.

Durch die Zuteilung eines räumlich sehr weitläufigen Landbestellbezirkes links der Wiese, fand das Arbeitsgebiet der Hausener Poststelle eine starke Vermehrung. Es gehörten dazu Raitbach, Sattelhof, Glashütten, Kürnberg und Teile eines Gersbacher Bestellbezirks, später kamen noch Blumberg, Schweigmatt und Steinegg dazu. Besonders durch die Eröffnung des Schweigmatter Kurhauses, das Buchdruckereibesitzer Georg U e h l i n, Schopfheim, in der Mitte der 80er Jahre erbauen ließ, und durch das Aufblühen Schweigmatts als Höhenluftkurort wurde die Arbeitslast der Landbriefträger größer, die zunächst von einem, später von zwei täglich zu bewältigen war. Die tägliche Marschleistung auf zwei Dienstgängen betrug rund 40 Kilometer.

Die Landbriefträger waren die Verbindungsmänner zwischen der großen Welt und den Bewohnern der abseits des Weltverkehrs liegenden stillen Dörfer und einsamen Höfe. Viele Jahre waren dies die Brüder Jakob und Karl H u g von Hausen und dann auch Albert F l e i g. Hügel auf und Hügel ab ging es in des Sommers Sonnenglut und in des Winters strengster Kälte, bei Regen, Schnee und Sturm. Wie für den „Bott vom Schwizerland", so galt auch für unsere Landbriefträger, was Hebel sagte:

„Nu flink dur's Land, Herr Bottema,
mit euer Taschen uf und a,
und bringet, wie mer's gwohnet sin,
viel schöni Bricht und Lehre drin . . ."

Wenn im Winter die Dörfer und Höfe eingeschneit waren, fast auf jedem Scheunentenn das Lied der Drescher dröhnte und im Takt klopfte, auf weiter Flur aber kein menschliches Wesen zu sichten war, da stapfte irgendwo der „Bott" im tiefen Schnee den Berg hinauf, um den ihm wohlbekannten Bergbewohnern die Briefschaften zu bringen, deren Inhalt Freud und Leid, Glück und Unglück, Liebesfreude und Liebeskummer bedeuten konnte. Nun verdrängen Eisenbahn und Auto auch diese Reste hausbackener Gemütlichkeit und alten postalischen Brauchtums, Postkutsche und Landbriefträger w a r e n einmal, die Poststelle in unserem Dorf i s t noch, wird aber vermutlich in nicht zu ferner Zeit durch ein Post a m t abgelöst werden, das übrigens schon wiederholt beantragt, aber nicht genehmigt wurde. „'s chunnt alles jung und neu . . ."

---

# Die Eisenbahn

Die Geschichte der Eisenbahn soll an dieser Stelle selbstverständlich nur insoweit behandelt werden, als sie örtliche Interessen berührt. Am 10. Mai 1862, also am Hebelfest, machte die erste Lokomotive auf dieser Teilstrecke ihre Probefahrt. Die Lokomotive hatte den Namen Hebel erhalten. Am 5. Juni desselben Jahres wurde dann die Strecke dem Betrieb übergeben. Die Fortführung der Bahnlinie von Schopfheim nach Zell erfolgte erst in den Jahren 1874/75. Am 27. November 1875 fuhr der erste Zug nach Zell.

Zunächst war geplant, die Bahn rechts der Wiese durch Hausen zu führen, wenn es dazu nicht kam, so liegt die Schuld hauptsächlich beim Besitzer der Seidenfabrik, die auf dem Gelände des alten Eisenwerks erstanden war. Weil der Fabrikant sich weigerte, sein Gelände herzugeben, wurde die Bahn dann links der Wiese durchgeführt und das Stationsgebäude auf der Raitbacher Gemarkung angelegt. So müssen nun dauernd die nachteiligen Folgen in Kauf genommen werden, die durch Kurzsichtigkeit entstanden sind, dabei ist es ein schlechter Trost, daß ähnliche Kurzsichtigkeit auch andere Orte von der Bahn abgedrängt hat. Die Linienführung durch das Dorf hätte den Fabriken den Gleisanschluß ermöglicht und so zweifellos die Verfrachtung verbilligt, sie hätte aber auch förderlich auf den Fremdenverkehr gewirkt, der Verkehr wäre durch den Ort und nicht am Ort vorbei geleitet worden.

Die Güterhalle ist erst lange nach Erstellung der Bahn erbaut worden und erst, als die Fabrikanten und Geschäftsleute immer energischer die Erstellung einer Güterhalle forderten. Im Jahr 1912 wurde die Wiesentalbahn für den elektrischen Betrieb umgebaut; seit 1913 fahren die Züge mit elektrischen Maschinen. Im Jahr 1935 sind auch sog. Triebwagenzüge auf der Strecke Basel—Zell zur Einführung gekommen. Unser Tal besitzt also heute ein hochmodernes Verkehrswesen, zumal die Straße auch für den Autoverkehr gut ausgebaut wurde. Nur unsere Nachbarn im hinteren Wiesental müssen sich immer noch mit dem Schmalspurbähnle begnügen.

* * *

## Husemer Allerlei

### Die ersti Isebahnfahrt

Am Afang, wo d'Wiesetalbahn in Betrieb cho isch, hän d'Lüt in euser Gegnig recht wenig Vertraue gha zue der Betriebssicherheit vo däm neue Verchehrsmittel. Au der Jobbelifrieder vo Huse und sie Frau, 's Kätterli, hän emol ame Obe lang mitenander drüber dischkeriert, öb me's woge chön, mit der Isebahn uf Schopfe z'fahre (sin 5 Kilometer). Me isch übereis cho,

aß der Jobbelifrieder am andere Morge der eint Weg fahrt; er het müesse uf Schopfe uf der Viehmärt, um e Chüehli z'chaufe. Mit der Chueh zemme het er derno heimeszue welle z'Fueß go.

Im Kätterli isch es arg schwer gsi ums Herz und 's het's nit anderst tue, es isch zuem Abschied mitem Jobbelifrieder uf der Bahnhof gange und wo's Zügli igfahre isch, het der Ma sinere Frau d'Hand ge und het gsait: „Bhüet di Gott, Kätterli, wämmer enander im Fall nümme sehn, weisch d'Isebahn isch gar e gföhrli Fuehrwerch."

Dicki Träne sin im Kätterli über d'Bäckli glaufe und 's het im Zügli nogluegt, bis in die düüri Weid und bis gege Fahrnau. Vo Fahrnau bis uf Schopfe isch es derno nümme gar e so wit gsi. Wo der Zug z'Schopfe acho und unterwegs niene umgheit gsi isch, het der Jobbelifrieder e große Gumb gno zuem Wage us und het in der nächste Wirtschaft gli ain gnehmiget, in der andere Wirtschaft no ain usw. Aß er e Chueh chaufe will, säll het er in der Freud über die glücklichi ersti Isebahnfahrt ganz vergesse.

Deheim het 's Kätterli in Aengste glebt, öb der Ma wieder heim cho würd, oder öb em öbis würd passiert si. 's isch Obe worde und 's isch der Mitternacht zuegange, kei Jobbelifrieder het si seh lo. Endli gegen de Eife z'Nacht isch er cho, ohni Chueh, aber miteme große Aff. 's Kätterli het gli beed, der Jobbelifrieder und der Aff, ins Bett gheit.

## Billigi Isebahnfahrt

Der Buchterli Hansjerg het zue dene Lüte ghört, wo no nie Isebahn gfahre gsi sin und wenig Geld gha hän. Wo er emol gschwind öbis brucht het, wo me z'Schopfe in der Apithek het müesse hole, do het der Buchterli denkt, „he, i fahr halt jetz doch emol mitem Zug und aß mi nit z'tüür chunnt, laufe i heimeszue." Me het aber im Buchterli Hansjerg gsait gha, er chömm am billigste eweg, wänn er miteme Redurbillet fahr.

Also het der Buchterli z'Huse am Schalter e Redurbillet gchauft und isch uf Schopfe gfahre. Heimeszue aber isch er z'Fueß am Wald no, gegenem Fahrnauer Hof und der Burichweg uf gwalzt, Huse zue. 's Redurbillet het er im Tschobesack heim trait. Deheim het er's gli im Nochber verzellt, er seig hüte Isebahn gfahre, ghör also jetz au zue dene Lüt, wo scho mit em Zug e Reis gmacht hän. Notürli het er im Nochber au 's Billetli gspieglet.

Wo der Nochber gseh het, aß der Hansjerg e Redurbillet het, isch er recht verstuunt gsi und het gfrogt: „Jä bisch heimeszue nit gfahre, Hansjerg?" „Nei", sait der Buchterli, „säll wer mi doch e weng z'tüür cho". Aß er e Dummheit gmacht het, isch em nit liicht bigriiflich z'mache gsi.

Buchterli isch übrigens ne Uebername gsi, mitem rechte Name het der Buchterli W e b e r gheiße. Säll isch au emol der Chinderschwester zuer Kenntnis brocht worde. Sie het im Buchterli uf d'Wienecht welle e Freud

mache und hetem e Paar Socke gstrickt. Wo's ems brocht het, sait si, „do Herr Buchterli, hanich e Paar Socke zuem Wienechtchindli". Dodruf hi het dr Bschenkt erwideret: „d'Socke nümm i, aber Buchterli heiß i nit". Aß er ne andere Name het, isch der Schwester erst jetz bikannt worde.

## Wie me d'Isebahner fuxe cha

E ganz schlaue Mitbürger isch emol mitem Zug uf Mulberg gfahre und het z'Huse gli e Reburbillet gno, will er notürli au heimeszue wieder het fahre welle. Ob er ine Raucher- oder ine Nichtraucherabteil igstiege isch, das isch im Husemer Fahrgast wurscht gsi. Aber im Kundigbör nit. Wo der Husemer si Chlobe usem Tschobe zoge, mit Kronprinze-Dubak gfüllt, dä sälli Zit viel graucht worde isch, und e Zündhölzli (si hän no Phosphorchöpfli gha) ufem Hosebei agchrezt het, do ischem bahnamtlich eröffnet worde, aß er ins ander Abteil z'goh het.

Dodrüber, aß me em het welle Vorschrifte mache, wänn und wo er rauche darf, het sie der Husemer Fahrgast meineidig gärgeret, er isch sowieso e weng e Chüüri gsi. Er het in sinere Wuet denkt, dene Isebähnler will i der Meister scho zeige und wo's z'Mulberg Zit gsi isch uf der Zug zuem Heimfahre, het er gsait, die chönne mer in d'Schueh blose, jetzt fahri z'leid nit. Er het 's Reburbillet im Sack heimtrait und isch glaufe. Aß sie dodrüber d'Isebähnler grüen und blau ärgere werde, het er fest glaubt.

## 's Großmüetterli will nach Amerika

Wo d'Wiesetalbahn Schopfe—Zell eröffnet gsi isch, het e Großmüetterli, so hän amig die alte Lüt verzellt, Gluft kriegt, zue der Tochter z'reise nach Amerika. Es isch ame Nomittag am Bahnhöfli z'Huse an der Fahrchartescholter gange und het gsait: „Sin Si au so guet, Herr Expiditer, und gänn't mer e Billetli, aß i cha zue der Tochter fahre". „Ja, gute Frau, wo wohnt denn Ihre Tochter?" isch vom Expiditer gfrogt worde. Druf het 's Großmüetterli ganz treuherzig g'antwortet: „He in Amerika, gli links, wämme ine chunnt".

Welewäg isch 's Großmüetterli der Meinig gsi, me chönn ame Nomittag, wome nit grad viel z'tue het und schön der Zit hätti, d'Strickete ne und e weng nach Amerika go und z'Obe wieder heim fahre. 's isch arg enttäuscht gsi vom neumodische und rauchige Verchehrsmittel, wo's het höre müesse, aß säll nit mügli seig.

Wer weiß aber, ob 's Großmüetterli nit scho sällmols mit seherische Auge der Zeppelin gseh het zwüsche Europa und Amerika hi- und herfliege? Die alte Lüt hän jo amig menggmol gsait, 's würd e Zit cho, wo d'Mensche fliege. Hän si öbe nit recht gha?

* * *

# Handwerk und Gewerbe

Es ist schon an anderen Stellen darauf hingewiesen worden, wie der rein bäuerliche Charakter des Dorfes durch die Errichtung des Eisenwerks in sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht Wandlungen erfahren hat. Die Einwohnerzahl nahm stark zu, es vermehrten sich gleichzeitig auch die Handwerksbetriebe. Namentlich S ch m i e d e (Huf- und Waffenschmiede, Ketten-, Rinken- und Nagelschmiede) wurden durch das Eisenwerk angezogen. Als das Eisenwerk stillgelegt wurde, war auch diesen Handwerksbetrieben zum größten Teil die Existenzgrundlage zerstört oder erschwert. Vor allem aber war es der Uebergang von der soliden handwerklichen Qualitätsarbeit zur fabrikmäßigen Massengütererzeugung, der vielfach dem Handwerk seinen goldenen Boden entzogen hat. Jene schwere Krisen- und Uebergangszeit kann heute als überwunden betrachtet werden, das Handwerk hat sich den neuen Verhältnissen angepaßt; Industrie und Handwerk können in der heutigen Volkswirtschaft nebeneinander und miteinander arbeiten.

Außer den zahlreichen Schmieden, gab es früher und zum Teil bis in die Neuzeit hier eine Anzahl Handwerker, die heute nicht mehr vertreten sind, z. B. Salpetersieder, Steinhauer, Rotgerber, Handweber, Wagner, Glaser, Buchbinder. Von den Handwerkern, die es früher hier gab und die auch heute noch ihr Gewerbe ausüben, seien genannt: Ein Schmied, Zimmermeister, Schneider, Bäcker, Schuhmacher, Maurer, Metzger. Zu ihnen kamen im Laufe der Zeit: Blechner, Installateure, Friseure, Sattler, Elektriker, Maler, Gärtner und Uhrmacher. Auch die sog. freien Berufe sind heute in unserem Dorf vertreten durch einen Arzt (z. Zt. eine Aerztin), und durch einen Zahntechniker. Unser Dorf modernisiert sich also.

Von größeren gewerblichen Betrieben, die es früher hier gegeben hat, die aber heute nicht mehr vorhanden bezw. stillgelegt sind, wären zu nennen: Eine Bierbrauerei, zwei Ziegeleien, einige Kundenmühlen und eine Säge. Weiter ist zu erwähnen die frühere Schmiede gegenüber der Gaststätte zur Linde, die Hebel in einem Brief an Pfarrer Engler heraushebt. Hier befanden sich die zwei großen von Wasserkraft betriebenen Eisenhämmer, die Hebel in den Schlaf und aus dem Schlaf hämmerten. Bis 1912 war hier das dröhnende Lied der Arbeit zu hören, dann wurde die Schmiede stillgelegt, die Wasserräder beseitigt und das Haus zum Wohnhaus hergerichtet. Das Anwesen war 1909 (einschließlich der Wasserkraft) von Mühlenbesitzer M e n t o n gekauft worden. Der letzte hier tätig gewesene Schmied V o g t ließ dann die heutige Schmiedewerkstätte im Innerdorf errichten.

## Kaufläden

Hebels Heimatdorf ist heute Industriedorf; der größte Teil der Ortsbevölkerung geht in den beiden Industriebetrieben dem Erwerb nach und zählt zur Verbraucherschaft, die ihren Warenbedarf vorwiegend in den Kauf-

läden deckt. Entsprechend der gestiegenen Einwohnerzahl, haben sich auch die privaten Kaufläden vermehrt, wozu noch die Verkaufsstelle der Verbraucher-genossenschaft kommt. Eine Anzahl Kaufläden, die im Laufe der Zeit entstanden waren, sind inzwischen wieder eingegangen. Die hiesige Bevölkerung, namentlich „ufem Bergwerch", hat in früherer Zeit zum großen Teil ihren Warenbedarf im benachbarten Zell gedeckt. Heute dürften im Dorf selbst die gleichen günstigen Einkaufsmöglichkeiten bestehen und die oft gehörte Mahnung „Kaufe am Platze!" ist sicherlich sowohl vom Standpunkt der Preise wie von dem der Qualität aus zu rechtfertigen.

Doch wir wollen uns mit den geschichtlichen Anfängen der kaufmännischen Warenverteilung am Ort beschäftigen. Vermutlich gab es vor der Errichtung von Kaufläden auch hier einen ausgedehnten Hausierhandel. Wann zum erstenmal der Warenverkauf in einem Ladengeschäft erfolgte, läßt sich nicht genau feststellen. Der erste Kaufladen soll im Haus Kreisstraße 6 gewesen sein und Michael Greiner gehört haben. Genauere Angaben über diese Fragen sind aber erst von 1831 ab möglich. Am 5. Oktober des Jahres 1831 erhielt Christoph Weißhag auf seinen Antrag hin vom Direktorium des Dreisamkreises und vom Ministerium des Innern die Genehmigung zur Führung eines Krämerladens. Eine Gewerbe- und Handelsfreiheit im heutigen Sinne gab es noch nicht. Weißhag führte den Laden im Haus Kreisstraße 6 weiter (es scheint demnach hier ein Laden gewesen zu sein). Später hatte W. einige Zeit hindurch im Hebelhäuschen einen Laden aufgemacht, während ein Greiner den alten Laden in der Kreisstraße (Haus Nr. 6) weiterführte.

Ein weiteres Kauflädele entstand dann erst in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts im heutigen Haus Jakob Hug (Sattler). Inhaber des Ladens war ein Grether, der den Laden an Friedrich Röther, einen abgebauten Grenzbeamten, abgetreten hat. Nacheinander entstanden dann noch mehrere kleinere und größere Kaufläden, die von der Gründungszeit bis heute teils infolge Todesfalls, teils aus andern Gründen die Inhaber und Besitzer wechselten. Jedenfalls aber ist die Verbraucherschaft unseres Dorfes heute in der Lage, ihren ganzen Warenbedarf am Ort zu decken, was natürlich einen regen Geschäftsverkehr mit den benachbarten Städten Schopfheim, Lörrach und Zell und vor allem auch mit Basel nicht ausschließt.

## Die Gaststätten

Im Schopfheimer Kirchenbuch wird in einem Eintrag vom 17. Dezember 1609 ein Wirt Claus zu Husen genannt. Vermutlich war demnach um diese Zeit auch ein Wirtshaus in unserm Dorf. Nach mündlichen Ueberlieferungen befand sich früher im heutigen Haus Hebelstraße 6 eine Wirtschaft. Für die Richtigkeit dieser mündlichen Nachrichten spricht der Umstand, daß bekanntlich in früherer Zeit der Uebergang über die Wiese (Fuhrt und Brücke)

mehr südlich vom heutigen lag und daher auch der Ortseingang sich im Unterdorf befunden hat. Weitere Nachrichten über die im Haus Hebelstraße 6 vermutete Wirtschaft fehlen jedoch.

Geschichtlich nachweisbar ist die Werkkantine im Eisenwerk. Zuverlässige Meldungen liegen ferner vor über die Gemeinde-Wirtschaft. So etwa von 1700 ab sind uns Nachrichten darüber bekannt. Die Gemeinde hatte das Recht, eine Gaststätte in Selbstverwaltung zu führen, oder sie zu verpachten. Die Verpachtung wurde vorgezogen. Sie erfolgte in der Weise, daß die Gemeindebürger darüber abstimmten, wer Gemeindewirt werden sollte; daß es dabei ziemlich fidel herging, läßt sich denken und kann aus einem Beispiel vom Jahr 1720 geschlossen werden. Der neue Wirt erhielt nämlich von der Gemeinde „angedungenermaßen" zweieinhalb Saum Wein überwiesen, den er natürlich gegen Bezahlung ausschenken sollte. Zur Feier der Wirtschaftsübergabe an den neuen Pächter tranken aber die stimmberechtigten Bürger gleich zwei Saum auf Kosten der Gemeinde, so daß diese dem Wirt nur noch einen halben Saum anrechnen konnte. Ein gemeindeeigenes Haus, in dem die Wirtschaft hätte geführt werden können, gab es nicht, der Pächter mußte in seinem Haus einen geeigneten Raum als Wirtsstube einrichten, wobei keine hohen Ansprüche gestellt wurden.

Zur damaligen Zeit hatte die Gemeinde auch noch kein eigenes Rathaus; die Sitzungen zur Regelung der Gemeindeangelegenheiten fanden daher in der Regel beim Gemeindewirt statt, wobei auch gegessen und getrunken werden konnte. Ab und zu scheint sich dann die Aussprache auf ziemlich hoher „geistiger" Warte abgespielt zu haben, wenigstens kann dies aus Vermerken in Gemeinderechnungen geschlossen werden. So ist z. B. in der Gemeinderechnung über eine Sitzung der Vermerk zu lesen: „Bei dieser Gelegenheit wurde durch den Vogt und die Geschworenen vertan . . ." Billigerweise ist aber zu berücksichtigen, daß der Vogt und die Geschworenen ihre gemeindliche Tätigkeit ehrenamtlich ausübten, es konnte ihnen also nicht wohl zugemutet werden, auch noch die Sitzungsgelder aus der eigenen Tasche zu bestreiten.

Geschichtliche Unterlagen über die Gemeinde-Wirtschaft liegen vor für die Zeit von 1703 bis 1741. Von 1743 ab wird sie nicht mehr genannt, es kann somit angenommen werden, daß die Gemeinde-Wirtschaft um diese Zeit eingegangen ist. In den 38 Jahren, von denen Nachrichten vorliegen, können 11 Pächter festgestellt werden. Wenn die Gäste fröhlich sangen, scheint der Wirt nicht selten ziemlichen Aerger hinuntergewürgt zu haben, jedenfalls spricht die kurze Pachtdauer dafür, daß der Pächter es nicht leicht hatte.

Die Werkkantine des Eisenwerks befand sich ursprünglich im Verwaltungsgebäude („Herehus"). Nach Erstellung der Laborantenhäuser ging die Werkkantine im „Gasthaus zum Eisenwerk" auf, die im Mittelgebäude der alten Laborantenhäuser betrieben wurde. Bis zum Jahr 1907 wurde die Wirtschaft hier weiter geführt, sie ist also den älteren Orts-

bewohnern noch gut in Erinnerung. Aus dem früheren Gasthaus zum Eisenwerk machte die Fa. M. B. B. ein Arbeiterinnenheim. Der letzte Pächter der Wirtschaft, Jos. Langendorf, führte dann das „Gasthaus zum Eisenwerk" im Vogelschen neuen Haus (Bergwerkstraße) weiter. 1921 ging auch dieses „Isewerk" ein, doch fünf Jahre später knüpfte der im Jahr 1936 verstorbene Altratschreiber und Lindenwirt Ernst Maurer an die alte Tradition an und ließ im ererbten Haus seines Schwiegervaters Gottfried Greiner „ufem Bergwerch", unmittelbar unter den Laborantenhäusern, ein „Gasthaus zum Eisenwerk" erstellen, das von Ernst Maurers Sohn Julius von Anfang an geführt wurde. Maurers Vorfahren waren sowohl unter den Pächtern der Gemeinde-Wirtschaft, wie unter denen des „Eisenwerks" vertreten. Aus ihrem Geschlecht ist der bekannte Vogt Johann Jakob Maurer hervorgegangen.

Die älteste Gaststätte in Hausen mit Realrecht (ein Recht, das auf den betreffenden Grundstücken ruht), ist das Gasthaus zum „Adler", heutiger Besitzer Joh. Georg Behringer. Eröffnet wurde das Gasthaus im Jahr 1706 durch den damaligen Gemeindewirt und Eisenwerksplatzknecht Michel Brunner. Die Genehmigungsurkunde, welche im Bad. Landesarchiv aufbewahrt wird, ist vom Markgrafen Magnus unterzeichnet. Für das Real- bezw. Tafernrecht mußte Brunner 50 Reichsgulden (10 Gulden weniger, als er angeboten hatte), bezahlen.

Brunners Nachfolger als Gastwirt wurde sein Tochtermann Joh. Sebastian Clais von Schopfheim. Brunner selbst hat im Jahr 1711 bei Brombach in der Wiese durch Ertrinken den Tod gefunden, vermutlich bei einer Heimfahrt vom Rebland. Aus jener Zeit ist noch eine Zehrungsrechnung vorhanden für Mittagessen, die dem Pfarrer von Wieslet verabfolgt wurden; auch die Kosten für ein gestelltes Pferd sind darauf verzeichnet.

1741 ging das Gasthaus zum „Adler" an den Sohn des Seb. Clais über, der es aber schon 1752 an Hans Michel Siegrist abtrat. Siegrist war nebenbei noch Schulmeister. Durch Tausch gelangte dann der „Adler" im Jahr 1779 erneut in den Besitz der Famalie Clais, die von 1764 bis 1784 auch Pächter der Werkswirtschaft war. Die Frau dieses Joh. Michael Clais hies Kunigunde („Chünggi" und „Chüngeli" heißt es im Dorf). Auf sie bezieht sich Hebels Bemerkung im Gedicht „Der Schmelzofen": „Gang, Chünggi, lengis alte Wii, mer wen e wengli lustig sy."

Clais ließ den „Adler" ganz neu aufbauen. Noch heute ist am Eingang des Hauses über einem Wappen (Doppeladler mit Weck und Bretzel) zu lesen: „Joh. Mich. Clais, Vogt, Kunig. Hallerin. 1784". Clais betrieb neben der Wirtschaft noch eine Bäckerei und Landwirtschaft. Im Jahr 1784 wurde er zum Vogt ernannt; seine Tüchtigkeit wurde insbesondere vom Schopfheimer Stadtschreiber lobend anerkannt.

Von 1797 ab wechselte der „Adler" wiederholt den Besitzer. U. a. sei genannt der Vogt Andreas Arzet und dessen Sohn Joh. Jak. Arzet. Der

letztere übernahm den „Adler" im Jahr 1820. Er ließ 1831 die abgebrannte große Scheune erbauen. Im Jahr 1853 wurde die Tochter des Joh. Jak. Arzet, Verena Barbara, Wirtin zum „Adler". Sie war verheiratet mit Emil Herbster von Hausen und soll die Großmutter des nachmaligen Hoteliers Johner vom weltbekannten Hotel Römerbad in Badenweiler gewesen sein.

Im Jahre 1857 kam dann der „Adler" in den Besitz des Joh. Georg Behringer, dem Großvater des heutigen Besitzers. Kurze Zeit nach dem Uebergang des „Adler" in den Besitz der Familie Behringer kam das Eisenwerk zum Stillstand und für die Gasthäuser gab es schwere Krisenzeiten. Behringer trieb denn auch als Haupterwerbszweig die Landwirtschaft. Als im Jahr 1880 sein Sohn die Wirtschaft übernommen hatte, war die Industrie bereits in gutem Aufschwung begriffen. Der junge Adlerwirt erkannte schon bald mit klarem Blick, daß nunmehr auch für das Gastwirtsgewerbe wieder bessere Zeiten angebrochen waren. Er ließ die Wirtschaftsräumlichkeiten vergrößern, und auch den Saal, in dem so oft schon das alljährliche Hebelmähli abgehalten wurde, ließ er erbauen. Mit dem Aufschwung der Industrie war ein Anwachsen des Fremdenverkehrs verbunden, insbesondere ist Hebels Heimatdorf oft das Reiseziel auswärtiger Hebelfreunde und das Hebelfest bringt jeweils großen Zustrom auswärtiger Gäste.

Viel zu früh ist der gemütvolle und sangesfrohe Vater des heutigen Adlerwirts gestorben. Vom Jahr 1907 ab führte die Witwe, unterstützt vom Sohn und der Tochter die Wirtschaft weiter. Nach der Rückkehr aus dem Weltkrieg übernahm der älteste Sohn, Johann Georg Behringer, die Gaststätte zum „Adler"; er führt sie im Geist des Vaters weiter.

Die Gaststätte zur „Linde" ist im Herbst 1750 eröffnet worden und zwar durch Heinrich Stutz, den unser Heimatdichter in seinem Brief vom 2. Januar 1805 an Pfarrer Engler, erwähnt. Hebel hat sich gerne an den Oheim Stutz erinnert, trotz der Ohrfeige, die er einmal von ihm bekommen hatte, und obwohl ihm die Frau nie hold war. Hebel hat, so sagt er bekanntlich im Brief, den Schopf im Hof aufrichten helfen, hat manches Pfündlein Fleisch in der „Metzg" geholt und manches Stücklein Kutteln von dem alten Heiri aus der Faust zu essen bekommen.

Bevor Stutz die Wirtschaft eröffnete, gehörte das Haus einem Lindemer, der ein Schwiegersohn vom Adlerwirt Brunner war. Lindemer hatte das Anwesen als abgebrannte Hofstatt von Bartlin Dreyer, Raitbach, gekauft. Bis 1711 war Jakob Bötsch im Besitz des Anwesens. Vermutlich wurde hier zeitweise eine Hammerschmiede betrieben, wenigstens stieß man bei Grabarbeiten im Bereich der heutigen Kegelbahn auf Ueberreste einer Hammerschmiede. Wahrscheinlich deutet auch das über dem Türeingang künstlerisch in Stein gemeißelte Bild auf diese historische Vergangenheit hin. (Die beigefügte Beschriftung mit einer Stelle aus Hebels Gedicht „Der Schmelzofen" stammt aus der neueren Zeit.)

Im Jahr 1809 kam die „Linde" in den Besitz des Bäckers Michael W ä h r e r. Dessen Sohn Bartlin ließ im Jahr 1842 die große Scheune, Stallungen und einen Tanzsaal erbauen. Neben der Wirtschaft betrieb er auch die Bäckerei. Aus diesem Geschlecht der W ä h r e r ist u. a. der bekannte verstorbene Direktor W ä h r e r der Krafft'schen Schuhfabrik in Fahrnau hervorgegangen, an deren Aufschwung er verdienstvollen Anteil hatte. Im Jahr 1836 wurde das ganze Anwesen zur „Linde" von Ernst M a u r e r käuflich erworben. Den großen Lindensaal, in dem, wie im Adlersaal, oft das Hebelmähli abgehalten wird, ließ Maurer erbauen. Seit einer Reihe von Jahren ist die „Linde" verpachtet.

Zu den drei Gaststätten „Eisenwerk", „Adler" und „Linde" kam im Jahr 1865 eine vierte, die heutige Gaststätte zum „H e r b s t e r g a r t e n", deren Besitzer Max H e r b s t e r ist. Das Haus selbst ist alten Ursprungs und gehörte den bekannten Faktoren des Eisenwerks, den Vorfahren der Herbster hier, die zu Hebels Freundeskreis zählten. Im Herbster'schen Haus ist heute noch der eichene Auszahlungstisch, an dem der Belegschaft des Eisenwerks der Zahltag ausbezahlt wurde. Theodor Herbster, der Vater des jetzigen Besitzers, hatte als Bierbrauer eine B r a u e r e i errichtet. Sie war lange im Betrieb, fiel aber, wie die meisten Kleinbrauereien, der Entwicklung, die im Braugewerbe zum Großbetrieb drängte, zum Opfer. Der sehr beliebte und landschaftlich wie gärtnerisch sehr schön gelegene Wirtschaftsgarten, in dem sich auch ein fischreicher Weiher befindet, ist im Jahr 1877 dem Betrieb übergeben worden und hat dann im Laufe der Jahre seine heutige Gestaltung erfahren.

Als fünfte Gaststätte wurde im Jahr 1873/74 von dem Bäcker Karl H e r b s t e r die „Krone" erbaut, zunächst ein-, später zweistöckig. Der „Herbsterbeck" übte in der „Krone" ebenfalls das Bäckergewerbe aus, wie so manche seiner Wirtskollegen am Ort vor ihm es ausgeübt hatten. Nach dem Tod des „Herbsterbeck" wechselte die „Krone" wiederholt den Besitzer; zunächst kam sie in den Besitz des Schwiegersohns und Erben Herbsters, Jak. Fr. F r i t z ; von diesem kaufte sie Ludwig K o h l e r, der sie später an Hermann P f e f f e r l e verkaufte. Gegenwärtig befindet sich die „Krone" in der Pacht des Jakob H u g.

Seit 1926 hat unser Dorf auch ein Kaffeehaus zum „Hebeleck". Geführt wird es vom Besitzer Albert H a u s e r, einem Sohn des Bürgermeisters Hauser. Als Bäcker übt Hauser im Kaffeehaus auch das Gewerbe als Brot- und Feinbäcker aus.

---

# Husemer Allerlei

## Hotelerlebnis vome Husemer

'Me würd's nit gli welle glaube, aß e Mensch si selber e Ränn ge cha und derno höflich der Huet lüpft, um si selber um Entschuldigung z'bitte. Me het scho dervo ghört, aß sie ain am eigene Zopf usem Sumpf use zoge heig, aber me weißt, aß säll e soginannti Münchhausiade isch, und der Münchhausen het me so guet gchennt, wie der Zirkelschmied und d'Zundelfrieder-kumpanei. In allem Ernst cha aber versicheret werde, aß das Gschichtli, wo jetz do verzellt würd, w o h r und nit öbe d'Erfindig isch vome Mensch, dä gern e weng öbis zemmedichtet. Wämme der Erzählig folgt, würd me wohl au iseh, aß der komisch Vorfall e so, wie gschilderet, cha verlaufe si. Und do drüber, aß das Erlebnis ime H u s e m e r zuegstoße isch, würd me si nit verwundere.

Der Husemer, vo däm d'Red isch, het inere süddütsche Großstadt am Rhii anere wichtige Versammlig teilgno. Regierigsvertretter usem Riich und us de Länder, füehrendi Persönlichkeite vo der Landwirtschaft und vo große Molkereie und au Männer usem öffentliche Lebe sunst hän 's Versammligs-lokal ime vürnehme Hotel gfüllt. Volkswirtschaftlichi, gsundheitlichi und soziali Froge sin vo guete Sachchenner vom geistige und vom praktische Stand-punkt us in Vorträge bhandlet worde.

No de Vorträg isch alles usegströmt ins Freii. Au der Husemer, däm der Chopf no dosel het vo de glehrte Brocke, wo er ufgschnappt und vo de viele Fremdwörter, wo's z'höre ge gha het, isch froh gsi, aß er an die früschi Luft chunnt. Er het der Huet ufgsetzt und het si sozsage vom Menscheström mitriiße lo im Gfüehl, der Strom würd en scho näume am Ufer absetze. Vom helle Versammligslokal us isch me ine dunkle Vorraum cho, aber dur der ganz Vorraum het si e helle Liechtstreife zoge, in däm me gseh het, wie d'Mensche zuem Usgang us gönge. Mit sim duslige Chopf isch der Husemer als zuegrennt, im Liechtstreife zue, und het nit gmerkt, aß die andere links abbiege.

Uf eimol het der Husemer e starche Stoß gspürt über der ganz Brust-chaste; was das z'bidüte söll ha, isch em nit klar gsi, aber aß em ain e Ränn ge gha het, säll het er gspürt. Scho het er welle ufbruuse und der ander uf wiesetälerisch abrüele: „Gänn't doch e weng acht, wo der ane dalbet!" Recht-zitig isch aber im Husemer igfalle, aß si das nit schickt inere vürnehme Gsell-schaft und zuedäm isch em der Gidanke dur's Hirni zuckt, aß jo e r dä gsi isch, wo im andere e Ränn ge het. Also het er e weng linkisch, aber so höfli aß mügli der Huet glüpft und zuem andere hochdütsch gsait: „Entschuldigen Sie vielmals!"

Wo der Husemer im andere het welle in d'Auge luege, isch er zemme-gfahre. „He dä chunnt mer jetz au bikannt vor", het er binem selber denkt.

Und nonemol isch der ander gmusteret worde, derbi het si sunderbarerwiis im andere si Gsicht im gliiche Usmaß in d'Längi zoge, wie im Husemer si's länger worde isch. Endli isch es im Husemer klar worde, aß der ander niemes isch, aß er selber, und aß er si selber e Ränn ge und si selber um Entschuldigung bittet gha het.

Numme ai Wunsch het der Husemer gha: Nüt aß los us däm verhäxte Hotel. Aber wie use cho? Wieder het er im Liechtstreife vorne anem d'Lüt gseh zue der Tür us goh, also mueß doch zuem dunderwetternonemol näume ne Loch si, wome dure chunnt. Aber weiß der Teufel, was si ime vürnehme Hotel für verruckti I- und Usgäng hän. Wie ne Wespe am Fenster, so het der Husemer mit de Arme Flugüebige gmacht und noeme Riegeli, oder noere Türfalle griffe. Alles isch e so schnell gange, aß der vergelsteret Husemer nit no cho isch mit denke. Endli isch em e gscheite Gidanke igfalle, er het linksumkehrt gmacht und jetz het er gseh, aß die andere Gäst nit vorne, vielmehr hinte anem ins Frei use ströme.

Guet isch es gsi, aß d'Dunkelheit im Vorraum d'Sicht e weng schlecht gmacht het. So hän numme wenig vo de andere Gäst der Husemer biobachtet gha. Ihm hän aber au die wenige glängt. Hinterem Vorhang het e Oberchellner grunzlet wie e Säuli, er het der Lachchrampf gha. Und hinte am Husemer isch e dicke Schwartemage gstande, däm vor luter lache der dick Ranze ufe und abe gumbet isch. Todsicher wär dä Schwartemage au schnuerstracks an d'Spiegelwand hi grennt, wänn der Husemer nit vorne anem das Bächt gha hätti, dra hi z'renne.

Ime eifache Wirtshus het noher der Husemer mueterseele-ellai der ganz Film, dä er im Hotel ebe erlebt gha het, im Geist nonemol an de Auge verbeirolle lo. Derno het er in si Notizbüechli gschriebe:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
O werde nicht Erzähler!
Sonst sind blamiert im ganzen Land
Mit mir au d'Wiesetäler."

Bal druf isch der Husemer unterduucht in der Großstadtmasse. Uf der milchwirtschaftliche Tagig im vürnehme Hotel isch er nümme gseh worde.

## Der verfuggeret Vollbart

So e weng Zundelfriederbluet gäutscht jedem Alemann dur d'Odere und me cha sicher si, wie verdruckter ain umelauft, umso besser chennt er si us in de Schelmestreiche, die in Hebels Schatzchästli vo der Zundelfriederkumpanei und vom Zirkelschmied und andere gschilderet sin. Bsunders d'Markgräfler hän Sinn für urwüchsige Volkshumor und mache bi gsellige Zemmekünfte gern e weng d'Chueh mitenander. Aber friili darf me si eigene Witz nit numme welle an de andere erpröble, me mueß au selber e Gspaß chönne verstoh und vertrage.

Am guete Wille, e Gspaß in Chauf z'neh, hets im J o st Bartli gfehlt, wo er emol si schöne Vollbart verchauft und gmeint het, er heig e guet Gschäft gmacht. Er isch derbi inekeit und het zuem Schade au no müesse der Spott usschoste. Der Aerger isch so groß gsi, aß der Jost Bartli ufpackt und nach Amerika usgwanderet isch. Doch söll au an dere Stell nit verschwiege si, aß er in der neue Welt der alte Heimet Ehr gmacht het, me les no, was inere dütsch-amerikanische Zitig bim Tod vom Jost Bartli gschriebe worde isch. (Abschnitt „Heimattreu auch in fernen Landen".)

Wie si der Vollbarthandel abgspielt het, söll churz gschilderet si: No em Fiirobe sin e paar fröhlichi Zechbrüeder, zue dene au der J o st Bartli und der verstorbe Mühlibsitzer M e n t o n ghört hän, im „Adler" am Ofetisch ghockt und d'Unterhaltig isch lebhafter worde. Der Jost Bartli het in sim schöne Vollbart die altgermanischi Chraft und Männlichkeit versinnbildlicht; er hets au gwüßt und isch mengmol wohlgfällig mit der Hand über si Urwald gfahre, oder het e weng gchratzt drin; für die andere Gäst isch aber 's Jost Bartlis altgermanische Männerschmuck e dankbare Gegestand gsi für allerhand Witzeleie.

„Sag emol, Bartli," het ain vo de Zechbrüedere gföpplet, „wie lit dänn au z'Nacht di schöne Vollbart im Bett, hesch en unter der Decki, oder über der Decki liege?" Druf het der Gfoppt zuer Antwort ge: „Loß mi umkeit mit dine eifältige Froge, schaff der Tag über, wie ich, derno bisch müed z'Nacht und schloffsch und grüblisch nümme drüber no, wie ächterst der Jost Bartli si Vollbart bettet."

Aber der ganz Dischkurs het si halt numme no ums Jost Bartlis schöne Vollbart dreiht. Do isch der Menton, dä e guete Witz gschätzt het, uf der Jfall cho, im Jost Bartli der Bart abzchaufe. „Was wit derfür?" het der Menton gfrogt. „Er isch mer nit feil", sait druf der Jost Bartli, doch hän die andere gli gmerkt, aß das nit 's letzt Wort isch vom Vollbartbsitzer.

Je höcher der Menton botte het, umso schwächer isch im Jost Bartli si Widerstand worde, und wo der Menton als Gegewert e Doppelzentner vom feinste Weizemehl (Nr. 00) botte het, do würd si der Jost Bartli gsait ha, er verchauft jo si Backe- und Chiini-Urwald so z'sage ufem Stock, nit mitem Bode! d'Wurzle schlön wieder us und ine paar Woche sin d'Stupfle zueme neue schöne Vollbart usgwachse. „Er isch verchauft", het also der Jost Bartli gsait und dodermit isch der Vollbart in rechtmäßige Bsitz vom Menton übergange.

Nu het si zwar der Mühlibsitzer Menton im Mühlibetrieb und im Mehlhandel guet usgchennt, aber ufem Gebiet der Vollbartverwertig isch er e Neuling gsi, in dere „Branche" het er au zerst müesse Erfahrige sammle. Also het ers gmacht wie e Metzger, dä gwöhnlich, wänn er ime Bur e Paar Mastochse abchauft, z'erst numme ain mitnümmt und der ander bim Bur im Stall stoh loßt, bis er en brucht. Wo der Rasierer im Jost Bartli der halb Bart abghaue gha het, isch vom Chäufer erklärt worde, 's läng jetz für der Afang, die anderi Hälfti vom Vollbart müeß der Jost Bartli no e zitlang trage, bis

ne Abruef chönm, er hätt' also sölle miteme halbe Vollbart uf der einte Gsichtshälfti im Dorf unter de Lüt umelaufe.

Me cha si denke, was es für e Glächter ge het, wo der Vollbarthandel bikannt worde isch, und wie blamiert si der Jost Bartli het müesse vorcho. Er het der Aerger nit chönne abewürge und isch uf und dervo gange nach Amerika. Der Entschluß, dörthi uszwandere, isch aber scho vorher gfaßt gsi, der Barthandel und sini Bigleitumständ hän numme d'Usfüehrig bschleuniget. 's isch amig bhauptet worde im Dorf, der Jost Bartli seig über d'Möhr gange, wil säll der nöchst Weg seig nach Amerika, wahrschiinli isch das aber numme e Witz oder e böswillig Gschwätz gsi.

Sie rueihe jetz alli scho lang unterem Bode, die sällmols am Vollbarthandel im „Adler" als Verchäufer, Chäufer und Chaufzüüge biteiligt gsi sin, aber im Dorf isch d'Erinnerig an der verfuggeret Vollbart lebendig bliibe bis uf der hütig Tag.

## E Schniider als Chuehhändler

Die ältere Lüt im Dorf erinnere si gwiß no an der Mollijud; 's het en jedes Chind gchennt. E chlaine Chnopfli isch er gsi, miteme groß Mäuel, uf däm e weng rötlich Hoor gschimmeret het. Isch er im Dorf uftuucht, hän d'Chinder agfange z'brüele: „Mollijud het Speck im Sack, gimmer au e Mumpfel drab." Het er ain vo de Buebe verwütscht, isch dä für alli Brüeler mit der Judegeißle, die amig im Rieme e Lederzöpfli gha hat, gliideret worde. Und wie!

Er isch Viehhändler gsi, der Mollijud, het aber au anderi Gschäfte gmacht, wänn öbis derbi z'verdiene gsi isch. Sin sälli Zit überhaupt viel Jude ins Dorf cho, d'Lüt sin arm gsi, e Chüehli oder zweu hätte si gern gha, aber 's Geld isch rar gsi. Do het der jüdisch Viehhändler gwüßt, wie z'operiere isch, aß e r nit z'churz chunnt. So ziemli der ganz Viehhandel isch in de Hände vo Jude glege.

Do isch emol ame Mentig Nomittag, wo grad e paar Blauemacher gmüetlich in der Wirtschaft ghockt sin, e jüdische Viehhändler in „Adler" cho. Duſſe bim Brunne het er e alti Wurstchueh abunde gha, die guet gstrieglet und bürstet gsi isch. Unter de Blauemacher isch au der D ü ß l i S c h n i i d e r gsi. Er het die Chueh bitrachtet, aber vo der Wirtschaft us isch nit z'seh gsi, wie viel mol die Chueh würd gchalberet ha und aß si nümme uf nümmt. Ebesowenig het der Düßli Schniider chönne wüsse, aß die Chueh für 20 Mark z'ha isch.

Im Gspaß het der Düßli Schniider (sie rechte Name isch Karl M e tz g e r. Er het aß Schniidergsell in der welsche Schwiiz und in Frankriich gschafft, het au Italie gseh, isch aber spöter wieder heim cho und het si selbstständig gmacht. Hüt isch er mit 82 Johre der zweitältst vo de Hebelfestmanne) zuem Jud gsait, i gib ich 20 Mark für die Chueh. „Nu miseel, 's isch nit viel, 20 Mark für e schöni Chueh, aber si isch verchauft", sait der Jud zuem

Düßli Schniider und dä het jetz e Chueh gha, aber kei Stall und kei Fuetter für si.

E rechte Schniider weißt si aber au bim Chüeihhandel z'helfe, er het d'Chueh metzge und uswäge lo. Und wo usgschellt worde isch, seig do und do billig und guet Chüeihfleisch z'kriege, sin d'Lüt numme e so grennt, das zaih Suppefleisch isch abgange wie warmi Weckli bim Bäck. Der Düßli Schniider hätt' no öbis verdient an dere alte Wurstchueh, aber 's hän e Teil Chunde vergesse, aß me prima Suppefleisch au zahle söt. E Chueh het aber der Düßli Schniider vo dört ewäg nümme gchauft, wänn er ame Mentig Blaue gmacht het, weder im Gspaß, no im Ernst.

* * *

# Mühlen und Fabriken

In unserem Dorf entstanden, wie in der ganzen Gegend, in der Zeit des Eisenwerks viele eisenverarbeitende Kleinbetriebe, die aber nach dem Eingehen des Eisenwerks durch das Aufkommen leistungsfähigerer Betriebe nach und nach verdrängt wurden. Schon lange vor Erlöschen der Schmelzofenfeuer war im Wiesental auch das Textilgroßgewerbe und die Textilindustrie zum Aufblühen gekommen. Im ganzen Wiesental, wo es nach einem Wort Hebels im „Abendstern" so schön ist, wie im Himmelssaal, qualmten lange Rauchfahnen aus den Fabrikkaminen. In unserer Gegend taten sich hauptsächlich die Herren Köchlin und Grether, Lörrach, ferner die Herren Gottschalk, Pflüger und Sutter, Schopfheim als wagemutige Gründer von Fabriken hervor. Sie suchten die billigen Wasserkräfte der Wiese für die Industrie nutzbar zu machen.

Nach Stillegung des Eisenwerks übten offenbar dessen Wasserkraftanlagen einen starken Anreiz aus auf tatkräftige Unternehmer, was sich bei der Versteigerung des Eisenwerks auch für den staatlichen Besitzer vorteilhaft bemerkbar machte. Die Versteigerung erfolgte am 9. November 1865. Pflüger, Schopfheim machte ein erstes Angebot von 60 000 Gulden, weitere Angebote folgten, bis schließlich Grether, Schopfheim, der 125 000 Gulden geboten hatte, den Zuschlag erhielt. Da wo fast 200 Jahre der „füürig Isebach" geflossen war, surrten nun bald die Spindeln einer Florettseidenspinnerei.[1]) Die Textilindustrie hielt ihren Einzug nun auch in unser Dorf.

Zunächst aber wollen wir uns mit den Mühlen beschäftigen, die als ältestes und wichtigstes Kleingewerbe hier wie anderwärts große Bedeutung hatten. Am Haupteingang zu unserm Dorf, im Gewann Rütti, ragen Getreidesilos und Gebäulichkeiten von eindrucksvoller Größe in die Höhe. Es sind die Silos und Gebäulichkeiten der

---

[1]) Florett, ein grobes Seidengespinst.

## Mentonschen Walzenmühle

Als Zeuge eines erfolgreichen Unternehmergeistes steht diese moderne Mühle in der Landschaft unseres Dorfes. Wagemut, Tatkraft, Fleiß und Umsicht des Müllergeschlechts der M e n t o n haben es erreicht, daß aus der ehemals kleinen „o b e r e n M ü h l e", die hier gestanden hatte, eine neuzeitliche mit modernsten technischen Einrichtungen versehene leistungsstarke Walzenmühle geworden ist, die einem großen Teil unserer Heimatbevölkerung in der alten Markgrafschaft und im früheren vorderösterreichischen Nachbargebiet das Mehl zum täglichen Brot liefert. Freilich ist durch die gewaltigen Gebäulichkeiten der großen Mühle, die in die innerdörflichen Wohnbezirke hineingreifen, das Bild unseres Dorfes im H e i m a t v i e r t e l H e b e l s verändert worden. Es hat aber im Laufe der Zeit auch durch Neubauten in der übrigen Nachbarschaft und durch Umbau und Ausbau der Nachbarhäuser manche Veränderung erfahren. In seiner alten nur wenig veränderten baulichen Ursprünglichkeit steht nur noch, klein und bescheiden, das Hebelhäuschen in der Nähe der großen Mentonschen Mühle.

Verfolgen wir nun die Entwicklung der „oberen Mühle" vom Kleinbetrieb zur großen Walzenmühle. Im Gedicht „Das Habermus" hat H e b e l des Haferkorns Schicksal von der Aussaat bis zum Ausdrusch in der ihm eigenen natürlichen Art dichterisch geschildert. Nachdem Roggen, Weizen und Gerste eingebracht sind, „het au der Haber bleicht" und

„. . . endli hemmer en brocht, und in der staubige Schüre
hen sie 'n dröscht vo früeih um Zwei bis z'Obe um Vieri.
Druf isch 's Müllers Esel cho, und hetten in d'Mühli
gholt, und wieder brocht, in chleini Chörnli vermahle . . ."

Vermutlich hat Hebel bei Erwähnung des Esels, der den Hafer holt und in „chleini Chörnli" vermahlen wieder zurückbringt, an den Esel des nachbarlichen oberen Müllers gedacht. Aus Kaufprotokollen ist nämlich zu ersehen, daß sich bei der lebenden Fahrhabe der „oberen Mühle" auch ein Esel befand. (Der Zug- und Lastesel spielte damals im Fuhrbetrieb bekanntlich überhaupt eine große Rolle). Die Durchforschung unserer örtlichen Geschichte läßt immer wieder erkennen, wie sehr Hebel sich zeitlebens mit seinem Heimatdorf verbunden fühlte und wie vertraut er mit allen Verhältnissen des Dorfes war, obwohl er beim Wegzug noch keine 14 Lebensjahre zählte.

Bevor also das „Haberkorn" im „Düpfi" zu Mus verarbeitet werden konnte, mußte es den Weg über die Mühle machen. Wie die Brotfrucht auch. Der Müller mahlte sie dem Bauer und gab das Mehl und die Nebenprodukte (Spreu, Kleie usw.) zurück. Die Mühlen waren daher stets lebenswichtige Betriebe. Es gab in jedem größeren Ort eine oder mehrere Mühlen. S c h o p f h e i m z. B. hatte noch im Jahr 1859 nicht weniger als 5 Mühlen. Im Wiesental wurden gegen Ende des 19. Jahrhunderts noch über 20 Mühlen gezählt, heute sollen es nur noch 5 sein.

In unserem Dorf scheint es zeitweise 3 M ü h l e n gegeben zu haben, doch ist nur von 2 urkundliches Material vorhanden. Daß aber eine 3. Mühle hier war und zwar dort, wo das Behringersche Anwesen (frühere Wollspinnerei) steht, kann angenommen werden, denn Funde, die hier bei Grabarbeiten gemacht wurden, waren Ueberreste einer alten Mühle. Für die Annahme spricht auch der Umstand, daß in früherer Zeit das dortige Gelände die Flurbezeichnung „Mühlematte" trug.

## Die obere Mühle

Wie schon bemerkt, sind nur von 2 Mühlen urkundliche Nachrichten überliefert. Die „obere Mühle", die als Keimzelle für die heutige große Mentonsche Walzenmühle betrachtet werden kann, wird im Jahr 1653 in einem Kaufprotokoll zum erstenmal erwähnt. Es wird in diesem Kaufbrief von einem Geländeverkauf gesprochen „bey der oberen Mühle" Wie ursprünglich das Besitzrecht an der Mühle geregelt war, ist nicht aufgehellt, eine Vermutung geht dahin, die Mühle habe der Rötteler Grundherrschaft gehört, zinspflichtig war sie jedenfalls nach Rötteln, was aber nicht ausschließt, daß die Mühle von Anfang an in Privatbesitz war. Rötteln setzte den Müller in den Genuß des Bannzwangs, das bedeutete, daß alle Bauern des Banns verpflichtet waren, ihr Getreide bei diesem Müller mahlen zu lassen. Als Gegenleistung für dieses Monopol hatte der Müller die anfallende Zehntfrucht umsonst zu mahlen und außerdem einen entsprechenden Zins für den Bannzwang nach Rötteln zu entrichten. Bei der Nennung der Müller stoßen wir öfters auf die Bezeichnung „Lohnmüller", doch kann dies damit zusammenhängen, daß einzelne Besitzer der Mühle diese zeitweise verpachtet hatten.

Wie das Mahlrecht und der Bannzwang erzielt wurden, dafür ist in der „Geschichte von Hasel und Glashütten" ein aufschlußreiches Beispiel angeführt. Darnach suchte der Vogt G r e i n e r von Glashütten in einer Eingabe vom Jahr 1709 für seine neue Mühle den Bannzwang zu erhalten. Er bot dafür einen Malter Roggen und einen Gulden Zins jährlich an. Nun wurden die anderen Müller von der Grundherrschaft gefragt, ob sie selbst die angebotenen Abgaben, Roggen und Zins, übernehmen wollten. Um die neue Konkurrenz vom Hals zu halten, waren die Müller bereit, das Opfer zu tragen. Nun aber erhob der Hasler Vogt energischen Protest. Die neue Umlage, sagte er, bezahlten nicht die Müller, sondern die Untertanen. Und schließlich behauptete der Hasler Vogt, der es wissen konnte, die armen Leute würden schon genugsam von den Müllern bestohlen. Ob aber der neue Glashütter Müller nun wirklich ein weißer Rabe war unter den angeschwärzten Müllern, darüber schweigt die Geschichte.

Auf der „oberen Mühle" wird um das Jahr 1700 der „Lohnmüller" M a u r e r genannt. Er stammte von W o l l b a c h und war der Vorfahre des Geschlechts der M a u r e r in Hausen. Im Jahr 1736 waren die Gresger

Bürger Friedrich G r e t h e r und sein Bruder im Besitz der Mühle. Grether verkaufte seinen hälftigen Anteil im gleichen Jahr an Claus J o s t , der vermutlich bald darauf auch die andere Hälfte der Mühle käuflich erworben hat. Im Besitz der J o s t befand sich die Mühle bis 1804. Claus J o s t , ein Vorfahre jener „Jost-Bartli", die der Leser im Abschnitt „A u s w a n d e r e r" kennen lernte, scheint ein tüchtiger und vielseitiger Geschäftsmann gewesen zu sein, denn er war nicht nur Müller, sondern auch Krämer und Weber. Großzügig ging er in der Mühle zu Werke, sie wurde wesentlich vergrößert und technisch leistungsfähiger gemacht. Außerdem baute er eine Oeltrotte ein und ließ auch Scheune und Stallungen erstellen. Nach den J o s t war die „obere Mühle" dann im Besitz eines Joh. Gg. L a i s aus Glashütten, von diesem ging sie an Joh. Fr. R ä u b e r aus Tegernau über, und im Jahr 1828 kaufte sie Joh. Gg. G r e t h e r , der ein Enkel von Hebels Lehrer Andreas Grether war. Im Besitz der Grether blieb die Mühle bis zum Jahr 1868. In diesem Jahr kaufte dann der Müller August Wilhelm M e n t o n von Malterdingen die Mühle.

Mit Menton war ein neuer Geist in die alte Mühle eingezogen. Weitblick und Tüchtigkeit des neuen Besitzers wirkten sich bald recht vorteilhaft aus in der Entwicklung der „oberen Mühle". Verbesserte technische Einrichtungen, wesentlich erweiterte Gebäulichkeiten, später auch ein stattliches Wohnhaus zeugten vom erfolgreichen und wagemutigen Unternehmergeist des Herrn Menton. Schon unter seiner Leitung war aus der ehemals kleinen oberen Kundenmühle eine bedeutende K u n s t - und H a n d e l s m ü h l e geworden.

Im Jahr 1892 übergab Menton das Geschäft seinem ältesten Sohn Friedrich Wilhelm M e n t o n . Das Werk , das der Vater und Großvater so erfolgreich begonnen hat, setzen nun S o h n und E n k e l ebenso erfolgreich fort. Unter ihrer umsichtigen Betriebsführung ist die „obere Mühle" zu einer m o d e r n e n g r o ß e n W a l z e n m ü h l e emporgewachsen, die überall in ihrem ausgedehnten Absatzgebiet den besten Ruf genießt. Für das Hebeldorf Hausen ist die Mentonsche Mühle ein stolzes Wahrzeichen schöpferischen Unternehmergeistes. Sie bildet auch einen starken steuerlichen Tragbalken für den Haushalt der Gemeinde.

Am erfolgreichen Werk der männlichen Vertreter des Müllergeschlechts der Menton haben auch deren F r a u e n einen nicht geringen Anteil. Mag sich ihre Mitarbeit mehr in der Stille vollziehen, sie erschöpft sich dennoch nicht im engeren Haushalt. Die Frauen sind kluge und fleißige Mitarbeiterinnen auch im großen vielgestaltigen Geschäftsbereich.

## Die untere Mühle

Den älteren Bewohnern unseres Dorfes ist die „untere Mühle" noch recht gut in Erinnerung, den jüngeren allerdings gibt nur noch das „Sägihus" und allenfalls der „Riibigarte" [2]) Kunde davon, daß hier ehedem die „untere

[2]) So genannt, weil hier gemeinschaftlich Hanf gerieben wurde.

Mühle" war. Sie bestand aus einer Sägmühle und einer Mahlmühle; außerdem befand sich hier eine Hanfreibe und eine Lohstampfe, Einrichtungen, die als letzte Ausläufer einer zwar einfachen, aber beseelten und gemütlichen Hauswirtschaft gelten können. Um die „untere Mühle" ranken sich also Erinnerungen verschiedenster Art und mit der Mühle, der Säge, der „Hanfriibi" und der „Lohstampfi" ist hier ein Stück alter Dorfpoesie in die Vergangenheit versunken. Es sei in diesem Zusammenhang an Hebels Gedicht „Der Wächter in der Mitternacht" erinnert. Schon in den einleitenden Bemerkungen zu unserem ortsgeschichtlichen Buch ist der 3. Vers des Gedichts wiedergegeben, weil sich darin des Dichters Heimweh am ergreifendsten spiegelt. Bei der „unteren Mühle" aber dürfte Hebel im Geist geweilt haben, als er am „Wächter in der Mitternacht" gearbeitet hat. Hier war früher von der Bruckmatt her der Dorfeingang und ganz in die Oertlichkeiten bei der „unteren Mühle" seines Heimatdorfes ist der zweite Vers des „Wächters" hineinverwoben:

„Doch was i sag, ruuscht nit der Tiich? Er schießt
im Leerlauf ab am müede Mühlirad,
und näume schliicht der Iltis unterm Dach
de Tremle no, und lueg, do obe zieht,
vom Chilchturn her en Uihl im stille Flug
dur d'Mitternacht, und hangt denn nit im Gwülch
die große Nachtlaterne dört, der Mond?
Still hangt sie dört, und d'Sterne flimmere,
wie wemmen in der dunkle Regenacht,
vom wite Gang ermattet, uf der Stroß
an d'Heimeth chunnt, no keini Dächer sieht
und numme do und dört e fründli Liecht."

Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß der Dichter bei der Niederschrift dieses Verses seinen Standort im Geist bei der „unteren Mühle" seines Heimatdorfes hatte. Von hier aus führte ihn der Weg weiter zum nahen Friedhof beim Dorfkirchlein. Der „Tiich" „ruuscht" noch, er schießt auch noch den Leerlauf hinab, aber ein „Mühlirad" treibt er hier nicht, er treibt die Turbinen einer Fabrik. Die „untere Mühle" ist nicht mehr.

Die geschichtlichen Belege über die „untere Mühle" sind älteren Datums, als die der „oberen Mühle", ob die untere aber auch die ältere Mühle war, kann daraus nicht mit Sicherheit geschlossen werden. Es ist auch nicht bekannt, ob die Sägmühle, oder die Mahlmühle zuerst, oder ob beide gleichzeitig erstellt wurden. Als Besitzer der Sägmühle wird im Jahr 1572 ein Joner genannt. Sehr oft hat auch die „untere Mühle" ihren Besitzer gewechselt, öfters war sie verpachtet. Als Besitzer bezw. Pächter werden von 1634 ab folgende namentlich bezeichnet: Jakob Saler, Pflüger, Hans Schmidt, Andreas Sautter, H. M. Brodhag, Weiler, Math. Keller, Mich. Keller, Joh. Gutschart, Karl Fr. Ruckhaber. Der letzte Besitzer war Fr. Bröblin, der sowohl die Mühle, wie

die Säge betrieb. Dann kaufte Bartlin Bötsch, Raitbach das Anwesen, führte aber nur den Sägereibetrieb weiter, während die Mahlmühle stillgelegt wurde.

## Wollspinnerei Behringer und Tuchfabrik Vortisch & Co.

Im Jahre 1896 verkaufte Bartlin Bötsch, der seinen Wohnsitz in Basel genommen hatte, die bebauten und unbebauten Grundstücke der „unteren Mühle" mit der dazu gehörenden Wasserkraft an die bekannte alte Lörracher Kaufmannsfamilie Vortisch, die nun unterhalb der früheren Mühle und Säge die Tuchfabrik Vortisch & Comp. erbauen ließ. Teilhaber wurde auch der Besitzer der hiesigen Wollspinnerei, Fritz Behringer, der seinen zwar kleinen, aber für unser Dorf und die schafhaltenden Bauern der ganzen Gegend doch recht wichtigen Betrieb stillegte. Herr Behringer hatte schon im Jahr 1895 mit Bötsch wegen Landabgabe bei der „unteren Mühle" verhandelt, da er die Absicht hegte, hier eine kleine Tuchfabrik zu erstellen, wobei die bisherige Woll- und Kundenspinnerei in Betrieb bleiben sollte. Zur Ausführung gelangte der Plan nicht, da, wie schon betont, die „untere Mühle" in den Besitz der Familie Vortisch kam.

Das Erfassungsgebiet der Behringerschen Kundenspinnerei war sehr groß. Aus dem ganzen kleinen Wiesental, aus dem großen Wiesental bis Todtnau, ferner von Bernau und Umgebung und vom Hotzenwald, ebenso vom Rebland bis Müllheim brachten die schafhaltenden Bauern ihre Wolle in die Behringersche Kundenspinnerei. Hier wurde sie zu Strickwolle, Halblein und ein- und zweischützigen Frauenstoffen verarbeitet. Damals hatte auch der letzte in unserem Dorf tätige Handweber Karl Huber oft guten Geschäftsgang, so daß er zeitweise einen oder mehrere Webergesellen beschäftigen konnte. Huber wob auf seinen Handwebstühlen den Bauern nicht nur die gesponnene Schafwolle zu Kleiderstoffen, er verarbeitete auch die „Risten" und „Pupinli" aus Hanf und Flachs, die im Winter an unzähligen Spinnrädli in den Bauernstuben gesponnen wurden. Er wob den bäuerlichen Kunden der ganzen Gegend im Winter hauptsächlich Halblein und Rockstoffe, sog. Beesch, im Sommer Leinen, glattes, einschütziges Leintuch und auch Kölsch zu Bettanzügen. Huber wob aber auch feinere Sachen, z. B. „gesteinte" bessere Tischdecken und Handtücher. Ein Musterbuch von Webermeister Kirschbaum, Heilbronn, aus dem Jahr 1771 ist noch vorhanden. Der „Hueber Karli" war im Dorf als echtes „Husemer" Original bekannt und beliebt, ein sonniger Humor, musikalisches Talent, das sich auf die Kinder vererbte, und auch dichterische Neigungen zeichneten ihn aus.

In die Behringersche Woll- und Kundenspinnerei, der auch eine kleine Weberei angeschlossen war, brachte die Landbevölkerung auch „Zupfede" aus alten Strümpfen und Unterkleidern. Die „Zupfede" diente nach der Ver-

arbeitung als Matratzeneinlagen, oder als Beimischung zur Schurwolle, aus der billiger und weniger strapazierfähiger Anzugsstoff hergestellt wurde.

So bildete die Wollspinnerei Behringer eine ideale Verbindungsbrücke zwischen dem Hebeldorf und seinen bäuerlichen Nachbargebieten. Um die Erhaltung und Pflege alten Brauchtums hat sich die Familie Behringer sehr verdient gemacht; bei ihr waren auch die Spuren von Hebels Geist und Wesen am deutlichsten sichtbar. Verdienstvolle Förderung fanden bei ihr von jeher vor allem auch Musik und Gesang, die zum gesunden alemannischen Volkstum gehören.

Doch kehren wir zur Tuchfabrik Vortisch zurück. Alsbald nach der Erwerbung der „Unteren Mühle" wurde mit den umfangreichen Erdarbeiten begonnen, die bei den Turbinenanlagen, beim Aushub des Auslaufkanals und beim Ausbau des Teiches erforderlich waren. Bald war auch das stattliche Fabrikanwesen erstellt und einer großen Zahl Arbeiter und Arbeiterinnen war eine neue Erwerbsmöglichkeit geboten. In sauberen, gesundheitlich gut erträglichen Fabrikräumen konnte gearbeitet werden, so daß es allgemein bedauert wurde, als die Tuchfabrik im Jahr 1927, nach rund dreißigjährigem Bestehen, den Betrieb einstellte und das Fabrikanwesen verkauft wurde.

*

Nun knüpfen wir aber den geschichtlichen Faden wieder bei der Florettseidenspinnerei an. Sie entstand, wie schon bekannt, an der Stelle des früheren Eisenwerks. Gründer und Besitzer war Fabrikant Grether, Schopfheim. Seine Erwartungen scheinen sich nicht erfüllt zu haben, denn nach 12 Jahren verkaufte er das Fabrikanwesen wieder. Uebrigens zeigte Grether beim Bahnbau Schopfheim-Zell sich nicht sehr weitblickend, denn er war es, der die heutigen Linienführung der Bahn östlich am Dorf vorbei dadurch verschuldet hat, daß er sich weigerte, sein Gelände für eine Führung der Bahn durch das Dorf herzugeben. Grether vermochte allerdings die Zufuhr des Rohmaterials und die Abfuhr der Fertigware mit einem Fuhrwerk zu bewältigen, gleichwohl hätte er, so darf gesagt werden, die Vorteile einer günstigen Bahnverbindung erkennen müssen. Der damals begangene Fehler ist nun nicht wieder gut zu machen.

Die Florettseidenspinnerei wurde, nachdem sie 12 Jahre im Betrieb war, an die Herren Karl Krafft, Schopfheim und Satlow verkauft. (Nach Satlows Tod war Krafft der alleinige Besitzer.) Es erfolgte dann die Umstellung des Betriebs in eine Kammgarnspinnerei. Die alte Belegschaft wurde in den neuen Betrieb übernommen; von den Angestellten der Seidenspinnerei übernahm der Obermeister Baumgartner eine leitende Stelle in der Emmendinger Ramiefabrik, in der er und seine Nachkommen als hervorragende Industrie- und Wirtschaftsführer bekannt wurden. Einer der Direktoren der Florettseidenspinnerei, der in der

Kammgarnspinnerei eine führende Stelle bekleidete, Karl Marget, wurde später der Gründer der heutigen Maschinenfabrik Krückels „uf d'r Schmitte hinte."

Die Krafft'sche Kammgarnspinnerei, die ihren Betrieb im Jahr 1880 aufnahm, hatte für unser Dorf recht günstige wirtschaftliche Auswirkungen, zumal auch die Hauptverwaltung hier ihren Sitz hatte. Zur Belegschaft gehörte somit auch eine große Anzahl Angestellter. Ein meist flotter Geschäftsgang sicherte auskömmlichen Verdienst, aber leider gestaltete sich der Betrieb für den Fabrikanten nach und nach unrentabel; Krafft erlitt große Verluste, so daß er sich schließlich zum Verkauf der Hausener Fabrik entschloß.

## Von der Kammgarnspinnerei zur Baumwollspinnerei

Am 1. Oktober 1894 kam die Krafft'sche Kammgarnspinnerei durch Kauf in den Besitz der Firma Mechanische Buntweberei Brennet, deren Hauptsitz in Stuttgart war, die aber im badischen Oberland, in Oeflingen, Brennet und Wehr große Baumwollwebereien hatte.[1]) Mit der Einrichtung einer Baumwollspinnerei in Hausen (Schönenbuchen folgte), machte sich die Firma von den Garnlieferanten unabhängiger und verbesserte somit ihre Konkurrenzfähigkeit sehr wesentlich. Im Vorstand der Aktiengesellschaft M. B. B. waren damals die Herren Hipp, Denk und Schenz. Die Firma begann nun in Hausen alsbald mit der Einrichtung einer Baumwollspinnerei und den dazu gehörenden Vorwerken. An den Maschinen der Kammgarnspinnerei konnten tatendurstige junge Leute ihrer Zerstörungswut freien Lauf lassen, denn die Maschinen wurden zum Teil zusammengehauen und zu Alteisen gemacht. Die Belegschaft wurde in den neuen Betrieb übernommen, ein kleiner Teil wanderte ab, so daß damals zunächst auch ein Rückgang in der Einwohnerzahl unseres Dorfes eintrat, dem aber bald wieder ein neuer Anstieg folgte.

Die Firma M. B. B. vergrößerte nach und nach die baulichen Anlagen ganz bedeutend und sicherte sich auch durch großen Geländekauf in der Nachbarschaft weitgehende Ausdehnungsmöglichkeiten. Um dem Arbeitermangel zu steuern, wurden viele Arbeitskräfte beiderlei Geschlechts in Oesterreich und Italien angeworben; viele dieser eingewanderten Arbeiter und Arbeiterinnen haben heute im Hebeldorf ihren Dauerwohnsitz und hier eine zweite Heimat gefunden. Um der Wohnungsnot abzuhelfen, ließ die Firma M. B. B. „Ufem Bergwerch" eine Anzahl neuer Wohnhäuser erstellen, deren Wohnungen in räumlicher und gesundheitlicher Hinsicht als vorbildlich bezeichnet werden dürfen. Auch die unzulänglichen Wohnungen der alten „Laboran-

---

[1]) Eine ausführliche „Geschichte der Mechanischen Buntweberei Brennet" ist in dem Heimatbuch „Das vordere Wehratal, Oeflingen, Wehr und Umgebung in Geschichte und Gegenwart" enthalten. (Herausgeber: M. Klär, Oeflingen). Dem Heimatfreund bietet dieses Buch auch sonst eine Fülle äußerst lehrreichen Stoffes.

tenhäuser" wurden neuzeitlicher gestaltet. Wohlfahrtseinrichtungen privaten und öffentlichen Charakters finden bei der Firma Förderung und Unterstützung. Eine Bibliothek steht der Belegschaft zur Verfügung, und in Not geratene Belegschaftsmitglieder können aus einer Hipp'schen Stiftung Sonderunterstützungen erhalten.

In die ruhige Aufwärtsentwicklung brachte der Weltkrieg eine jähe Unterbrechung und die verantwortlichen Betriebsführer der Firma M. B. B. dürften in mancher schlaflosen Stunde darüber nachgegrübelt haben, wie die Umstellung auf Kriegswirtschaft und später wieder auf Friedenswirtschaft zu ermöglichen ist. Dank der Anpassungsfähigkeit der Leiter und der Geschicklichkeit der Belegschaften wurden auch diese schweren Jahre überwunden, aber der Krieg hat eben doch auf dem ganzen Weltmarkt und durch die Umstellung der Rohstoffländer in Produktionsländer Veränderungen gebracht, die noch lange nachwirken werden.

Daß die Schwierigkeiten der Kriegs- und Nachkriegszeit die Tatkraft und den gesunden Optimismus der führenden Männer der Firma M. B. B. nicht beeinträchtigt haben, beweist der im Jahr 1927 erfolgte Kauf der Tuchfabrik Bortisch und der Umbau derselben in eine Baumwollspinnerei, in der vorwiegend Feingarn gesponnen wird. Seit 1927 hat somit die Firma M. B. B. hier zwei Fabrikbetriebe, das Werk 1 (obere Fabrik) und das Werk 2 (untere Fabrik). Bei Vollbetrieb arbeiten in den beiden Werken gegen 600 Arbeiter und Arbeiterinnen, davon etwa 100 von auswärts. Dem Gemeindehaushalt geben die beiden Industriebetriebe einen starken steuerlichen Rückhalt. Es soll auch nicht unerwähnt bleiben, daß unser Dorf in den schweren Krisenjahren der Textilindustrie bei weitem nicht so arg unter der Arbeitslosigkeit zu leiden hatte, wie viele Nachbargemeinden. Schließlich sei noch die Tatsache hervorgehoben, daß die Firma M. B. B. im Hebeldorf rund 24 Häuser mit über 130 Wohnungen besitzt, die von Belegschaftsangehörigen bewohnt sind. Die beiden hiesigen Werke unterstehen der Leitung der Direktoren Lehle und Silcher.

## Versuche zu Neugründungen

Im Laufe der Jahre ist hier mancher Versuch gemacht worden, noch andere kleinere oder größere Betriebe ins Leben zu rufen, doch schlugen die Versuche jeweils fehl, und soweit die Betriebe in Gang kamen, war ihnen nur eine kurze Lebensdauer beschieden. Erwähnt sei, daß der wiederholt genannte unternehmungsfreudige Fabrikant Köchlin, dem ein Hauptverdienst am Aufkommen der Wiesentäler Textilindustrie zukommt, den Plan gehegt hatte, auch in Hausen eine Baumwollweberei zu gründen. Die Staatsgenehmigung zum Ankauf des Geländes war bereits erteilt, doch kam der Plan aus unbekannten Gründen nicht zur Ausführung. In der Nachbarschaft der „Oberen Mühle" betrieb Karl August Greiner in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts vorübergehend eine kleine Watte-

fabrik. Spritzenmeister Sturm richtete eine Schlosserei ein, die nach dessen Wegzug wieder einging. Ende der 60er Jahre erstellten die früheren Eisenwerksarbeiter Montiegel und Brunner eine Eisengießerei. Sie befand sich dort, wo heute die Häuser 25 und 27 der Bergwerkstraße stehen. Der Betrieb, in dem einige Arbeiter beschäftigt waren, konnte sich aber nur wenige Jahre halten.

Ein neues Fabrikanwesen, auf das große Hoffnungen gesetzt wurden, war einige Jahre vor dem Weltkrieg bei der unteren Wiesenbrücke erstanden. Färber Resch, Lörrach, und Bartlin Bötsch, Basel (früherer Besitzer der „unteren Mühle") ließen hier eine Färberei bauen, in der u. a. das Färben der Webgarne nach einem von Resch erfundenen neuen Verfahren erfolgen sollte. Die Fabrikräume samt Kessel- und Maschinenhaus standen betriebsfertig da. Die Färberei war mit neuesten technischen Einrichtungen versehen. Gefärbt wurde nicht nur nach dem von Resch erfundenen Verfahren, es wurde auch im Strang und auf Kreuzspulen gefärbt; außerdem wurde Baumwolle gebleicht in jeder Aufmachung. Auftraggeber und Abnehmer waren u. a. das Elsaß, Basel, Strohmeyer, Konstanz, die Militärverwaltung und viele andere. Es war somit ein recht verheißungsvoller Anfang gemacht. Aus privaten Gründen wurde aber das mit so großen Hoffnungen begrüßte Unternehmen nach kurzer Zeit aufgegeben und der Betrieb stillgelegt. Das Grundstück samt den Fabrikgebäuden wurde von den örtlichen Industriefirmen Mech. Buntweberei Brennet und Bortisch käuflich erworben. Die Gebäulichkeiten wurden abgetragen und an deren Stelle drei Wohnhäuser für Werksangehörige erstellt.

## Fischerei

Ein gesetzlich geregeltes Fischereirecht gab es in früherer Zeit nicht, das Fischwasser im Gemeindebann war Gemeinschaftsbesitz wie z. B. das Weidfeld. Doch später scheinen die Fürsten und Grundherren gemerkt zu haben, daß sich das Fischwasser als Einnahmequelle zu ihren Gunsten eignen könnte. Sie nahmen das Verfügungsrecht für sich in Anspruch und vergaben dann das Fischrecht als Lehen. Ein solches Lehen hatten u. a. die Herren von Roggenbach. Ihr Fischrecht in den fließenden Gewässern der Gemarkung Hausen erstreckte sich bis zur alten Wiesenbrücke, die damals im Gewann „Bruckmatt" lag. Unterhalb der „Delle", bei der Schleithschen Kiesgrube, steht noch heute ein Fischwasserstein mit dem Roggenbachschen Wappen. Erst zu Anfang des 20. Jahrhunderts hat die Gemeinde Hausen das alte Roggenbachsche Fischereirecht abgelöst; sie bezahlte dafür die Ablösungssumme in Höhe von 300 Mark, also keinen sehr hohen Betrag, bei dem jedoch zu beachten ist, daß der Fischbestand der Wiese durch die Abwässer der Fabriken, insbesondere durch die Abwässer der Zeller Zellulosefabrik, sehr stark zurückgegangen war.

Vor der Industrialisierung war der Fischbestand der Wiese recht groß, auch Lachse kamen die Wiese aufwärts bis in den Hausener Bann und jedes Jahr wurde die Lachsweid verpachtet. Nachdem aber in Brombach die erste „Legi" erstellt war, blieben die Lachse aus. Es wurde zwar ein sogen. „Lachssteg" angebracht, zu dessen Kosten auch die Gemeinde Hausen einen Beitrag in Höhe von 24 Gulden und 24 Kreuzern geleistet hat, aber viel Wert hatte dieser Lachssteg nicht, jedenfalls wurde in die Gemeinderechnung vom Jahr 1833 der sonst übliche Betrag für die Lachsweid nicht mehr eingestellt, ein Beweis, daß es keine Lachse mehr zu fangen gab. So weit festzustellen ist, wurde das Fischwasser in der Hausener Gemarkung zum erstenmal vergeben im Jahr 1717. Heute gibt es auch einige private Fischzüchter im Ort, die in Weihern die Fischzucht betreiben, vor allem den Forellen wenden sie besondere Sorgfalt zu.

## Wohlfahrtswesen

Eine gesetzlich geregelte Fürsorge für die Hilfsbedürftigen im heutigen Sinn gab es früher nicht. Die Armen waren auf die Hilfe der Gemeinde und auf die Mildtätigkeit ihrer Mitmenschen angewiesen. In der hiesigen Gemeinde gab es aber schon Ende des 18. Jahrhunderts ein sogen. Armenlegat, dessen Grundstock verschiedene kleinere Stiftungen bildeten. Aus diesem Armenfond wurden dann die Hilfsbedürftigen unterstützt, soweit eben hierfür Mittel zur Verfügung standen. Eine ordentliche Abrechnung erfolgte zum erstenmal im Jahr 1826 durch den hierzu beauftragten Lehrer J. G. Grether, Andreas Grethers Sohn. Die Richtigkeit der Abrechnung ist durch Unterschrift bescheinigt von Pfarrer Sonntag, Vogt Greiner, Almosenpfleger Behringer, ferner von Greiner Johannes und Ernst Hans Jerg.

Mit Zustimmung der Bürgerschaft kam im Jahr 1832 ein Beschluß des Gemeinderats zustande, dem auch der Bürgerausschuß die Genehmigung gab, wonach jeder, der das angeborene Bürgerrecht antreten wollte, 4 Gulden in den Armenfond zu entrichten hatte. Durch Verfügung der Großh. Kreisregierung vom 11. März 1842 wurde dieser Betrag auf 3 Gulden ermäßigt. Bis zum Jahre 1843 wurde ein gemeindeeigenes Haus (heute Haus Hebelstraße 48) zum Teil als Armenhaus benutzt. 1846 kaufte sodann die Gemeinde von Hammerschmied Jakob Meier aus Tiefenstein ein einstöckiges Haus nebst Scheune und Stall. Sie ließ das Anwesen zu einem Armenhaus umbauen und übertrug diese Arbeit für 524 Gulden dem Zimmermann Jakob Klaile.

Bis zu Anfang des 20. Jahrhunderts waren nun in diesem Armenhaus die hilfsbedürftigen Ortsarmen untergebracht, bei der Volkszählung 1840 waren es 23 Personen; einmal waren zeitweise fünf Haushaltungen im Armenhaus wohnhaft. Nachdem die Wohlfahrtspflege ihre landes- und

reichsgesetzliche Regelung gefunden hatte, war ein gemeindeeigenes Armenhaus nicht mehr notwendig. Obdachlose und alleinstehende Ortsbewohner, die ihren Unterhalt nicht mehr verdienen können, finden, wie allgemein üblich, Aufnahme in der Kreispflegeanstalt Wiechs.

Das Armenhaus wurde im Jahr 1904 von der Gemeinde zur Versteigerung gebracht, wobei es zum Preis von 2800 Mark dem Fabrikobermeister Wilhelm Eichin, dem langjährigen Militärvereinsvorstand, zugeschlagen wurde. Der neue Besitzer ließ das Haus zu einem schönen Wohnhaus, dem heutigen Haus „Wilhelmshöhe" auf dem Kölschberg, umbauen.

# Brandfälle

Soweit Nachrichten überliefert sind, scheint unser Dorf weniger von Feuersbrünsten heimgesucht worden zu sein, als manche Nachbargemeinde, trotzdem selbstverständlich auch hier die Gebäulichkeiten vorwiegend aus Holz bestanden haben und mit Stroh gedeckt waren, somit die Feuersgefahr stets erheblich war. Einige der Großbrände in der Nachbarschaft mögen erwähnt sein. Am Katharinentag 1412 brach, wie Eberlein berichtet, in Schopfheim Feuer aus, dem 40 Wohnhäuser und Nebengebäude zum Opfer fielen. In Fahrnau wütete im Jahr 1784 ein großer Brand, desgleichen in demselben Jahr in Gersbach, in letzterem Ort fielen u. a. auch Kirche und Pfarrhaus dem Feuer zum Opfer. 1787 brannten in Maulburg 18 Wohnhäuser nebst Scheunen ab.

Durch eine verheerende Feuersbrunst, die in der Scheune des „Dreikönigs" zum Ausbruch gekommen war, wurde unsere Nachbarstadt Zell im Jahr 1818, in der Mittagszeit des 23. Juli fast ganz vernichtet. Nach Humpert fielen dem Brand 64 Häuser, wovon die meisten mit Stroh gedeckt waren, zum Opfer. Sehr groß war auch der Schaden an Möbeln usw., den die 58 obdachlos gewordenen Haushaltungen bei diesem Brand erlitten haben. Am 18. Juni 1851 brach, ebenfalls in der Mittagsstunde, in Dossenbach Feuer aus, das fast das ganze Dorf, einschließlich der Kirche, der Schule und des Rathauses, einäscherte. 54 Wohnhäuser und 45 Stallungen lagen nach diesem Brand in Schutt und Asche, 9 Menschen verloren dabei das Leben. Einem Großfeuer fielen in unserer Nachbarstadt Schopfheim im September 1868 wieder eine größere Anzahl Gebäulichkeiten zum Opfer. 1876 brannte fast ganz Todtnau ab. Von Großbränden schwer heimgesucht wurden in der neueren und neuesten Zeit in unserer Nachbarschaft u. a. Neuenweg, Schönau und Tunau.

Von so schweren Brandkatastrophen ist unser Dorf, soweit wenigstens bekannt, nicht betroffen worden. Verbürgte Nachrichten über Brandfälle liegen allerdings erst von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab vor. Große und wiederholte Brandschäden gab es in unserem Dorf im Jahr 1756, bei denen Brandstiftung vermutet wurde. Zunächst brannte ein Haus ab, das

Adolf Lacher und Michael Brunner gehörte. (Es stand nördlich des Hauses Hebelstraße 32.) Im gleichen Jahr sind im „Ufferdorf" drei Häuser abgebrannt (Kreisstraße 12, 16 und 20). Schon vor diesen Bränden waren im Lauf der Jahre einige Anwesen durch Feuer zerstört worden, doch ist näheres darüber nicht bekannt, nach mündlichen Ueberlieferungen ist z. B. das erste Kirchlein am „Tiichwegli" einem Brand zum Opfer gefallen. 1767 ist „'s Herehus", also das Verwaltungsgebäude des Eisenwerks, bis auf den 1. Stock niedergebrannt. Direktor Merian, Basel, ein Mitpächter des Eisenwerks, übergab der Gemeinde einen größeren Geldbetrag aus Dankbarkeit für die große und bereitwillige Hilfeleistung der Ortsbevölkerung bei dem Brand. Das Geld sollte ursprünglich bei einem Schulhausbau Verwendung finden, wurde aber dann für die Anlage von Brunnen verbraucht. In den 30er und 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden durch Feuer zerstört das Haus Hebelstraße 48 (Besitzer Brunner und Glatt), ebenso das Haus des Martin Brombacher in der „Enget", ferner die Scheune vom Gasthaus zum „Adler" und das Haus des Bartlin Jost auf der „Mure". Brombachers und Josts Haus wurden nicht wieder aufgebaut. Auch gegen Ende des letzten und in den ersten Jahrzehnten des jetzigen Jahrhunderts gab es in unserem Dorf kleinere Brände, denen die Scheune des Metzgers Hug, des Ratschreibers Blum und des Rudolf Dörflinger zum Opfer fielen.

Vermutlich war im Jahr 1828 im „Ufferdorf" ebenfalls ein Brandfall zu verzeichnen. Daß es gebrannt hat, ist aus Gemeindeakten ersichtlich, nur die Zeit ist nicht erwähnt. Bei diesem Brand rettete, so geht es aus Akten hervor, der Gemeinderechner Riedmeyer, der vorübergehend auch Bürgermeister war, die Gemeindekasse aus dem brennenden Haus. 350 Gulden hatten sich in der Kasse befunden. Riedmeyer erlitt erhebliche Brandwunden und war längere Zeit arbeitsunfähig. Die Gemeinde billigte ihm eine Entschädigung zu von 50 Gulden.

## Feuerlöschwesen

Die Anfänge einer organisierten Feuerbekämpfung liegen sicherlich weit zurück, doch war sie eben nur mit unzulänglichen Mitteln, entsprechend dem jeweiligen Kulturstand, durchzuführen. In Not und Gefahr standen die Menschen schon immer einander bei und wo gemeinsame Gefahr drohte, da fühlte sich die Gemeinschaft auch ohne gesetzlichen Zwang zu gemeinsamer Abwehr verpflichtet. Die guten Eigenschaften des einzelnen Menschen wie der Gemeinschaft werden in Gefahrenlagen am besten sichtbar. Daß bei der steten großen Feuersgefahr die Abwehrmöglichkeiten frühzeitig organisiert und verbessert wurden, das lag im Interesse der Gesamtheit. Sie, also die Gemeinde, suchte denn auch in den Besitz der jeweiligen technischen Feuerlöschgeräte zu kommen und sie in ihre Obhut zu nehmen, wo sie in Notfällen leicht greifbar waren.

Ueber die Feuerlöschgeräte und das Feuerlöschwesen in unserem Dorf liegen erst vom 18. Jahrhundert ab nähere Nachrichten vor. Im Eisenwerk war natürlich die Feuersgefahr besonders groß und daß hier Vorkehrungen für Brandfälle getroffen werden mußten, ist verständlich. So wurden denn in den Jahren 1736 bis 1738 hier Wasserbütten und Feuerspritzen angeschafft und eine Art Werkfeuerwehr gebildet. Um das Jahr 1770 herum mußten, wie aus Gemeindeakten ersichtlich ist, die Bürger und Einwohner des Dorfes einen Feuerspritzenbeitrag leisten. Bemerkenswert ist ein Gemeindebeschluß vom Jahr 1831. Darnach mußte jeder angehende Bürger der Gemeinde für Feuerlöschzwecke zwei Feuereimer kaufen oder 5 Gulden und zwei Kreuzer bezahlen.

Die erste Feuerspritze, die den Namen einer solchen wirklich verdiente, kaufte die Gemeinde im Jahr 1859 von der Groh. Hüttenverwaltung, also vom Eisenwerk, zum Preis von 150 Gulden. Die Bildung einer freiwilligen Feuerwehr erfolgte hier im Jahr 1876. Sie ist heute mit modernen Löschgerätschaften ausgerüstet und verfügt über einen gut ausgebildeten großen Mannschaftsstand. Früher hatten bei den Hauptproben der Freiwilligen Feuerwehr auch die sogen. „Wilden" anzutreten, das waren die männlichen Ortsbewohner, die der Freiwilligen Feuerwehr nicht angehörten, die aber selbstverständlich hilfspflichtig waren, wenn Feuer- oder Wassergefahr drohte. Diese „Wilden", die in Zivil zur Hauptprobe antraten, wurden auch „Bourbaki" genannt, was eine Anspielung war auf den Franzosengeneral dieses Namens, der im Januar 1871 mit einer großen Armee bei Belfort in dreitägiger Schlacht von den badischen Truppen vernichtend geschlagen und mit dem größten Teil seiner Armee in die Schweiz abgedrängt wurde, wo sie von den Schweizern entwaffnet und interniert wurde. „Bourbaki" nannte man die „Wilden", weil sie in ihren Zivilkleidern zur Hauptprobe erschienen. Die Mannschaftsstärke der Freiwilligen Feuerwehr und der technische Stand des Feuerlöschwesens machen heute die Heranziehung der „Bourbaki-Pumpje" überflüssig.

## Beleuchtungswesen

Der „Liechtspoh" und „'s Ämpeli" spielen in Hebels Gedichten öfters eine Rolle. „Und woni ufem Schniidstuehl sitz für Basseltang, und Liechtspöh schnitz" heißt es im Gedicht „Das Hexlein", und im „Carfunkel" ist u. a. zu lesen: „Und der Jobbi nimmt e Hampfle Liechtspöh, und setzt si nebene Liechtstock hi, und seit: „Das will i verrichte". Das Gedicht „Der Jenner" beginnt: „Im Ätti setzt der Öldampf zue, mer chönnte 's Ämpeli use tue . . ."

Von den primitiven Beleuchtungsverhältnissen zu Hebels Zeiten und vorher vermag sich die heutige Generation kaum noch eine Vorstellung zu machen. Heute brennen keine Lichtspäne mehr als Beleuchtungskörper, auch Kerzen und Oellampen brennen meistens nur noch in Notfällen. Ueberall erhellt Gas und Elektrizität die Dunkelheit, selbst in entlegendsten Dörfern und

Höfen. Auch die alten Feuer- und Sparherde weichen mehr und mehr dem Gasherd und dem elektrischen Kocher; Holzkohlen in Bügeleisen kennt die Hausfrau auch kaum mehr, sie bringt den Stecker an, um das moderne Bügeleisen heiß zu machen. Wie auf allen Gebieten, so haben sich auch im Beleuchtungs- und Heizungswesen die Verhältnisse vollkommen geändert. Die heutige Menschheit kann, dank der geistigen und technischen Fortschritte, ihren Daseinskampf unter sehr viel günstigeren Bedingungen führen, als dies unseren Vorfahren möglich war, die noch Lichtspäne, die Oelfunsel, Zundel und Feuerstein benützen mußten. Ob dadurch das Zusammenleben der Menschen erleichtert und der Gemeinschaftsgeist zu besserer Entfaltung kam, diese Frage wird nicht unbedingt zu bejahen sein. Viel Altes versinkt in die Vergangenheit, ohne daß an seiner Stelle das Neue die Gegenwart schöner gestaltet.

Auch nach Hebels Zeit blieb das heutige Beleuchtungs- und Heizungswesen noch lange ein Wunschtraum. Noch heute erinnern sich die älteren Leute der Zeit, da in den Kaufläden gebündelte Lichtspäne gekauft werden konnten, wenn auch die Späne nicht mehr den Beleuchtungszwecken dienten, sondern als Anfeuerholz Verwendung fanden. Die erste Lampe, die mit Erdöl gespeist wurde, hatte in unserem Dorf Joh. Gg. Röther im Hebelhaus in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Zu jener Zeit benützten die Handwerker auf der „Stör" hauptsächlich „Unschlettkerzen" in der Dunkelheit. Die Schuhmacher aber benützten oft noch eine Wasserkugel, die das Kerzenlicht gewissermaßen auffog und dann auf den Punkt hin zurückwarf, an dem der Schuhmacher bei der Arbeit das Licht benötigte. Es hat demnach schon früher gewiegte Beleuchtungstechniker und erfinderische Köpfe gegeben unter den Handwerkern, jedenfalls zeugte dieser originelle „Rückstrahler" von guter Beobachtungsgabe und praktischer Verwertung gesammelter Erfahrungen.

Straßenbeleuchtung gab es früher natürlich auch nicht, erst in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts wurden in unserem Dorf Erdöllampen in den Straßen aufgestellt. Zu Anfang dieses Jahrhunderts folgte dann die elektrische Straßenbeleuchtung. Die Kosten dafür sind in der Gemeinderechnung von 1902 eingestellt.

* * *

## Husemer Allerlei

### Unnötigi Füürlärme

„Seht ihr denn nicht, daß unser Häusl brennt?" Die Frog het emol der Butz Karli recht vorwurfsvoll ane paar vo sine Kamerade gridhtet, die bi der hintere Legi Chies us der Wiese gschafft hän. Aß e „Häusl" brennt, säll hän im Karli sini Kamerade nit gseh, aber aß er si schier 's Herz igrennt het, wo er am Damm no hintere z'fiigere cho isch, hän si biobachtet gha. Au e mächtig Füür het me bi der Legi guet gseh, aber nit das nett Bahnwartshüsli

hinter der Chrüzgumbi bim Bahnübergang, das si e weng ängstlich an der Berg alehnt, het brennt, der Vatter vom Karli, der Bahnwart Butz, isch dermit bischäftigt gsi, 's Feld abzrume und het e große Hufe düüri Grumbirestude und Dörn- und Hürschtzüügs verbrennt.

Bi der Legi hinte het derno au der Karli gseh, aß das Füür ufem freie Feld hinterem Hüsli brennt. E mächtig Füür isch es gsi, säll mueß me sage, aber im Karli si Vatter, dä in ganz Hufe bliebt Bahnwart Butz Chlemens, würd si ebe gsait gha ha, aintweder e recht Füür, oder gar keis. Er isch au e ganze Kerli gsi, groß und breitschultrig, e alte 70er-Chrieger, dä bim Gottsauer Artillerieregiment dient gha het. Au sini Buebe sin Kerli worde wie Bäum und gueti Chraft- und Chunstturner und Soldate gsi.

Der Karli hätti also nit e so bruche z'springe, aber 's isch aller Ehre wert gsi, aß er, numme mit Hose und Hämm bgchleidet, in de Schlappe sine Eltere het welle Bistand leiste in „Feuersgefahr und Wassernot". Müglicherwiis het der Karli heimlich au näume unter de Dachspaare im „Häusl" e Päckli Wertpapierer und e Sparkassebüechli ufbiwahrt und het gförcht, er werd jetz statteme Hufe Geld, numme no e Hüfli Asche finde.

Mitem Nastuech hat der Karli der Schweiß abtrochnet, er isch numme e so anem abe gröhrlet. Jetz sin aber au scho in der Stroß äne Hufemer Füürwehrlüt (Freiwilligi in Uniform und Bourbaki in Zivil) im hele Karee gegenem Bahnwartshüsli hintere grennt. Alles het halt 's Butze Familie und ihre Chostmaidlene welle helfe rette, was z'rette isch. Au d'Fabrikfüürsprütze isch, vo wackere Männer zoge, agrollt. Gli druff isch die neui Sprütze vo der Freiw. Füürwehr im gstreckte Kalopp im Bahnwartshüsli zue gfüehrt worde. Aber bim Engetweg isch zruckgmeldet worde, seig nit 's Bahnwartshüsli, wo brennt, der Butz Chlemens verbrenn numme Grumbirestude ufem Acher. Dodruf hi hän d'Löschmannschafte und d'Sprützene Chehrt gmacht und sin wieder Hufe zue.

Wämme d'Oertlichkeite chennt und d'Umständ würdiget, isch es bigriiflich, aß es e Mißverständnis het chönne ge. Vo der obere Fabrik us isch 's Füür dur 's Hüsli verdeckt gsi, 's het grad in der Achs Fabrik-Bahnwartshüsli-Grendel brennt. Wo der Butz Chlemens aber de groß Hufe Züügs azunde het, isch 's Bahnwartshüsli e Wiili ine mächtigi Rauchwulke ghüllt gsi, derno sin d'Flamme hushoch ufgschosse und me het vo der obere Fabrik us nüt anders chönne ane, aß 's Butze nett Bahnwartshüsli stönd in Flamme.

Wie ne Lauffüür isch's notürli dur d'Fabrik gange, „'s Butze Hüsli brennt!" Gli hets au der Karli im Maschinehus erfahre und het selbstverständli gwüßt, was si Chindespflicht isch. Der Röther Friedi oder ain isch 's Bergwerch ab gsprunge und het in ai Loch ine brüelet: „Fürio!" Bal hän au d'Horniste vo der Füürwehr Alarm blosei und 's Brandsignal het an d'Steihalde dure gschmetteret, d'Felse hän d'Schallwelle zruckgworfe in d'Lützelau und an Chölschberg dure, churz und guet, im ganze Dorf het's widerhallt: „Es brennt, es brennt, das wißt ihr nicht, es brennt, es brennt, das wißt ihr nicht, tää, tää, tää!"

No em „Brand" isch viel gschwätzt worde vom unnötige Füürlärme. Au formalrechtlichi Froge sin ufg'worfe worde. Streng gno wär nämli e Brand im Bahnwartshüsli ('s stoht uf Zeller Gemarkig) ne Aglegeheit gsi für d'Zeller Füürwehr. Natürli isch si nit um Hilf agange worde, um e Grumbirestubefüür z'lösche. Me het vo Zell us der Brandplatz au nit chönne seh, wil der Grendel und d'Liebeck d'Sicht versperrt hän, vo der obere Fabrik us aber z'Huse isch er im freie Blickfeld glege. Und worum unter so Umständ ne Mißverständis mügli gsi isch, weißt jo der Leser bereits.

Kei vernünftige Mensch het der Husemer Füürwehr chönne ne Vorwurf mache, vegschwiege ihre Verhalte ins Lächerlich zieh. Si het wohl sozsage widerechtlich ine Zeller Algleheit igriffe, aber isch es nit viel schöner und lobenswerter gsi, aß d'Husemer Füürwehr in der Stund der vermeintliche Gfohr si nit um formalrechtlichi Dinger gchümmeret het, aß wänn si zerst e lang Wiiriwääris gmacht hätti? Si het jedefalls biwiese, aß si schnell uf em Damm isch, wänn Mensche und Sachgüeter in Gfohr sin. Lieber emol ime Mißverständnis zuem Opfer falle, aß vor bürokratische Zwirnsfäde stoh bliibe, wänn näume Gfohr droht.

Der Senior ins Butze Bahnwartshüsli isch derno vo de Strofjustizbihörde für schuldig bifunde worde, sini Grumbirestube öbe ne Meter oder anderthalbe z'noch bim Hüsli und bi de menschliche und tierische Wohnstätte verbrennt z'ha. Das isch mitere chlaine Geldstrof g'ahndet worde. Soviel isch im Bahnwart Butz der Gspaß au wert gsi.

## E verlorene und widergfundene Nachtwächter

So gege der letzte Johrhundertwendi het Huse in der Person vom Sutter Karli e recht rauhbeinige Nachtwächter gha. Wämme bidenkt, aß si Geburtsort Gersbach gsi isch, würd d'Rauhbeinigkeit verständlich. Der Sutter Karli isch also im Hochland deheim gsi, uf der Wasserscheidi zwüschenem Wiese- und Wehratal, dört obe, wo uf ruchem Bode zaihi Bueche und dickrindige, chnorblegi Tanne, aber au chräftegi und gsundi Alemanne wachse, uf die 's Wort vo eusem Heimetdichter Hermann Burte bsunders guet zuetrifft: „Uße ruuch, inne zart."

Ne gschliffeni Umgangssproch het der Sutter Karli als Nachtwächter nit agwendet, si het sinere Rauhbeinigkeit entsproche, doch mueß me sage, ußerdienstlich und in gueter Luun isch er e harmlose und gmüetliche Mensch gsi. Aber wenn er verdäubt worde isch, het's graucht. Die junge Dorfbursche hän amig gli gmerkt, weli nachtwächterlichi Windstärchi bloset, si hän der Sutter Karli, wänn er als Nachtwächter in d'Wirtschaft cho isch go Fiirobe biete, blos e weng dörfe biobachte. Het er 's eint Aug zuedruckt und mitem Zungespitz der Schick vo aim Muulecke in andere keit, derno isch es sicher gsi, aß die ganzi nachtwächterlichi Macht gege Gsetzesfrevler zuem Isatz chunnt und aß es in de nächste Tage Strofzeedel hagle würd.

Als Nachtwächter het der Sutter Karli ab und zue müsse ne Dienstgang mache ufs Bezirksamt z'Schopfe. Isch d'Meldig gmacht gsi, sin ufem Heimweg „e paar glüpft" worde. Bi some Alaß het der Nachtwächter vo Huse emol e weng uf d'Site glade gha und d'Bei hän en schier nüme trage welle. So isch er dänn oberhalb vom „Hirsche" z'Fahrnau uf e Randstei ghockt, um e Wiili z'rueeihe. 's isch sälle Tag grad Viehmärt gsi z'Schopfe, uf däm au der Chronewirt vo Raibech, e langjährige Bezirksrat und e agseheni Persönlichkeit, z'tue gha het. Er isch z'Obe ufem Heimweg miteme chlaine Fuhrwerch am Sutter Karli, dä er guet gchennt het, verbeigfahre. Ob er mitfahre well, isch der Nachtwächter vo Huse gfrogt worde und dä isch notürli froh gsi, aß en der Chronewirt mitgno het. Vorne isch nebenem Chronewirt vo Raibech kei Platz me gsi, aber hinte ufem Sauchistedeckel het der Sutter Karli biquem chönne hihocke.

Me het si guet unterhalte und das und säll enander verzellt. Au der Gaul het schiints zuegloset und würd denkt ha, dene Zwee do hinte ufem Wägeli pressierts wäger nit, i cha e weng langsam tue. Woner aber der Chopf in der Lande vorne gar z'tief ghängt het und schier gar nümme vom Fleck cho isch, hetem der Chronewirt emol der Geißlezwick zwüsche die hintere Bei gchlöpft, derno het der Gaul miteme großе Gumb vürsi bockt, der Sutter Karli aber isch hinterdsi gschnellt und ums Umeluege isch die ganzi nachtwächterliche Obrigkeit vo Huse ime Staubhüfli am Stroßerand glege. Und wie het si usgseh, wo si wieder ufgrobblet gsi isch! Der Chronewirt het Träne glacht, isch aber derno rechts ins Raibecher Strößli ine gfahre und der Sutter Karli in sinere agwiisgete Summermundur het müesse z'Fueß uf Huse ine walze.

Welewäg het der Chronewirt, wie me jo denke cha, das Gschichtli vom verlorene und wiedergfundene Nachtwächter no sälle Obe sine Gäst in der Wirtschaft verzellt. E Witzbrueder isch derno higange und het im „Markgräfler" z'Schopfe ne Inserat ufge, in dem z'lese gsi isch, feig an däm und däm Obe zwüsche Fahrnau und Huse e Nachtwächter verlore gange, der ehrlich Finder söllen z'Huse ufem Rothus abliefere, dört werd ein vermißt.

„I will dene Raibecher Chaibe scho e Nagel stecke", het der Sutter Karli gsait, wo's em s'Inserat vorglese hän, und het droht: „Söll si numme nomol ein muckse vonene z'Huse inere Wirtschaft no de Oelfe z'Nacht, wänn ich Dienst ha." 's isch aber nit halber so gföhrli worde, wie me no em Sutter Karli sinere Brüelerei hätt' chönne meine, der Chronewirt vo Raibech het sälli Zit viel großi Bruchstei uf Huse an d'Legi zuem Damm hintere gfüehrt und isch gern selber gfahre. Bi sonere Steifuehr ischem der Sutter Karli usserdienstlich bigegnet. Si sin mitenander gange go e paar Vierteli trinke und 's isch alles wieder guet gsi. Vo dört eweg hän si d'Raibecher z'Huse in de Wirtshüsere wieder muckse dörfe, wänn der Sutter Karli als Nachtwächter Dienst gha het. Au no de Oelfe z'Nacht.

* * *

# Heimsuchungen durch Seuchen

In einem Brief an seinen Freund Sievert, Spezial in Gutach (Kinzigtal), schrieb Hebel am 3. Mai 1814 u. a.:

> „... Wie wild ist der Krieg auch durch Euer Tal gezogen. Aber welche Hütte und welchen Palast hat er ungefährdet gelassen. Was unser schönes, gutes Oberland gelitten hat, weißt Du und trauerst gewiß auch darüber. Hausen soll durch die Seuche zu einem Leichen- und Trauerhaus geworden sein. Dieser heilige Krieg, wie man ihn nennt, hat große Opfer gefordert, nur fange ich an zu zweifeln, ob er so sehr heilig war. Doch das müsse der Himmel in seinen Folgen bewähren, die ihm überlassen seyen und der auch Euch, liebe Freunde, trösten und segnen wolle ..."

Wir erfahren aus diesem Brief Hebels, daß die vielen Heimsuchungen der Bewohner unseres schönen Heimattals während der napoleonischen Kriege auch noch durch Seuchen vermehrt wurden. Von den Leiden, die unsere Vorfahren in Kriegs- und Seuchenzeiten ertragen mußten, vermögen wir uns heute kaum mehr eine richtige Vorstellung zu machen. Kriege und die in ihrem Gefolge auftretenden Seuchen wirkten verheerender als schwere Naturkatastrophen. Der Krieg brachte Einquartierungen, Kriegsfrondienste, Beschlagnahmungen, Plünderungen, Brandschatzungen und Schändungen aller Art, vernichtete also das Volksvermögen und demoralisierte einen großen Teil der Menschen, die Seuchen aber, die durch den Krieg erzeugt wurden, rafften die Ueberlebenden, Kinder wie Erwachsene, in Massen weg.

Vor allem der 30jährige Krieg und die Seuchen, deren Nährboden er war, entvölkerten unsere Gegend und stürzten die Ueberlebenden in ein Elend, dessen Spuren noch Jahrhunderte hindurch zu finden waren. So berichtet z. B. Eberlin in der „Geschichte der Stadt Schopfheim", daß im Jahre 1629, nachdem die kaiserlichen Exekutionstruppen abgezogen waren, die Pest, ausbrach. In normaler Zeit starben damals im Schopfheimer Kirchspiel jährlich etwa 40 Personen, im Pestjahr 1629 aber waren 465 Sterbefälle zu verzeichnen. Auch im Jahr 1630 starben noch 160 Personen an der Pest. „Die Glocken hören fast den ganzen Tag nicht auf zu läuten", meldet der Chronist. Oft wurden an einem Tag 4—5 Tote beerdigt. In Hausen starben bei dieser Seuche 47 Personen, darunter 17 Erwachsene. Nicht minder schlimm waren die Folgen des Krieges und der Pest im benachbarten Basel und in der ganzen Markgrafschaft. Dabei wütete der Krieg noch volle 18 Jahre in den deutschen Landen; Krieg und Pest dezimierten die Bevölkerung und fremde Kriegshaufen zerstampften und vernichteten die in jahrhundertelanger mühsamer Arbeit fruchtbar gemachten heimischen Fluren.

Damals waren alle Städte und Dörfer unserer Heimat mehr oder weniger ein Leichen- und Trauerhaus geworden. Doch Hebels Bemerkung bezog sich ja nicht auf den 30jährigen Krieg, in trüben Ahnungen befürchtete

Hebel, sein liebes Heimatdorf sei durch die Seuche von 1813—14 zu einem Leichen- und Trauerhaus gemacht worden. Vermutlich waren auch Gerüchte zu ihm nach Karlsruhe gedrungen, die das große Sterben noch größer erscheinen ließen, als es ohnehin war. Es handelte sich bei dieser Seuche um das Nervenfieber (Typhus). Fast die gesamte Bevölkerung des Dorfes und unserer Heimatgegend war davon betroffen worden; die Seuche wütete im ganzen Land und hat in unserem Dorf, wie anderwärts auch, sehr viele Todesopfer gefordert.

Oertliche Nachrichten über Seuchen, die unser Dorf heimsuchten, liegen erst von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab vor, doch ist aus Kirchenbüchern und aus Werken mancher Geschichtsschreiber bekannt, daß lange vor dieser Zeit die Pest als Würger Dörfer, Städte und ganze Länder entvölkerte. Von den Seuchen im 30jährigen Krieg ist bereits berichtet worden. Viele Generationen sind seither ins Grab gesunken, aber die Erinnerung an jene Schreckenszeiten ist lebendig geblieben, sie hat sich durch mündliche Ueberlieferungen von den Eltern auf die Kinder und von diesen wieder zur nächsten Generation fortgepflanzt. Aber auch schon vor dem 30 jährigen Krieg hat die Pest öfters die Schatten des Todes über unser Heimattal gejagt. In Basel z. B. hat, wie die Geschichtsschreiber melden, in den Jahren 1348—49 die Pest gewütet, 1420 auch im Wiesental und 1564 wieder in Basel. Soweit unser Dorf damals bevölkert war, wurde es zweifellos von diesen Seuchen mitbetroffen, doch fehlen genauere Angaben.

Die erste Nachricht, die uns über eine Seuche im Dorf Kunde gibt, liegt vor aus dem Jahr 1746. Hier und in der Umgebung war damals die Ruhr ausgebrochen. 9 Erwachsene und 13 Kinder sind in unserem Dorf dieser Seuche zum Opfer gefallen. Als Seuche mit besonders bösartigem Charakter verzeichnet die Chronik dann die Blattern, die in den Jahren 1755 und 1769 hier grassierten. 10 Kinder im Alter von 2—6 Jahren erlagen in unserem Dorf dieser Seuche. Daß dann in den Jahren 1813/14 das Nervenfieber hier wütete und viele Opfer forderte, ist bereits erwähnt. Von Blattern und Pocken wurde unser Dorf ferner im Jahr 1825 heimgesucht, doch scheint die Seuche ziemlich glimpflich verlaufen zu sein. 1831 mußten große Vorsichtsmaßnahmen getroffen werden, da Cholera-gefahr bestand, so konnte dem schwarzen Würger der Zutritt ins Dorf verwehrt werden. Ein größeres Kindersterben verursachte anfangs der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts die Ruhr.

Kinderkrankheiten mit seuchenartigem Charakter, wie Rotsucht und Halsbräune (Masern, Scharlach, Diphteritis), traten in den folgenden Jahrzehnten wie überall so auch hier öfters auf. Viel junges Leben haben diese Krankheiten vernichtet, immerhin war inzwischen die ärztliche Wissenschaft zu einer Höhe entwickelt, die eine erfolgreichere Bekämpfung dieser Krankheiten ermöglichte, als es früher der Fall war. In den Jahren 1893 und 1894 trat die Influenza auf, an der ein großer Teil der Ortsbewohner erkrankte, doch war der Verlauf der Krankheit, bei genügender Vorsicht,

meist ohne schlimmere Folgen. Recht bösartigen Charakter hatte dagegen die Grippe, die von 1918 bis 1920 einen großen Teil der Bevölkerung und namentlich jüngere Leute heimsuchte. Manche Todesopfer hat diese Seuche gefordert. Darunter befanden sich auch Kriegsteilnehmer, die dem vierjährigen Eisenhagel des Weltkrieges entkommen waren, deren von den Strapazen des Krieges geschwächter Körper aber den Tücken der Grippe erlag. Auch sie starben für ihr Vaterland.

* * *

Bei dieser Gelegenheit sei auch das schwere Einsturzunglück erwähnt, das sich am 4. September 1901 bei der oberen Fabrik ereignet hat. Ein mehrstöckiger Neubau war in Ausführung begriffen. Im oberen Stockwerk brach eine Zementdecke ein und riß alles mit in die Tiefe. Glücklicherweise waren nur noch wenige Arbeiter am Bau beschäftigt. Vier italienische und ein deutscher Bauarbeiter und eine italienische Arbeiterin, die gerade durch einen Ausgang gehen wollte, wurden getötet, mehrere Arbeiter verletzt. Der deutsche Bauarbeiter wurde in seiner Heimat beigesetzt, während die ausländischen Opfer des schweren Unglücks ihre Ruhestätte in einem gemeinsamen Grab auf dem hiesigen Friedhof fanden.

# Das Dorf in Kriegszeiten

Wie weit unser Dorf durch die Kriege der neueren und neuen Zeit in Mitleidenschaft gezogen wurde, können künftige Geschlechter aus zuverlässigem schriftlichem Quellenmaterial ersehen, das in großen Geschichtswerken, in Gemeindearchiven und auch in vielen Tagebüchern der Kriegsteilnehmer gesammelt ist. Je mehr wir uns von großen Ereignissen entfernen, um so unklarer werden die Vorstellungen davon, wenn die Erinnerung nicht durch wahrheitsgetreue schriftliche Aufzeichnungen gestützt werden kann. Selbst der Weltkrieg vom August 1914 bis Ende 1918 gehört bereits zu den alternden Ereignissen. Die junge Generation, die jenes gewaltige Geschehen nicht miterlebte, vermag sich von der Wirklichkeit kaum mehr eine richtige Vorstellung zu machen. Vergangenes sinkt rasch in Vergessenheit, zumal wenn sich, wie in der gegenwärtigen Zeit, auf allen Gebieten des politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Lebens die größten Umwälzungen vollziehen. Durch schriftliche Aufzeichnungen ist das Vergangene daher vor der Vergessenheit zu bewahren.

Leider sind über die vielen Kriege, die unsere Heimat vor dem 19. Jahrhundert heimgesucht haben, nur spärliche örtliche Nachrichten vorhanden. Das Schicksal unseres Dorfes in der Zeit, die vor dem 15. und 16. Jahrhundert liegt, ist überhaupt in völliges Dunkel gehüllt. Es fehlen aber auch

sichere Nachweise darüber, wann in unserer Heimatflur die ersten menschlichen Siedelungen entstanden sind. Bekannt ist aber aus der allgemeinen Geschichte, daß unser Heimatgebiet durch den Fleiß und die Tüchtigkeit seiner Bewohner schon sehr frühzeitig in fruchtbares Kulturland umgewandelt wurde, das raubgierige Feinde oft zu Beutezügen anlockte. Wie die Rückwirkungen dieser Beutezüge auf unser Dorf waren, sofern es bestanden hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Selbst über den Bauernkrieg, der 1525 in der Markgrafschaft tobte, sind keine unmittelbaren örtlichen Nachrichten vorhanden. Es sei aber bei dieser Gelegenheit hier auf das ausgezeichnete Werk unseres verdienten Heimatforschers Karl Seith aufmerksam gemacht: „Das Markgräflerland und die Markgräfler im Bauernkrieg des Jahres 1525" (Verlag G. F. Müller, Karlsruhe).

Erst im 30jährigen Krieg (1618—1648) wird das geschichtliche Dunkel, das über unserem Dorf lagerte, etwas aufgehellt durch die Kirchenbücher. Daß in jenem unglückseligen 30jährigen Krieg, der ursprünglich wohl um Glaubensgrundsätze geführt wurde, aber Eroberungszwecken dienen mußte und schließlich zum Vernichtungskampf aller gegen alle wurde, auch unser Dorf entsetzlich zu leiden hatte, geht daraus hervor, daß so manches furchtbare Erlebnis aus dieser mit Hungersnot und Pest verbundenen Kriegszeit sich von Generation zu Generation durchgesprochen hat, bis auf den heutigen Tag. Zuverlässige schriftliche Aufzeichnungen hierüber verdanken wir jedoch den Pfarrern, die ihre Beobachtungen und unmittelbaren Erlebnisse in den Kirchenbüchern festhielten.

Ueber die verheerenden Folgen der Pest im Jahr 1629 ist schon an anderer Stelle berichtet. Aus dem Schopfheimer Kirchenbuch ist ersichtlich, daß im Jahr 1634 abermals die Pest gewütet hat. Diakonus Mauritius berichtet, daß in diesem Jahr vom Oktober bis Neujahr in Schopfheim 77 und im ganzen Kirchspiel 133 Personen gestorben sind. Es wütete aber nicht nur die Pest und der Hunger, es wütete auch die Soldateska. In einer Schilderung des Britzinger Lagerbuchs aus dem Jahr 1636 heißt es z. B.:

> „Da war keine Barmherzigkeit gegen Alt und Jung, gegen Mann und Weib, mit Hauen, Schlagen, Brennen, Knöbeln, Voltern, Wirken, Schanden; da war gegen Weibspersonen kein Erbarmen, daß etliche erbärmlich sterben mußten . . . Sie spürten ihnen nach in den Wäldern und schossen sie da nieder, die Unglücklichen mußten sich mit unmenschlicher Speise erhalten. Wer Hunde, Katzen und Fleisch von gefallenen Rossen haben konnte, der stillte den Hunger damit . . ."

Namentlich von 1630 ab (die ersten Kriegsjahre scheinen für unsere Gegend ziemlich glimpflich verlaufen zu sein) war das Wiesental und das weitere Gebiet der Markgrafschaft fast stets durch Streifzüge und Einquartierungen heimgesucht, wobei es in der Schwere der Leiden kaum Unterschiede gab, ob Feinde oder „Freunde" im Lande waren. Ueber ein schauderhaftes Verbrechen an unschuldigen Kindern, worunter sich 3 Kinder des

Müllers Saler von Hausen befanden, berichtet Mauritius im Schopfheimer Kirchenbuch vom Sommer 1643:

„Bei dem Herannahen der Franzosen (Weimarschen) flohen die Alten in höchster Angst, die armen Kinder allein zurücklassend. Allein die entmenschten Marodeurs kannten kein Mitleid, sie zündeten das Haus an und verbrannten ihrer 7 Kinder im Hause, worunter 3 dem Jakob Saler, Müller in Hausen gehörig."

Der Ort, wo dieses Verbrechen verübt wurde, war Geschwend im hinteren Wiesental, wohin sich viele Bewohner aus unserer Gegend vor der Soldateska geflüchtet hatten in der Meinung, dort sicher zu sein. Ob auch wehrfähige Männer unseres Dorfes aktiv am 30jährigen Krieg teilgenommen haben, entzieht sich der Kenntnis, wenn es der Fall war, sind ihre Namen verweht. Wie groß die Demoralisation auch nach dem Krieg gewesen sein mag, geht aus einer kirchlichen Verwaltungsrechnung des Jahres 1650 hervor. Da ist betont, daß die Ortsbewohner infolge der herrschenden Unsicherheit nur die in der Nähe des Dorfes gelegenen Aecker bebauten, die weiter abliegenden aber zu Grasland werden ließen.

Kaum waren die Wunden, die der 30jährige Krieg geschlagen hatte, etwas vernarbt, wurden sie durch einen neuen Krieg wieder aufgerissen. Im sog. Holländischen Krieg war unser Dorf, wie aus dem Müllheimer Kirchenbuch zu ersehen ist, Zerstörungen ausgesetzt, die Kirchenfenster wurden zerschlagen. In andern Orten der Sausenberger Diöcese wurden die Glocken weggeschleppt. Am 29. Juni 1678 haben die Franzosen das Schloß Rötteln erstürmt und zerstört. Zehn Jahre nach dem Holländischen Krieg brach der sog. Orleanische Krieg aus (1689—1697). Daß unser Dorf wiederum in Mitleidenschaft gezogen wurde, geht aus einem Bericht des damaligen Vogts Lacher hervor. Es befindet sich in diesem Bericht der folgende Vermerk:

„1694 die Schantz nach Zell 120 dag a 6 Batzen zusam. 48 Gulden. Es haben mehrere mal Husaren hier gelegen, einmal in Hausen und Raitbach zus. 150 Soldaten übernachtet. 1 Ztr. Brot u. 1 Ztr. Fleisch gegeben 10 Guld."

Weiter vermerkt Vogt Lacher:

„Es ist aber insonderheit dem hochfürstl. Oberamt zu berichten, daß in der Gem. H. gar nichts mehr sicher ist, weder tags noch nachts und auf dem Feld. Zu Nacht brechen sie in die Häuser, haben Hebeisen und haben schon 3 Bürgern Löcher in die Häuser gebrochen und Hausrat mitgenommen. Außer Land ist niemand weder Adam Oertlin[1]) ist im Krieg von Weib und Kind."

In den Kriegsjahren von 1689—1695 hatte die Gemeinde im ganzen nicht weniger als 6774 Gulden als Kriegskosten zu bezahlen, eine für die damaligen Verhältnisse und für eine nur etwa 130 Einwohner zählende arme Gemeinde enorm hohe Summe. „Vor Haber, so den Husaren gegeben wurde", hatte

[1]) Vermutlich der Urgroßvater Hebels.

die Gemeinde dann zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges wieder Einquartierungslasten zu tragen. „Vor von den franz. u. Teutschen parthien durch Marsch Nachtquartier u. sonsten der Gemeinde wegen gethanen und aufgeg. Zöhrungen" stellten auch die Wirte Greiner Hans Jerg, Greiner H. Jakob, Maurer Jakob und Claiß Forderungen an die Gemeinde.

Mehrere Jahrzehnte herrschte dann eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe. Eine recht fortschrittliche Entwicklung setzte ein auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens. Markgraf Karl Friedrich (1746 bis 1811) hob u. a. die Leibeigenschaft auf (1783). Die Förderung der Landwirtschaft lag ihm besonders am Herzen und er wußte, daß ein freier Bauer auf der eigenen Scholle mit größerer Hingabe arbeitet, als ein unfreier. Der Anbau von Kartoffeln und die Aussaat von Klee sind auf Anordnungen dieses Markgrafen zurückzuführen. Die Stadt Schopfheim stand bei Karl Friedrich in besonderer Gunst und genoß manche Privilegien (u. a. war Schopfheim zeitweise gänzlich von der Militärpflicht befreit, allerdings gegen Bezahlung von 1000 Gulden). Oefters hat der Markgraf die Stadt und ihre Umgebung besucht. Bei einer solchen Gelegenheit soll er auch das Hausener Eisenwerk besichtigt haben, wie Eberlin berichtet. (In Hausen selbst sind keine Belege dafür vorhanden.)

## Die napoleonischen Kriege

Die friedliche Aufbauarbeit, die überall im besten Zuge war, wurde wieder unterbrochen durch den Ausbruch der großen französischen Revolution (1789) und durch die ihr folgenden napoleonischen Kriege. Zeitweise wurde auch unser Dorf stark in den Strudel der kriegerischen Ereignisse hineingerissen. Kriegskosten aller Art drückten auf die Gemeinde und ihre Bewohner. Aus der Gem.-Rech. des Jahres 1793 geht z. B. hervor, daß die Bürgerschaft „freiwillig" einen größeren Geldbetrag als Zuschuß zu den Kriegskosten nach Karlsruhe ablieferte, da „Serenissimus" bisher die ganzen Kriegskosten allein bestritten hatte. In den sog. Koalitionskriegen zwischen Frankreich und Oesterreich sammelte die Gemeinde auch Liebesgaben und lieferte sie an die Soldaten ab. Im August und September 1795 mußte die Gemeinde beträchtliche Mengen Heu und Hafer ins Kaiserliche Magazin von Binzen liefern. Die Kosten dafür beliefen sich auf über 600 Gulden. Einzelne Bürger der Gemeinde hatten sowohl bei den Franzosen wie bei den Oesterreichern Wachdienst zu schieben und an Schanzarbeiten teilzunehmen, die Vergütung hierfür war Sache der Gemeinde.

Aus der napoleonischen Zeit stammen vermutlich auch die Schützengräben auf der Burgeck und unterhalb des Köschbergwegs bei der „Wilhelmshöhe". Zwei beim Wegbau beim „Munibuck" gefundene Münzen stammen ebenfalls aus dieser Zeit. Schwer waren oft die Einquartierungslasten. So erhielt

nach der Gem.-Rech. von 1796 der Lindenwirt Heinrich S t u tz aus der Gemeindekasse für die Kosten einquartierter französischer Offiziere und deren Begleitung rund 103 Gulden; Adlerwirt S t e i n mußte die Gemeinde 19 Gulden bezahlen. Einem französischen Rittmeister gab die Gemeinde 8 Gulden als Anerkennung für die Manneszucht, die des Rittmeisters Mannschaft gezeigt haben soll. Auf hunderte von Gulden wuchsen die Einquartierungslasten an. Wiederholt hatte die Gemeinde aber auch Holz zu liefern. Ferner mußte sie im Jahr 1796 abliefern 2 Leiterwagen, 8 Ochsen, 150 Ztr. Heu, 150 Wellen Stroh, 10 Sack Hafer, 12 Schaufeln, 400 Laib Brot, den Laib zu 4 Pfund. Auch Weizen, Dinkel und Gerste mußte in die Herrschaftl. Fruchtspeicher für Kriegszwecke geliefert werden. Zu den drückenden Kriegslasten kamen noch M i ß e r n t e n, was aber weder die Franzosen noch die Kaiserlichen davon abhielt, das Wenige, was die Bevölkerung hatte, für sich zu beanspruchen, oft wurde das Wenige mit Gewalt weggenommen.

Der Friede von Lüneville (9. Febr. 1801) brachte Baden Gebietszuwachs und dem Markgrafen die Kurfürstenwürde. Das Volk aber litt noch schwer unter den Folgen der vergangenen Kriege, als 1805 erneut der Krieg ausbrach. Der schmachvolle R h e i n b u n d kam zustande, der auf Seiten Napoleons stand. Preußen und Oesterreich unterlagen, B a d e n s B e l o h n u n g für den Napoleon geleisteten Hilfsdienst bestand in weiterem Gebietszuwachs und in der Ernennung des Kurfürsten zum G r o ß h e r z o g. Im Jahr 1811 tauchten in unserem Dorf franz. Häscher auf, die alle jungen Männer, deren sie habhaft werden konnten, auf Wagen mitschleppten. Sie sollten Napoleon als Kanonenfutter dienen bei seinem Feldzug nach R u ß l a n d (1812). 8 j u n g e M ä n n e r u n s e r e s D o r f e s sollen es gewesen sein, die von den Häschern forttransportiert wurden. In den Eiswüsten Rußlands sind sie, nachdem die Russen ihre Hauptstadt Moskau niedergebrannt hatten, elend umgekommen, wie die ganze napoleonische Armee bis auf kleine Ueberreste.[2]) Nur einer unserer Hausener Landsleute kehrte wieder heim. Unter den in Rußland Umgekommenen befand sich auch einer namens G o t t s t e i n; er war der letzte männliche Nachkomme seines Geschlechts in Hausen.

Im Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes sind manche Berichte Hebels, der bekanntlich bei Hüningen selber einmal in der Kampfzone war, über die napoleonischen Kriege zu finden. Es sind aber nicht die eigentlichen „Kriegsberichte" die wertvollen Beiträge, als solche sind vielmehr die Erzählungen anzusehen, die uns edelstes Menschentum im Krieg und soldatische Tugenden der Krieger künden. Die Titel einiger dieser wertvollen Erzählungen mögen hier erwähnt sein: „Der Kommandant und die badischen Jäger in Hersfeld", „Rettung einer Offiziersfrau", „Lange Kriegsfuhr", „Der Schneider von Pensa", „Zwei Kriegsgefangene in Bobruisk".

---

[2]) Von 7000 Badener, die Napoleons Zug nach Moskau mitmachten, sollen nur 143 wieder heimgekehrt sein.

Als dann die Befreiungskriege Deutschland vom Joch des korsischen Eroberers befreiten, wurde auch Hebel unwiderstehlich von der patriotischen Hochflut mitgerissen. Im Januar 1814 schrieb er sein patriotisches Mahnwort „An den Vetter". (Siehe Abschnitt „Auswanderer").

## Im Revolutionsjahr 1848

Ueber die Revolutionszeit 1848/49 sind nur spärliche örtliche Aufzeichnungen vorhanden. Aus Gemeindeakten geht aber hervor, daß im Frühjahr und Herbst des Jahres 1848 eine Bürgerwehr gebildet war, die zur Bewachung des Dorfes herangezogen wurde. Laut Gemeinderechnung wurden auch für Pulver, Blei und Pistons 6 Gulden, 40 Kreuzer ausgegeben. Den Wachmannschaften wurden auf Gemeindekosten Nahrungsmittel auf die Wachstube gebracht.

Am 18. April 48 war der Freischarenführer Hecker, ein Mannheimer Advokat, mit etwa 1000 Mann durchs Wiesental gezogen. Vom Seekreis her waren die Rebellen gekommen, die nachmittags in Zell einrückten, wo sie gute Verpflegung erhielten, aber nicht, weil sie gern gesehene Gäste waren, sondern weil die Aussicht bestand, sie bald wieder loszuwerden. Nach zweistündiger Rast marschierten die Freischärler weiter über Hausen und Fahrnau nach Schopfheim, wo sie Nachtquartiere bezogen. Die Schopfheimer Fabrikanten Gottschalk und Sutter rieten Hecker von seinem Abenteuer ab, doch vergebens.[1]) Hecker marschierte am 19. April morgens weiter über Steinen, Schlächtenhaus nach der Scheideck und von hier nach Kandern. Hier erfuhren die Freischärler, daß von Schliengen her badische und hessische Truppen gegen sie im Anmarsch seien.

Von Zell hatten sich etwa 80 Mann dem Heckerzug angeschlossen, von Hausen gingen, wie mündliche Ueberlieferungen besagen, nur einige Mann mit. Doch noch bevor es zum Treffen auf der Scheideck kam (20. April. Gründonnerstag), bei dem der Kommandeur der Hessen, Generalleutnant Friedrich von Gagern[2]) fiel, sagte sich einer der „Husemer" Freischärler: „I mein, die Sach chönnt eweng gfährli werde, 's isch wäger am beschte, mer gönge wieder heim." Er teilte das Ergebnis seiner langen Ueberlegung den andern mit und alle pflichteten bei. Es ergab sich somit die Tatsache, daß unsere landsmännischen Rebellen in der Stunde der Gefahr eines Sinnes waren. Sie machten linksumkehrt und wählten ihr Heimatdorf Hausen als Marschrichtungspunkt, bevor es auf der Scheideck zum Gefecht

[1]) Recht anschaulich hat ein Schopfheimer Bürger, Wilhelm Müller, in „Blätter aus der Markgrafschaft" 1. Heft 1915 die „Erlebnisse eines Schopfheimer Bürgers aus den Revolutionsjahren 1848 und 1849 nach eigenen Aufzeichnungen geschildert.

[2]) Dem Gefallenen ist der Gedenkstein auf der Scheideck gewidmet.

gekommen war, denn sie waren zu der Ueberzeugung gekommen, daß es schöner sei, daheim in Sicherheit für hehre Ideale zu leben, als im Kampf mit regulären Truppen dafür zu sterben.

Die „Husemer" Rebellen hatten klüger gehandelt, als Heckers Freischärler, die am andern Tag in die Flucht geschlagen und versprengt wurden. Viele flohen in die Schweiz und sahen ihre Heimat lange Zeit nicht wieder, manche sahen sie überhaupt nicht mehr. So hatte Heckers Abenteuer ein unrühmliches Ende gefunden, ein Ende, wie es auch die Siegelschen, Struveschen und Herweghschen Freischärler erlebten. Vor ihrer Flucht in die Schweiz stieß eine Schar der Herweghschen Legion bei Dossenbach mit württembergischen Truppen zusammen. Eine Anzahl Freischärler fielen, unter ihnen auch ihr Führer Schimmelpfennig. Die Gefallenen ruhen in einem gemeinsamen Grab auf dem Dossenbacher Friedhof.

Nochmals flackerten im Jahr 1849 in Baden und andern Teilen Deutschlands revolutionäre Brände auf, die aber bald durch Militär unterdrückt waren. In Baden rückten preußische Truppen ein und schlugen in einem Gefecht bei Waghäusel die Rebellen in die Flucht. Wieder flohen viele Freischärler in die Schweiz. Das badische Oberland und das Wiesental bekamen dann für einige Zeit preußisches Militär zur Einquartierung.

## Die Kriege von 1866 und 1870/71

Nach den Revolutionsjahren war wieder Ruhe und Ordnung eingekehrt, doch hatte die Bevölkerung namentlich anfangs der 50er Jahre viel unter Mißernten zu leiden. Besonders das Jahr 1850/51 war ein böses Hungerjahr. Manche weniger begüterten Ortseinwohner verarmten ganz, denn sie gaben Aecker und Matten her, nur um wieder einige Laib Brot oder etwas Mehl zu bekommen. Starke Besitzverschiebungen haben sich in jenen Notzeiten in unserem Dorf vollzogen. Nach und nach wurden aber die Verhältnisse wieder erträglicher. Auch der im Jahr 1866 ausgebrochene preußisch-österreichische Krieg verursachte keine größeren Störungen im normalen Leben unseres Dorfes. Wohl mußten auch in unserem Dorf eine Anzahl Wehrpflichtiger den Gestellungsbefehlen Folge leisten, sie wurden aber vorwiegend nur zum Garnisons- und Etappendienst herangezogen. Verluste hatte unser Dorf keine zu beklagen.

„Fest steht und treu die Wacht am Rhein". Das bewahrheitete sich besonders eindrucksvoll im deutsch-französischen Krieg von 1870/71. Baden war Grenzland wie heute, aber die deutsche Wacht am Rhein sorgte dafür, daß kein Feind ins Land kam und so blieb unsere Heimat von den Kriegsleiden verschont, die sie in den napoleonischen und in früheren Kriegen so oft hatte ertragen müssen. 23 Krieger aus unserem Dorf haben am Feldzug 1870/71 teilgenommen. Einige waren bei den Besatzungstruppen in der Festung Rastatt und in der Etappe im Kriegsdienst,

die andern aber standen drüben im Feindesland. Sie nahmen an den glorreichen Kämpfen des badischen Armeekorps teil, so an der Belagerung von Straßburg, dann an den blutigen Gefechten bei Epinal und Nuits und vor allem an der dreitägigen großen Schlacht bei Belfort im Januar 1871. Eine vielfache Uebermacht des französischen Generals Bourbaki suchte bei Belfort den eisernen Ring, den das badische Armeekorps bildete, zu durchbrechen, um ins badische Oberland einfallen zu können. „Wir lassen sie nicht durch", das war die Parole unserer badischen Landsleute bei Belfort und es kam auch kein Feind ins badische Oberland, wohl aber floh das französische Heer nach dreitägigem blutigem Ringen in die Schweiz, wo es entwaffnet und interniert wurde.

Verluste hatte unser Dorf auch im 70er Krieg keine zu beklagen; alle Kriegsteilnehmer kehrten wieder in die Heimat zurück. Zum Andenken an den Friedensschluß wurde bei der Zweigung des „Burichwegs" und des „Flieschwegs" eine Friedenslinde gepflanzt und eine Friedensfeier abgehalten. Die Feldzugsteilnehmer von Anno 70/71 erzählten gerne von ihren Kriegserlebnissen. Da man dem Gressel Frieder, der mit Herbster Theodor den Krieg bei der reitenden Batterie mitgemacht hatte, nicht alles glauben konnte, pflegte er oft im Wirtshaus seine Erzählung abzubrechen und in schöner Selbsterkenntnis zu seinem Kameraden Herbster zu sagen: „Verzells Du, Thedor, mir glaube si's doch nit!"

Aus unserem Dorf haben folgende Krieger am Feldzug 1870/71 teilgenommen: Bipp Gg. Fr., Dörflinger Wilhelm, Dreher Bartlin, Dreher Philipp, Greiner Gustav, Greiner Emil, Grether Wilhelm, Gressel Friedrich, Gressel Emil, Herbster Aug. Theodor, Kiefer Joh. Jakob, Kiefer August, Kiefer Wilh. Friedrich, Landes Emil, Müller Ludwig, Reif Erhard, Reif Rudolf, Röther Raphael, Röther Karl, Räuber Wilhelm, Schleith Bartlin, Würger Jak. Friedrich und Würger Heinrich.

Alle diese Feldzugsteilnehmer sind inzwischen zur großen Armee abberufen, aber die Gedenktafel am Rathaus wird ihre Namen den kommenden Geschlechtern künden. Ihr Leib zerfällt, doch nie soll vergessen werden, daß unsere Krieger von 1870/71 unter Einsatz des Lebens die Heimat geschützt und bewacht haben.

---

# Der Weltkrieg von 1914-1918

„. . . Her Jesis, der Friedli, mi Friedli isch do!
Gottwilche, Gottwilche, wohl chenni di no!
Wohl het mi bigleitet die liebligi Gstalt
uf duftige Matte, im schattige Wald.
Wohl het di bigleitet mi bchümmeret Herz
dur Schwerdter und Chugle mit Hoffnig und Schmerz,
und briegget und bettet. Gott het mer willfahrt,
und het mer mi Friedli und het mer en gspart!
Wie chlopft's mer im Buese, wie bini so froh!
O Muetter, chumm weidli, mi Friedli isch do!"

„Der Bettler", dessen Schlußteil vorstehend wiedergegeben ist, gehört zu den alemannischen Gedichten Hebels, die von den Schülern am Hebelfest besonders gern vorgetragen werden. Manche Erwachsene unseres Dorfes können das Gedicht auswendig, alle kennen zum mindesten den Inhalt und wissen, daß der heimkehrende Krieger Hebels Vater ist. Die Liebste dagegen, die so geduldig auf die Rückkehr des Kriegers wartete, wird der Dichter in seiner Mutter verkörpert gesehen haben. Aus tiefstem Herzen quillt ihr Jubel empor, als sie in dem verkleideten Bettler den lange sehnsüchtig Erwarteten erkennt, um den sie so oft gebangt hatte.

Manches frohe Wiedersehen in der Heimat gab es auch nach dem Weltkrieg, der von 1914 bis fast 1919 tobte. Doch arg viel Frauen und Mädchen harrten vergeblich der Rückkehr des Mannes und des Liebsten, und manchen Kindern auch blieb ein Wiedersehen mit dem Vater vorenthalten, denn viele, die ausgezogen waren, um die Heimat vor dem Einfall der Feinde zu schützen, sind auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges geblieben, oder im Feindesland gestorben. Sie sahen ihre Lieben in der Heimat nicht wieder. Ein Vergleich mit früheren Kriegen zeigt uns die Größe des blutigen Ringens im Weltkrieg und die Schwere der Blutopfer, die er gefordert hat. Es konnte betont werden, daß unser Dorf weder im Krieg von 1866, noch im Krieg 1870/71 Verluste an Gefallenen und Verwundeten zu beklagen hatte. Im Weltkrieg aber verzeichnet die Kriegschronik unseres Dorfes 46 Gefallene, Vermißte und Gestorbene. 46 Kriegsteilnehmer, die von Hause eingerückt waren, starben für ihr Vaterland.

Die Vorgeschichte des Krieges in einem ortsgeschichtlichen Buch behandeln, hieße den Aufgabenkreis weit überschreiten, aber einige allgemeine Betrachtungen sind notwendig, um auch den kommenden Geschlechtern die Größe der Gefahr aufzuzeigen, in der Deutschland das gesamte Volk zur Verteidigung seiner Heimat vor dem Ansturm der Feinde aufgerufen hat. Vom Osten her rollte die riesige Kriegsdampfwalze des zaristischen Rußlands heran; sie sollte, wenn es nach dem Willen der Feinde gegangen wäre, ganz Deutschland zermalmen. Mit Rußland zogen Frankreich, England und Japan, später auch Italien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika gegen Deutschland in den Krieg. Auf ihrer Seite

kämpften noch eine große Zahl von diesen Großmächten abhängige kleinere Staaten, während auf Deutschlands Seite nur Oesterreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei standen. Ueber 4 Jahre hat das deutsche Heer dieser Welt von Feinden siegreich getrotzt und Heldentaten vollbracht, wie sie die Kriegsgeschichte aller Zeiten nicht aufzuweisen hat. Sch[illegible] stand Deutschland noch allein. [illegible]besiegt fand es sich, im Vertrau[illegible] au[illegible] des amerikanischen Präsidenten Wilson 14 Friedenspunkte, zum Wa[illegible]fenstill[illegible] [illegible] dem dann der Friedens[illegible] von Versailles folgte. Hohnvoll schoben die „[illegible]ger" Wilson[illegible] [illegible]dens-bedingungen auf die Seite und diktierten [illegible]ten Schmachfrieden, dessen Fesseln [illegible] deutsche [illegible] drückender em[illegible] bi[illegible] in Ad[illegible] Hitle[illegible] [illegible] erstand. [illegible] Fessel nach [illegible] andern spre[illegible] [illegible]atliches Selbstbestim[illegible]ungsrecht wieder [illegible]stellte.

Beispiellose Leistungen hatte das Heer vollbracht, aber nicht minder schwere Opfer hat die Heimatfront während des vierjährigen Ringens auf Leben und Tod ertragen. Englands Blockade schnitt unserem Volk die Zufuhr von Lebensmitteln und sonstigen Bedarfsgegenständen ab. Ganz Deutschland wurde zur belagerten Festung. Im Jahr 1915 wurde mit der Rationierung der Lebensmittel begonnen; die wichtigsten Lebensmittel wurden durch Karten zugeteilt. Fleischlose und fettlose Tage kamen zur Einführung. Die Hamsterei kam in Blüte. Wer genügend Geld hatte, holte sich auf dem Land, was er erhalten konnte gegen gute Bezahlung, oder auch im Austausch mit Genußmitteln wie Kaffee, Tabak und andern Nahrungs- und Genußmitteln, an denen auch auf dem Land Mangel war. Große Not herrschte bei den Minderbemittelten, vor allem bei der Industriebevölkerung. Kohlrüben waren besonders im Winter 1917/18 ein begehrtes Nahrungsmittel. Glocken der Kirchen und kupferne Küchen- und Hausgeräte waren für Kriegszwecke abzuliefern. Für das in Rußland kämpfende Heer mußten die Schlitten abgeliefert werden. Aus Brennesseln sind Ersatzstoffe angefertigt worden. Selbst Buchenlaub wurde gesammelt, zunächst hieß es zu Fütterungszwecken, aber bald stopften die Krieger ihre Pfeifen mit diesem getrockneten „Tabakersatz". Fast alle Gemeinden gaben nach und nach eigenes Papiergeld heraus, das durch das Gemeindevermögen gedeckt war.

Nur ein unvollständiges Bild der wirklichen Lage vermögen diese kurzen Hinweise zu geben, immerhin dürften sie einen Begriff geben von den Opfern und Leiden, die das ganze deutsche Volk an den Kampffronten und in der Heimatfront ertragen hat. Am Ende des Krieges brach auch die monarchistische Staatsordnung zusammen. Doch hierüber und über die nachfolgende Zeit mögen unsere Nachkommen später berichten, wenn der Abstand von den Ereignissen größer geworden ist. Nur über die Inflationszeit, die dem Krieg folgte, wird noch an anderer Stelle besonders berichtet. Trotz aller Leiden, blieb auch unserer Dorfbevölkerung der Glaube an Deutschland erhalten. Ein Volk, wie das deutsche, kann nie untergehen.

# Ehrenblätter

**für die 46 Söhne und Krieger des Hebeldorfes Hausen, die im Kampf für ihre Heimat und ihr Vaterland opferbereit ihr Leben ließen.**

(Aus den hinter den Namen in Klammern beigefügten Zahlen ist das Alter der Kriegsopfer ersichtlich.)

| | |
|---|---|
| **Asal Albert** (21) | gef. an der Westfront |
| **Eichin Wilh. Fried.** (22) | gef. an der Westfront |
| **Müller Josef** (34) | gef. an der Westfront |
| **Wetzel Fr. Julius** (20) | gest. in einem Heimatlazarett |
| **Schmidt Fr. Ernst** (19) | gest. in einem Feldlazarett |
| **Brunner Wilhelm** (24) | verm. an der Westfront |
| **Zäh Ernst** (26) | verm. an der Westfront |
| **Wahrer Heinrich** (25) | gef. an der Westfront |
| **Asal Ernst** (24) | gef. an der Westfront |
| **Brunner Karl** (22) | verm. an der Westfront |
| **Röther Emil** (42) | gest. in einem Feldlazarett an der Westfront |
| **Wagner Otto** (28) | gef. an der Ostfront |
| **Raab August** (69) | gest. in einem Heimatlazarett |
| **Greiner Wilhelm** (23) | gest. in einem Feldlazarett an der Westfront |
| **Arnold Friedrich** (31) | gest. in einem Feldlazarett an der Westfront |
| **Hug Karl** (26) | gef. an der Westfront |
| **Müller Eduard** (46) | gest. in einem Heimatlazarett |
| **Schmidt Gustav** (26) | gef. an der Westfront |
| **Kunkel Johann** (25) | gest. in einem Feldlazarett |
| **Röther Albert** (21) | gef. an der Westfront |
| **Hug Adolf** (19) | verm. an der Westfront |
| **Röther Georg** (29) | gest. in einem Feldlazarett an der Westfront |
| **Schmidt Ernst** (21) | gef. an der Westfront |
| **Bernhard Willi** (20) | gef. an der Westfront |
| **Roths Max** (21) | gef. an der Westfront |
| **Albiez Georg** (25) | gef. an der Westfront |
| **Janettin Ant.** (37) | gef. an der ital. Front |
| **Minut Ernst** (20) | gest. in einem Feldlazarett an der Westfront |
| **Falger Max** (21) | gef. an der Westfront |

| | |
|---|---|
| Hug Albert (20) | gest. in einem Feldlazarett an der Westfront |
| Vogt Albert (19) | gef. an der Westfront |
| Roths August (30) | gef. an der Westfront |
| Hugel Franz (29) | gef. an der Westfront |
| Emmenegger Ad. (33) | gef. an der Westfront |
| Philipp Karl (24) | gef. an der Westfront |
| Bernauer Alb. (25) | gef. an der Ostfront |
| Thoma Alfred (28) | gef. an der Westfront |
| Maier August (25) | gef. an der Westfront |
| Falger Gustav (25) | gef. an der Westfront |
| Jacobi J. Fried. (29) | gef. an der Westfront |
| Sutter Gustav (29) | gef. an der Westfront |
| Sutter Herm. (40) | vermißt |
| Schneider Otto (32) | gest. in einem Feldlazarett an der Westfront |
| Gerstmann Ad. (38) | gest. in einem Heimatlazarett |
| Maier Karl (?) | gef. an der Westfront |
| Metzger Karl (25) | vermißt |

Auf fast allen Kriegsschauplätzen standen Hausener Krieger in den Kampffronten. In Frankreich, Belgien, Rußland, Italien, auf dem Balkan und auf hoher See kämpften Hebels Landsleute nach der Weisung, die unser alemannischer Heimatdichter im patriotischen Mahnwort seinem Vetter gegeben hat:

„Auf denn mit vereinter Kraft zum großen Werk! Laßt das Feldzeichen ein wenig flott wehen. Wenn's gilt, so finden wir uns, und wer mit uns nicht gleichen deutschen Mutes und Sinnes ist, der braucht uns nimmer grüßen, denn wir danken ihm nicht."

Von den 46 Gefallenen des Hebeldorfes ruhen

| | |
|---|---|
| in Frankreich und Belgien | 28 |
| in Rußland | 3 |
| in der deutschen Heimat | 6 |
| in Italien | 1 |
| Vermißt und an unbekannten Orten bestattet sind | 8. |

Die in Lazaretten gestorbenen Landsleute sind zum Teil ihren schweren Verwundungen erlegen, teils sind sie an Krankheiten gestorben. Der 69jährige Raab August hatte schon den Krieg von 1870/71 mitgemacht. Beim Ausbruch des Weltkriegs stellte er sich als Oberleutnant a. D. seinem bedrohten Vaterland erneut für den Kriegsdienst zur Verfügung.

**Gedenket in Ehren allezeit unserer gefallenen Landsleute!**

# Die Inflation

Wie das ganze deutsche Volk, so litt auch die Bevölkerung unseres Dorfes in der Zeit des Weltkrieges bittere Not. Deutschland glich einer belagerten Festung und die grausame englische Hungerblockade bewirkte eine immer fühlbarer werdende Verknappung aller lebenswichtigen Bedarfsgegenstände. Einschränkungen aller Art mußten vorgenommen werden, sowohl auf dem Gebiet der Ernährung, wie auf dem Gebiet der Bekleidung. Selbst bei Beleuchtung und Heizung mußte der Verbrauch gedrosselt werden. Alle unentbehrlichen und lebenswichtigen Verbrauchsgüter waren der Zwangswirtschaft unterworfen und mußten den Weg über die Bürokratie der Kommunalverbände machen, bevor sie der Verbraucherschaft zugeleitet wurden. Wer allerdings genügend Geld hatte, der besorgte sich als Hamster auf Schleichwegen entsprechende Zulagen zu den knappen vom Kommunalverband zugeteilten Rationen.

In den ersten Jahren nach dem Krieg waren nach und nach auch gegen Geld im „freien Handel" kaum mehr Lebensmittel zu erhalten; wir schienen in die Zeit des primitivsten Austauschverkehrs zurückgesunken zu sein, wo Gebrauchsgüter nur gegen Gebrauchsgüter ausgetauscht wurden. Mochte jemand einen ganzen Koffer voll Papiergeld mitschleppen, es konnte ihm passieren, daß ihm niemand dafür Waren gab. Das war in der schrecklichen Zeit der I n f l a t i o n. Alle, die sie miterlebten, werden von einem Grauen gepackt, wenn sie an die Inflation zurückdenken.

Schon bei Kriegsende wurde die Mark dem Dollar gegenüber nur noch mit etwa 60 Pfennig berechnet. Rasch sank dann der Wert der Mark immer tiefer und immer höher schwollen die Lebenshaltungskosten an. Immer neue Massen von bedruckten Papierscheinen, die Geld darstellen sollten, wurden durch die Notenpressen hergestellt und in Umlauf gesetzt. Schließlich kam man so weit, daß am Vormittag versucht wurde, das vorhandene Papiergeld restlos in Waren umzusetzen, weil die Gefahr bestand, daß am Nachmittag der ganze Geldhaufen ein wertloser Haufen bedruckter Zettelchen wurde, für die nichts oder fast nichts erhältlich war.

Der „M u l t i b i b b e l" kam zur Herrschaft, d. h. jeden Nachmittag so um 2 Uhr wurde amtlich von der Reichsbank aus bekanntgegeben, zu welchem Wert von diesem Zeitpunkt ab die Mark zu berechnen war. Wer vielleicht am Vormittag für sein Papiergeld noch ein Paar Hosen kriegen konnte, der mußte damit rechnen, daß er am Nachmittag für dieselbe Summe kaum noch ein Paar Schuhriemen bekam. Mit einem Monatsgehalt, oder gar mit einem Wochenlohn konnte unter Umständen die ganze Kaufsumme für ein Haus bezahlt werden, wenn es vielleicht ein halbes Jahr vorher gekauft worden war, ohne daß eine Klausel im Kaufvertrag vorgesehen wurde, die eine wertbeständige Währung, etwa Dollar oder Schweizer Franken, zur Berechnungsgrundlage machte.

Schließlich wurde Papiergeld überhaupt nicht mehr gern in Zahlung genommen, nachdem der Goldwert einer Mark nur noch mit astronomischen Zahlen festzustellen war. Nicht mehr hieß es etwa eine Million Papiermark, oder eine Milliarde Papiermark ist gleich einer Goldmark, nein, mit einer Billion mußte am Ende der Inflation vervielfacht werden. Eine Billion Papiermark repräsentierte also den Wert einer Goldmark.

Ein kleines Beispiel aus der Praxis möge zeigen, wie die Zustände waren. Im Herbst 1923 ging Adlerwirt Behringer mit 3 Milliarden Papiermark auf den Weinhandel, aber niemand fand sich bereit diese ungeheure Summe für Wein in Zahlung zu nehmen. Mit einigen Päckle Tabak, einigen Pfund Kaffee oder Mehl, oder einigen Metern Stoff hätte er eher Wein kaufen können, als mit 3 Milliarden Papiermark. Lebens- und Genußmittel, wie Sachwerte überhaupt, waren als Zahlungs- bezw. Tauschmittel sehr viel begehrter als Papiergeld. Am schlimmsten waren die Lohn- und Gehaltsempfänger daran; in vielen größeren Industriebetrieben unserer Gegend, auch in gewerblichen Betrieben, setzten es die Belegschaften nach und nach durch, daß ihnen wenigstens ein Teil des Arbeitseinkommens in wertbeständigem Geld, z. B. in „Schwizerfränkli", ausbezahlt wurde.

Endlich im Spätherbst 1923 kam die Rentenmark zur Einführung. Wie durch ein Wunder war die Hochflut der Inflation von einem Tag zum andern abgedämmt. Alles atmete erleichtert auf, als der so oft verwünschte Multiplikator, den der Volksmund „Multibibbel" getauft hatte, endlich aus der Tageschronik ausgemerzt wurde und wir nunmehr wieder eine stabile Währung hatten. Jetzt erst bekam auch Hebels Vers im Gedicht „Der Wegweiser" wieder seinen tiefen für Haus- und Volkswirtschaft gültigen Sinn:

„Weisch, wo der Weg zuem Gulde isch?
Er goht de rote Chrüzere no;
und wer nit uf e Chrüzer luegt,
de würd zuem Gulde schwerli cho."

# Schlußbemerkungen

Der geschichtliche Flurgang ist beendet. Wir stehen an der Schwelle der Gegenwart und vor dem schweren eisernen Vorhang, hinter dem die Zukunft verborgen liegt. Hier machen wir Halt und prüfen rückschauend die Bilder, die zu einer Jahrhundertschau zusammengestellt wurden. Gelegentlich ist auch ein Bild aus der Gegenwart eingefügt, das sozusagen durch Schnappschuß aufgenommen wurde, um die organische Verbindung der Gegenwart mit der Vergangenheit aufzuzeigen. Ueber die Gegenwart im Allgemeinen aber werden künftige Geschichtsschreiber berichten, wenn der zeitliche Abstand größer geworden ist, und wenn die jetzt lebenden Generationen restlos im unbekannten Land, in den Vertiefungen der Ewigkeit weilen.

Die künftigen örtlichen Geschichtsschreiber werden es leichter haben, als ihre Vorgänger, denn um die Erschließung der Nachrichtenquellen brauchen sie sich nicht zu sorgen. Nicht nur in den Bereichen der großen nationalen und kulturellen Gemeinschaften werden alle wichtigen Vorgänge schriftlich festgehalten, auch die kleinsten Zellen der großen Gemeinschaft, die Gemeinden und Familien, wissen heute den Wert gewissenhafter Aufzeichnungen wichtiger Begebenheiten besser zu würdigen als unsere Vorfahren. Vertrauensvoll kann daher die Berichterstattung über die Gegenwart den Nachkommen überlassen werden, aber einige allgemeine Bemerkungen zum gegenwärtigen großen Geschehen mögen auch uns gestattet sein. Wir fühlen es alle, daß wir eine Zeitenwende miterleben, die Altes und Morsches von der Bühne der Geschichte fegt, wie der Sturm das dürre Geäst von den Bäumen. Da erinnern wir uns des patriotischen Mahnworts Hebels an seinen Vetter. Es stellt auch ein verpflichtendes Vermächtnis für Hebels Landsleute dar, und so sei es hinausgerufen in die sturmbewegte Welt: Wo deutsches Recht, deutsche Freiheit, deutsche Kultur und deutsches Land verteidigt werden müssen, da werden stets auch Hebels Landsleute zu finden sein. Deutsch sind die Alemannen in Hebels Heimat! Deutsch wollen sie bleiben!

Die Aufgabe der Verfasser des ortsgeschichtlichen Buches bestand darin, das Schicksal des Dorfes in der Vergangenheit aufzuhellen. Sie suchten dieser Aufgabe gerecht zu werden mit gutem Willen und geduldigem Ausharren, doch sind sie sich darüber klar, daß nicht alle gehegten Wünsche und Erwartungen sich erfüllen ließen. Die Leserinnen und Leser werden aber gerne Nachsicht üben und berücksichtigen, daß es die Verfasser nicht immer leicht hatten; sie mußten auf der langen Wanderung durch die Jahrhunderte manchen „Rank" machen, manche „Cheri" nehmen und oft den Weg zur Schwelle der Gegenwart über steiniges Geröll und durch „Dornhürscht" und dichten „Ufwachs" bahnen. Viele Schwierigkeiten waren zu überwinden und viele Hindernisse auszuräumen, als die Grundlagen für die Ortsgeschichte geschaffen und diese niedergeschrieben wurde. Daran möge bei der kritischen Beurteilung gedacht werden.

Da und dort wird in den Leserkreisen die Meinung zu hören sein, es seien unwichtige Begebenheiten zu sehr hervorgehoben, während wichtige zu wenig oder gar nicht erwähnt würden. Die Frage, was wichtig und was unwichtig ist, wird schwer zu entscheiden sein und schließlich gilt es eben, die goldene Mittellinie zu suchen. So haben es die Verfasser gehalten. Wir alle wollen auch nicht vergessen, daß es Ereignisse gibt, die uns im Augenblick des Geschehens groß und bedeutend erscheinen, deren Bedeutung aber mit dem Wachsen des zeitlichen Abstandes immer mehr zusammenschrumpft. Schließlich verdrängen neue und noch bedeutendere Ereignisse das alte ganz aus der

Erinnerung. Aus diesen Gründen möchten wir unsern geschichtlichen Flurgang mit einem Sprüchlein unseres Heimatdichters zum Abschluß bringen, das er einer Freundin schrieb, die ihm einige nette, kleine Pröblein ihres schriftstellerischen Talents hatte zukommen lassen. Dieses Sprüchlein Hebels „An eine Freundin" lautet:

„Nehmet das denn au,
liebi, frummi Frau!
's grotet just nit eis wie's ander,
Chorn und Spreu isch untereander.
Leset 's Fürnehmst uus,
's isch, cha sy, ne Fund;
's ander striichet uus!
Gott erhalt Ich gsund,
und Gott schenk Ich allewiil
liebi, süeßi Freude viel!"



# Quellennachweis

Wenn ein Wünschelrutengänger ausgeschickt würde, um das Gebiet ausfindig zu machen, in dem die ersten Quellen liegen, aus denen die Triebkräfte kamen zur Schaffung eines ortsgeschichtlichen Buches, dann müßte er mit seiner Wünschelrute den Weg nach Hebels Kinderland antreten, denn hier würden zweifellos die ersten Schwingungen der geheimnisvollen Rute spürbar. Im Dorf und in den Matten, Feldern und Wäldern der Umgebung liegt dieses Kinderland. Hier spielte die Dorfjugend auch nach Hebel stets am liebsten und hier senkt sich unbemerkt das Samenkorn in das Kinderherz, aus dem wurzelstarke Heimatliebe keimt.

Im Kinderland also liegt der Ursprung der Triebkraft, die zur Schaffung dieses ortsgeschichtlichen Heimatbuches drängte. Soll aber dargelegt werden, wie die im Kinderland sprudelnden Quellen „gefaßt" und für das vorliegende Buch nutzbar gemacht wurden, dann ist zunächst eines Mannes ehrend zu gedenken, der nicht mehr unter den Lebenden weilt, der aber zu seinen Lebzeiten damit begonnen hat, fortlaufend wichtige Tagesereignisse, gleichviel ob örtlicher oder allgemeinerer Natur, auf den Blättern des Wandkalenders des „Statthalters von Schopfheim", später auf den Blättern des aus dem „Statthalter" hervorgegangenen „Markgräfler Tagblatt" schriftlich festzuhalten. Er hatte offenbar erkannt, daß den kommenden Geschlechtern die Heimat um so lieber und teurer sein wird, je vollständiger ihnen das Bild der Heimat aus der Zeit der Vorfahren übermittelt wird. Dieser Mann war der Vater des heutigen Adlerwirts; auch er hieß Joh. Georg Behringer und ist im Jahr 1907, erst 55jährig, gestorben.

Vermutlich hatte der Verstorbene ursprünglich nicht die Absicht, eine Art Leitfaden für eine künftige Ortsgeschichte zu schreiben, Erfahrungen, die er als Wirt machte, dürften ihn bewogen haben, wichtige Ereignisse aufzuschreiben, um beim Auftauchen von Meinungsverschiedenheiten über den Zeitpunkt der Geschehnisse den Gästen Aufschluß geben zu können. Auf diese Weise sammelte sich nach und nach wertvoller ortsgeschichtlicher Stoff an, dessen Bedeutung nach dem Tod des früheren Adlerwirts vom ältesten Sohn erkannt wurde. Dieser ordnete die vom Vater hinterlassenen Kalenderaufzeichnungen, schrieb das Datum der Tage in ein Heft und sagte sich schließlich, daß sich diese Art Geschichtsschreibung und Tagebuchführung auch in die Vergangenheit zurück fortsetzen lasse. Schlummernde Gaben waren geweckt und ein reger Sammeleifer ließ den geschichtlichen Stoff rasch anwachsen.

Schon als Bub war der angehende „Archivar" beim Spiel mit Kameraden oft „unterm Dach de Tremle no" geschlichen und hatte seine Nase neugierig in manches alte Schriftstück gesteckt, das auf der Bühne des Rathauses lagerte. Später wurde im Gemeindearchiv Umschau gehalten, alte Gemeinderechnungen, Kaufprotokollbücher, Pergamenturkunden usw. wurden durchgesehen und der wertvolle Inhalt abgeschrieben. Dann landete der Amateurarchivar im Generallandesarchiv in Karlsruhe, wo ihm ein mächtiger Berg alter Hausener

Akten vorgelegt wurde. Zunächst umschlich der Forscher den Berg, wie die Katze den heißen Brei, aber nach anleitenden Winken eines hilfsbereiten Beamten drang er schließlich in des Aktenwaldes tiefste Gründe ein und kehrte mit einer reichen Ausbeute von der Forschungsreise ins Wiesental zurück.

Der gesammelte geschichtliche Stoff war schon ziemlich durchgesiebt, als der Weltkrieg im Sommer 1914 zum Ausbruch kam. Der in den Krieg ziehende ehemalige Leibgrenadier trug sein Bündel ortsgeschichtlichen Stoffes auf das Rathaus, damit es im Gemeindearchiv in Verwahrung blieb, falls der Krieger nicht mehr aus dem Feld zurückkehren sollte. Glücklicherweise kehrte er wieder heim und konnte später seine Forschertätigkeit wieder aufnehmen. Vor einigen Jahren gingen dann die beiden Verfasser gemeinsam ans Werk, um mit vereinter Kraft das vorliegende Buch „Hausen im Wiesental, das Heimatdorf unseres alemannischen Dichters Johann Peter Hebel" zu schaffen.

Was die geistige Durcharbeitung des Stoffes betrifft, so ist zu sagen, daß hierbei die Hebelbüchlein der Basler Hebelstiftung einen großen Einfluß ausgeübt haben, wobei erwähnt sein mag, daß die beiden Verfasser zu den beschenkten Schülern gehörten. Nicht unerwähnt sei, daß auch der verstorbene Adlerwirt, Joh. Georg Behringer, am Hebelfest 1866 das Hebelbüchlein erhalten hatte. Die Hebelbüchlein sind die Grundsteine geworden im Aufbauwerk, das jetzt in Form eines ortsgeschichtlichen Buches vorliegt. Mittelbar geht also der Ursprung des Buches auf den verstorbenen Adlerwirt und auf die Basler Hebelstiftung zurück.

Zum Quellennachweis ist weiter zu sagen: Bei der Bearbeitung des ersten Teils des Buches ist das deutschsprachliche Schrifttum über Hebel, so weit es zugänglich war, herangezogen worden. Wo Stellen daraus wiedergegeben sind, ist der Ursprungsort genannt. „Hebels Schreiben zum Blumenkranz" ist Ernst Kellers 1905 erschienenem Buch entnommen: „J. P. Hebels sämtliche poetische Werke". Von den übrigen benützten Werken seien genannt: Wilhelm Altwegg: Johann Peter Hebel (Verlag von Huber und Comp. Frauenfeld/Leipzig). J. P. Hebels Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes (Cotta, Tübingen). Philipp Witkop, Freiburg i. Br.: Johann Peter Hebel, Gedichte, Geschichten, Briefe. Friedrich Becker, Basel: J. P. Hebel. Festgaben zu seinem hundertsten Geburtstage. Wilhelm Zentner: J. P. Hebels Briefe an Gustave Fecht (Karlsruhe, C. F. Müllersche Buchhandlung). Karl Obser: Briefe von J. P. Hebel. Eine Nachlese. (Karlsruhe C. F. Müllersche Buchhandlung). Karl Obser: J. P. Hebels Ahnen. Fritz Liebrich: J. P. Hebel und Basel (Basel, Helbing und Lichtenhahn). Hermann Bähr: J. P. Hebel und sein Grab in Schwetzingen. G. Laengin: J. P. Hebels Biblische Geschichte. Adolf Sütterlin: Hebels Werke. Hermann Albrecht: Der Präzeptoriatsvikari („'s Gottestübli" 1, Schopfheim). Hermann Vortisch: Vom Peterli zum Prälaten. Schließlich dienten auch als Unterlagen eine große Anzahl von Aufsätzen in Zeitungen und in den Heimatzeitschriften „Der Markgräfler", „Mein Heimatland" und das „Markgräflerland". Verfasser dieser Aufsätze waren Hermann Burte, Karl Herbster, Karl Vortisch, K. F. Rieber, Pfarrer Weidner und andere.

Im zweiten Teil des Buches „Des Dorfes wechselvolle Geschichte" sind die benützten Quellen ebenfalls jeweils genannt. In Betracht kommen hauptsächlich: August Eberlin: Geschichte der Stadt Schopfheim und ihrer Umgebung. M. Klär: Das vordere Wehratal. Oeflingen, Wehr und Umgebung in Geschichte und Gegenwart. Pfarrer Weidner: Die Geschichte von Hasel und Glashütten. Dr. Theodor Humpert: Geschichte der Stadt Zell im Wiesental. Julius Schmidt: Kirchen am Rhein. Eine karolingische Königspfalz. Karl Seith: Das Markgräflerland und die Markgräfler im Bauernkrieg des

Jahres 1525 (Heimatblätter vom Bodensee zum Main). Karl Seith: Wie unser Markgräflerland badisch wurde. (Feldbergs Töchterlein, 1924. 12. 13.). Kirchenbücher und Chroniken einer großen Reihe von Orten. Für den Abschnitt „Das Eisenwerk" dienten vorwiegend die Akten des Generallandesarchivs als Stützpunkte, so: Hausen, Amt Schopfheim, Spezialakten, Conv. 1, 4, 5, 6. Herrschaft Rötteln. Fasz. 21, 22, 23, 25, 40, 50, 51, 99, 141. Vereinsammlung Nr. 3718. Sammlung der Handschriften. Nr. 764 (Notizen über das Eisenwerk Hausen.) Z. G. O. N. F. 40. C. G. Fecht: Der südwestliche Schwarzwald. Gemeindeakten aller Art.

* * *

Auch an dieser Stelle wird nochmals allen Mithelfern herzlich gedankt, mag die Mithilfe in der Ueberlassung alten Schrifttums und familiärer Aufzeichnungen, oder in der Erteilung guter, aus einem reichen Erfahrungsschatz geschöpften Ratschlägen und in der mündlichen Uebermittlung wissenswerten örtlichen Geschichtsstoffes bestanden haben. Dankbar wird besonders das freundliche Entgegenkommen der Beamten des Generallandesarchivs und der Landesbibliothek anerkannt, das bei der Durchforschung des amtlichen Urkundenstoffes von Hausen stets bewiesen wurde. Gleiches Entgegenkommen bewiesen die Pfarrämter, wenn das Suchen nach geschichtlichen Unterlagen den Einblick in die Kirchenbücher nötig machte. Ein erheblicher Teil des verarbeiteten Stoffes konnte dem Hausener Gemeindearchiv entnommen werden, was ebenfalls dankbar erwähnt sei. Als erfahrener Heimatforscher stand vor allem Herr Karl Seith den Verfassern beratend zur Seite. Manche älteren Leute des Dorfes förderten das gemeinsame Werk durch die Uebermittlung mündlicher Ueberlieferungen, so insbesondere der Greiner Wilhelm (Murer Willi), der Hebelfestveteran K. Metzger (Düßli Schniider) und viele andere. Dankbar erwähnt sei auch die verdienstvolle Forschertätigkeit des Oberlehrers a. D. Otto Rüdin auf dem Gebiet der Hebelstiftung und des Hebelfestes. Schließlich sei auch der Belegschaft der Buchdruckerei Georg Uehlin, Schopfheim, vom Betriebsleiter bis zum Lehrling, herzlich gedankt für ihre bereitwillige Mitarbeit bei der Drucklegung des Werkes.

---

## Die Bildbeigaben

Um die Wirkung des geschriebenen Wortes zu erhöhen und um geschichtlich bedeutsame Oertlichkeiten und dingliche Erinnerungszeichen aus der Vergangenheit unseres Dorfes anschaulich zu machen, sind eine größere Anzahl Bilder in das Buch eingefügt. Ein Bildnis Hebels, wie es sich beim ortsgeschichtlichen Buch des Heimatdorfes gebührt, eröffnet die Bilderreihe. Das Beckersche Bild, das den Baslern besonders lieb und teuer ist, wurde in der Absicht ausgewählt, das freundschaftliche Verhältnis zwischen der Geburtsstadt und dem Heimatdorf Hebels hervorzuheben. Auch die aufgenommenen Bildnisse von den Ehrengästen der Basler Hebelstiftung sollen sinnbildlich bekunden, daß Hebel der Verbindungsmann ist zwischen Basel und Hausen und zwischen den Alemannen diesseits und jenseits der Reichsgrenzen.

Wie beim geschriebenen Buchinhalt, liegt auch bei den Bildbeigaben die Gemeinschaftsarbeit einer Anzahl „Husemer" vor, soweit die photographische Aufnahme örtlich erfolgte. Verehrung für Hebel, Liebe zu Heimat und Vaterland und Pflichtbewußtsein gegenüber den Hebelfreunden im ganzen alemannischen Kulturkreis ließen unsere „Amateurphotographen" freudig an die Ar-

beit gehen. Von den Herren Wilhelm Menton jung, Hausen, Wilhelm Grether jung, Hausen, Direktor Währer, Fahrnau-Hausen und Karl Behringer, Schiltach-Hausen sind diese Bilder aufgenommen und bereitwilligst zur Verfügung gestellt worden.

Das Hebelbildnis nach dem Pastellbild von Ph. Becker ist durch freundliche Vermittlung des Präsidenten der Basler Hebelstiftung, Herrn Prof. Wilhelm Altwegg, vom Verlag Huber u. Co., Aktiengesellschaft, Frauenfeld/Leipzig zum Zwecke der Verwendung in unserem Heimatbuch freigegeben worden, wofür herzlich gedankt sei. Dankbar sei ferner das Entgegenkommen anerkannt, das der Verlag C. F. Müller, Karlsruhe und der Verlag der Zeitschrift „Mein Heimatland", G. Braun, Karlsruhe, dadurch bekundeten, daß sie uns die „Klichees" vom Hebelhäuschen überließen. In entgegenkommendster Weise stellte das Generallandesarchiv in Karlsruhe den alten Lageplan vom Bergwerk vom Jahr 1690 zur Verfügung, wofür hier ebenfalls gedankt wird; „Autotypie" und „Strichätzung" stammen von der Firma Schuler u. Co., Freiburg i. B. Von dieser Firma wurden auch Zeichnung und „Strichätzung" für das Bild der Linde ausgeführt. Es handelt sich um eine Nachbildung. Eine naturgetreue photographische Aufnahme der Linde war leider nicht ausfindig zu machen, doch erinnerte sich Ratsherr Emil Vogt, Lörrach, der in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts bei der Firma M. B. B. die kaufmännische Lehre durchgemacht hatte, in alten Papieren öfters einen Plan vom Eisenwerk eingesehen zu haben, auf dem die Linde eingezeichnet war. Diesen Plan machte dann Herr Direktor Silcher ausfindig und stellte ihn bereitwilligst zur Verfügung. Die Linde mit dem Ruhebänkle ist darauf eingezeichnet; so konnte dieser Plan in Verbindung mit den Erinnerungen älterer Leute bei der Zeichnung der Linde verwertet werden.

Das „Klischee" mit der Gesamtansicht von Hausen wurde von der Firma A. Weber, Stuttgart, geliefert, von welcher auch die photographische Erdaufnahme gemacht worden ist. Alle übrigen „Autotypien" (19 an der Zahl) wurden von der Firma Haußmann in Darmstadt angefertigt.

---

# Inhaltsverzeichnis

## Erster Teil



## Zweiter Teil

**„Husemer Allerlei"**